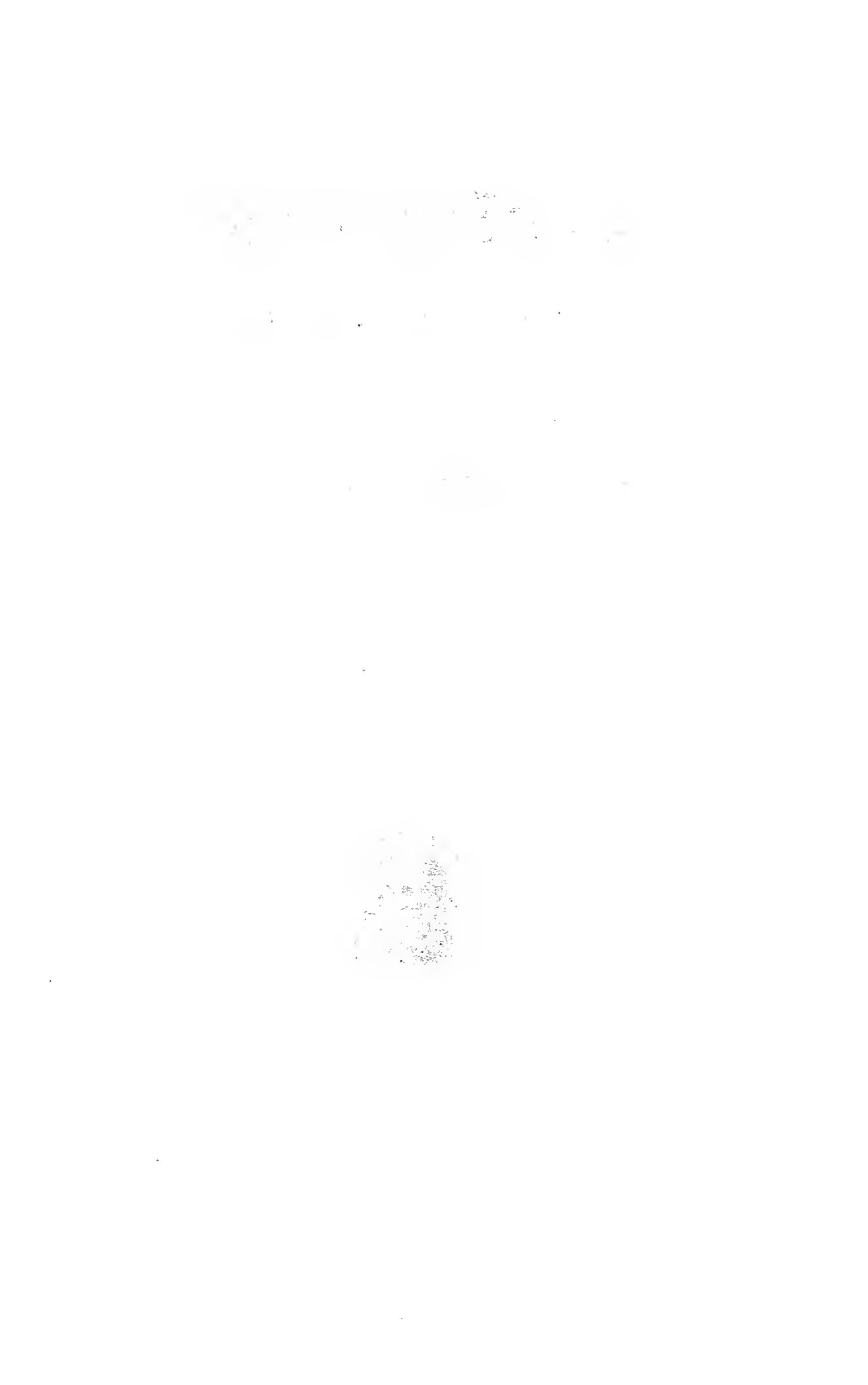
Theodor Storm

* *



Theodor Storm
nach dem Gemälde von Sunde



Theodor Storm

Ein Bild seines Lebens

Von

Gertrud Storm

* *

Mannesalter

Mit sechs Abbildungen und 1 Faksimile



Berlin
Verlag von Karl Curtius
1913

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Inhalt.



I.

Potsdam 1853 bis 1856

Als Dänemark die Regierung in den Herzogtümern wieder übernahm, wurde Bürgermeister Esmarch in Segeberg in seinem Amte nicht bestätigt, sondern am 30. 9. 1853 ohne Gehalt oder Pension entlassen. Bei einer zahlreichen, zum Teil unversorgten Familie war dies ein harter Schlag für Vater Esmarch, der fortan nur den vierten Teil seiner bisherigen Einkünfte bezog. Esmarch war ein pflichttreuer Mensch, dem nichts über seine Beamtenehre ging. Um so tiefer empfand er diese Kränkung und überwand sie niemals völlig. Er suchte und fand eine Tätigkeit als Justitiar mehrerer holsteinischer Güter. Der schöne Garten am See wurde verkauft und die Familie bezog eine kleinere, aber behagliche Wohnung, von der aus man auf den abwechselnd mit grünen Bäumen und roten Dächern umgebenen Kalkberg blickte.

Hier kehrten nun auch die vertriebenen Husumer: Storm und dessen Frau mit ihren drei Knaben und einem Kindermädchen, zu kurzem Verweilen ein. Ein wenig gedrängt lebten sie zwar. „Lotte, Marie, Sophie, Lolo[1]) und meine beiden Jungen schlafen zusammen

[1]) 4 Töchter Esmarchs.

mit Berta[1]) in einer großen Stube, die wie ein Lazarett aussieht," berichtet Storm nach Husum.

Storm begleitete den Schwiegervater oft auf seinen Geschäftswegen durch die ihm von der Jugend her so vertraute, liebliche, jetzt in vielfarbigem Herbstschmucke prangende Gegend.

„Es sind gar zu goldene Tage," schreibt Storm an Fontane (23. 10. 1853), „das Hauptvergnügen besteht darin, mit Frau, Jungen und einem halben Dutzend Schwägerinnen im warmen Sonnenschein die Abhänge des Kalkberges hinabzurutschen. Gestern begleitete ich meinen Schwiegervater auf einer Geschäftsreise aufs Land und ging stundenlang mit einem alten Müller auf der sonnenbeschienenen Heide spazieren. Ich war recht in meinem Elemente: Der weite Blick über die Heide und die tiefere Gegend, der kräftige Herbstduft um mich her, und dabei erzählte der Alte die geheime Geschichte eines Gutes, das wir vor uns aus den Buchen ragen sahen, und einer schönen, vornehmen Frau, die dort in Einsamkeit für ihre Leidenschaft und die Konventionen ihres Standes gebüßt hatte. Ich hatte schon früher von ihr gehört. Meine Frau erinnert sie als Kind gesehen und für sie geschwärmt zu haben. Sie teilte mir kleine, reizende Züge mit. Ich glaube das gibt eine Sommergeschichte — doch ich will nicht vermessen sein, die Welt des Preußischen Rechts liegt zwischen mir und der Poesie."

So verging die Wartezeit. Am 18. Oktober empfing Storm endlich die Königliche Order, die ihm die Wahl

[1]) Kindermädchen.

seines zukünftigen Aufenthaltsortes überließ. Er wählte Potsdam.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte Potsdam etwa 40000 Einwohner und war rings mit Festungsmauern umgeben, so daß man nur durch die Tore ins Freie gelangen konnte. Die Wohnungsverhältnisse waren bescheiden. Meistens mußte man innerhalb der Stadtmauern wohnen, da von den heutigen Villenvorstädten nur kleine Anfänge vorhanden waren.

Im Parke von Sanssouci ist manches geändert worden. Von seinem ursprünglichen Rokokocharakter hatte er unter Friedrich Wilhelm IV. schon viel verloren. Der nordische Garten mit dem Orangeriehause stammt von ihm. An der Stelle der Orangerie erhob sich zu der Zeit ein Sandberg. Die einsamen Teile, in die Storm sich auf seinen Spaziergängen so gerne träumend verlor, bestehen nicht mehr.

Wenn der Dichter in seinen Briefen vom Bassinplatze spricht, auf dem das Tabakskollegium-Häuschen stehe, so hat er damit die Zukunft vorweggenommen. Denn damals lag das Tabakskollegium noch auf der größeren von zwei Inseln in einem kleinen, sumpfigen See, dem sogenannten Bassin. Erst viel später ist das übelriechende Wasser zugeschüttet und durch Anlagen ersetzt worden. Über den See begrenzte ein großer Platz, der am Eingange der Kreuzstraße mit alten Silberpappeln bestanden war. Heute erhebt sich in seiner Mitte, wo früher Kunstreiter und Tierbändiger sich zeigten, die katholische Kirche.

Am 23. November ging Storm nach Potsdam, um

eine Wohnung zu suchen und ein Mädchen zu mieten. Herr von Goßler, der Direktor des Kreisgerichts, ging mit ihm auf Wohnungssuche, während seine Frau sich erbot, ein Mädchen zu besorgen.

Storm fand eine Wohnung in der Brandenburger Straße Nr. 70. In der Hoffnung auf eine baldige feste Anstellung mietete er immer nur für kurze Zeit eine Wohnung. So kam es, daß er deren drei in der Zeit vom Dezember 1853 bis zum Oktober 1856 inne hatte.

Das Haus Nr. 70 der Brandenburger Straße war ein Eckhaus mit der Aussicht auf das Brandenburger Tor und den kleinen Platz davor, ihm gegenüber lag eine militärische Torwache. Vom Tor bis zur Waisenstraße war die Brandenburger Straße, die Hauptgeschäftsstraße, damals als einzige in Potsdam asphaltiert, weil der kranke König sie benutzte, wenn er zur Garnisonkirche fuhr. Wenn der Springbrunnen auf dem Luisenplatze, wo jetzt das Denkmal Kaiser Friedrichs steht, sprang, so floß das Wasser in den Rinnsteinen der Brandenburger Straße in zwei rieselnden Bächlein ab, was für die kleinen Stormschen Jungen eine Quelle vieler Freuden war.

Am 30. November traf Constanze mit den Kindern in Berlin ein, wo sie zwei Tage in einem Gasthofe wohnen mußte, weil die Möbel noch nicht in Potsdam angekommen waren. Die Freunde in Berlin nahmen sich der Fremdlinge aufs herzlichste an und suchten ihnen die neue Heimat freundlich und angenehm zu gestalten. Storm benutzte die Tage dieses notgedrungenen Aufenthalts in Berlin, um Constanze bei seinen dor-

tigen Freunden einzuführen. Sie war so beglückt durch die herzliche Aufnahme, die sie überall fanden, daß alle neuen und freundlichen Eindrücke ein Heimweh noch nicht aufkommen ließen.

Am 3. Dezember bezog die kleine Familie ihr neues Heim in Potsdam, aber erst am nächsten Tage gelang es, die Möbel aus mancherlei Schwierigkeiten herauszulösen. Zum Glück war Madame Meise eine entschlossene und gefällige Wirtin, welche die ganze Familie in den leeren Zimmern für die Nacht unterzubringen wußte.

„Wir bewohnen ein recht angenehmes Quartier," schrieb Storm an Freund Brinkmann, „drei geräumige Zimmer nach der Straße, Kinderstube, Schlafstube und Küche nebst Kammern." Hinter dem Hause lag ein großer Hof, an dem viele kleine Leute wohnten, u. a. eine Jüdin, deren Mann wegen Betruges im Gefängnisse saß, mit zwei netten Jungen und ein armer Maler mit vielen kleinen Kindern. Mit diesen Kindern tummelten sich Storms Knaben lustig herum, was eine merkliche Zunahme ihrer Unarten zur Folge hatte. Die Eltern hielten es jedoch für Verzärtelung, ihre Kinder vom Verkehr mit der Straße fernzuhalten. Die Wohnung war nur mit den notwendigsten Möbeln ausgestattet. Das Klavier und die geliebten Bücher, die für Storm zur Annehmlichkeit des Lebens gehörten, waren einstweilen bei den Eltern in Husum geblieben.

Nun begann, herausgerissen aus einem sorglosen, heiteren Leben, aus dem sicheren Wohlstande, der jahrelange, bittere Kampf mit der Not des Lebens, mit der

Sorge um den „täglichen Schilling“. „Die Nahrungssorge ist ein ordinäres Leid,“ sagt Storm, und doch verließ sie ihn nicht durch lange Jahre. Ebenso blieb die Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Meeresrauschen und dem Schrei der Wasservögel, nach den weiten, grünen Marschen und der einsamen Heide sein treuer Begleiter.

„Halte Dich möglichst vom Heimweh fern,“ ermahnt Vater Storm, „wirklich ist wenig Grund und Ursache dazu. Ich habe mehr Sehnsucht in entgegengesetzter Richtung. Was früher war, wird nie wiederkommen, dies ist mir zu klar, als daß noch ein Zweifel aufkommen könnte, und wer nicht blind ist, muß mir wohl glauben. Der Kram hier richtet mich zu Grunde.“

„Du wunderst Dich,“ antwortet Storm darauf seinem Vater (9. 6. 1854), „wie ich Heimweh haben könne, ich will es Dir sagen:

Am Deich[1]).

Ans Haff nun fliegt die Möwe
Und Dämmerung bricht herein;
Über die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben den Lachen her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gährenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen —
So war es immer schon.

[1]) Vgl. „Meeresstrand“, Band 8, S. 194/195.

Und so ist es noch jetzt und nirgend sonst auf der Welt; es ist eben das Geheimnis der Heimat, sie können's so toll gar nicht treiben, daß ich das Gefühl verlöre, diese Erde sei dennoch mein."

Am 10. Dezember 1853 wurde Storm als Assessor ohne Gehalt und Stimme beim Kreisgerichte Potsdam eingeführt und saß zum ersten Male hinter dem grünen Tische, während er sonst davorstand. Das preußische Recht war ihm völlig fremd. „Das natürliche Recht," klagt er am 13. 2. 1854 Brinkmann, „und namentlich das Verfahren ist so millionenfach detailliert, daß die Arbeit, sich darin zurechtzufinden, wahrhaft ungeheuer ist, wenigstens für einen Menschen mit schwacher Gesundheit."

In den Heimatbriefen (11. 12. 1853) finden wir die Stelle: „Bei uns ist der Prozeß die Form, ja eigentlich so gut wie nichts, hier aber ist es ein Netz von Millionen Maschen, worin man sich jeden Augenblick verwirren kann. Die Arbeiten, die auf mich eindrängen, sind enorm, und ich will nur hoffen, daß ich es körperlich aushalte."

Schon vor seiner Einführung wurden Storm Akten zum Referat ins Haus gesandt mit dem Ersuchen, sie möglichst bald abzuliefern.

„Ich habe mich gleich darüber hergemacht," schrieb er seinem Vater (5. 12. 1853), „sie zu studieren. Aber Rathgens Wort: ‚In der Ferne ist man sehr oft gänzlich ratlos,' bestätigte sich sofort an mir. Obgleich ich das spezielle und wie eine Bibel dicke Handbuch Kochs über den Preußischen Zivilprozeß gestern und heute wie ein

Hühnerhund abgesucht habe, so habe ich doch bis jetzt auch noch nicht annähernd einen Gedanken fassen können, was denn eigentlich demnächst prozessualisch mit der Sache geschehen müsse. Es geht hier im Prozeß alles bunt durcheinander, bald handelt die Partei, bald das Gericht, dann wird Beweis aufgenommen, dann wieder ein bißchen repliziert; mir ist, als seien alle Prozeßstadien in Fetzen gerissen und wirbelten lustig um mich her. Ich schreibe Dir natürlich unter dem ersten Eindrucke dieser Aktenfaszikel; wie ich dieser Konfusion Herr werde, weiß ich in der Tat noch nicht, ich weiß jetzt nur, daß ich es werde."

Am 11. Dezember 1853 erhielt Storm die Akten von 50 Prozessen, um sie in 4 Tagen zu erledigen. Nach einigen vergeblichen Bemühungen sandte er sie jedoch mit Genehmigung des Direktors unbearbeitet zurück. So geriet er allmählich in eine Stimmung, wo er nirgends Licht sah und sich mit allem Neuen, das auf ihn eindrang, in heller Verzweiflung herumschlug.

Hier empfand der Dichter zum ersten Male den Druck der Staatsmaschine auf das Leben, wie er ihn zu Hause nie gekannt hatte. Jede schriftliche Mitteilung, hauptsächlich an die Nächsten, wurde ihm fast unmöglich, weil er nur schreiben konnte, er sei in Verzweiflung. So mußte Frau Constanze, was sie nur ungern tat, die Feder führen, um die Lieben in der Heimat mit Nachrichten zu versehen. Aber schon am 19. Dezember 1853 schrieb Storm seinem besorgten Vater: „Ein klein wenig fängt die Finsternis schon an sich zu teilen."

Den ältesten Rat Meyel schildert Storm seinen

Eltern anfangs als einen zugeknöpften Beamten, dem er jede kleine Belehrung herauszwingen müsse, aber bald zeigt sich ihm der alte Herr als ein Praktiker durch und durch, der ihm, wie einst sein Vater, stundenlange, ersprießliche Vorträge hält.

Bei 11 Räten und 4 Rechtsanwälten mußte Storm Besuche machen. Sein persönliches Verhältnis zu den Kollegen war gut. Mit den Familien des Direktors von Goßler, der Kreisgerichtsrats Knauff und des beim dortigen Staatsanwalte arbeitenden Dr. Zöllner knüpften Storms bald freundschaftliche Beziehungen an. Sie besuchten sich abends zum Tee, wo dann neben der Rechtswissenschaft auch die Dichtkunst und Musik zu ihrem Rechte kamen. Herr von Goßler spielte gut Violoncell. Ohne den heimatlichen Gesang des Husumer Teekessels gab es für Storm keine Behaglichkeit. „Der brausende Teekessel," schreibt er an Mörike[1]), „mit einer tüchtigen Kohlenglut darunter, pflanzt wirklich den häuslichen Herd in die Stube, und mit den Seinigen und einem Freunde abends am Teetische plaudern oder lesen, ist ein Tagesschluß, den ich unter keiner Bedingung entbehren möchte."

Die liebsten Freunde hatten Storms in Berlin. Es waren Franz Kugler, Theodor Fontane, Friedrich Eggers, Wilhelm von Merckel[2]) und Bernhard von Lepel[3]). Kugler, „ein Kernmensch, einfach, fest und

---

[1]) Mörike-Storm-Briefwechsel, S. 29.

[2]) Kammergerichtsrat.

[3]) von Lepel war als Gardeoffizier mit in Schleswig-Holstein und hatte dann seinen Abschied genommen.

treu“, ward von Storm und seiner Frau in gleicher Weise verehrt. In seinem Hause, unter seinen Frauen, Frau Klara und Fräulein Margarete, Paul Heyses Braut, waren sie ganz daheim. Paul Heyse schildert Storm als die hübscheste, poetischste und geistvollste Erscheinung, die ihm je vorgekommen sei.

Fontane erzählt in seinem Buche „Von Zwanzig bis Dreißig“ von seinen persönlichen Beziehungen zu Storm[1]): „Mit Zöllner und Eggers, die ganz vorzüglich zu ihm paßten, war er sehr intim, während sich ein gleich herzliches Verhältnis, trotz beiderseitig besten Willens, zwischen ihm und mir nicht herstellen lassen wollte. Wir waren zu verschieden.“

Storm wurde auch Mitglied des Tunnels über der Spree und in ihm unter dem Necknamen[2]) Tannhäuser eingeführt. In dieser Zeit wurde die Rütli-Gesellschaft, eine Abzweigung des Tunnels, gegründet, wozu u. a. Franz Kugler, der Maler Menzel, Fontane, von Merckel, von Lepel und Storm gehörten. Die Rütli-Genossen kamen an jedem Sonnabend schon um 2 Uhr nachmittags zum Tee und später folgendem einfachen Abendessen abwechselnd bei den Berliner Mitgliedern zusammen. Selten nur tagte der Rütli bei Storms in Potsdam. An dieser Geselligkeit nahmen auch die Damen der Rütli-Mitglieder teil. Jeder brachte mit, was er etwa Neues geschrieben hatte; das wurde dann mit Behagen bei einer Tasse Tee oder, wenn sich der Rütli in Potsdam versammelte, auf einem gemeinsamen

[1]) Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig, S. 364.

[2]) Vergl. Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig, S. 266.

Spaziergange in den einsamen Teilen des Parks von Sanssouci unter die Lupe genommen.

Den Tunnel besuchte Storm selten; er konnte sich dort nicht heimisch fühlen, auch kostete die Reise immer ein paar Taler. Zum Rütli fuhr er jedes zweite oder dritte Mal hinüber, um sich zu erfrischen. Constanze, die ganz von ihren Kindern in Anspruch genommen war, begleitete ihren Mann nur selten.

Weihnacht 1853 war im Hause Storm zum ersten Male ein trübes Fest. Mehr noch als sonst wanderten die Gedanken nach der Heimat. Nur ein kleiner Baum wurde aufgeputzt und den Kindern darunter beschert. Storm, Constanze und Bruder Otto, der derzeit in Berlin beschäftigt war, lasen beim Scheine der Weihnachtskerzen die Briefe aus der Heimat, aus denen ihnen ihre eigene Sehnsucht entgegenklang. Kein leichter Kinderschritt ertönte mehr auf dem Flur des alten Hauses in der Hohlen Gasse und keine helle Kinderstimme hörten sie mehr fragen: „Großmutter, darf ich bei dir essen?“ Nachdem die Kerzen ausgelöscht waren, aß die kleine Familie, wie einst zu Hause, Fisch und Futjen, ein Gebäck, ohne das in Schleswig-Holstein kein Weihnachtsfest denkbar ist.

Im Januar 1854 stellte sich bei Storm infolge der vielen Gemütsbewegungen und der angestrengten Arbeit ein nervöses Magenübel ein, das ihn zur Untätigkeit verdammte und ihn zwang, sich zunächst einen vierzehntägigen Urlaub und dann einen sechswöchigen Nachurlaub zu erbitten.

Im Februar wurde er zum Mitgliede des Schwur-

gerichts ernannt, konnte dieses Amt jedoch nicht übernehmen, weil er noch nicht vollkommen wiederhergestellt war. Erst am 16. März vermochte er diese Tätigkeit zu beginnen. Bald schon häuften sich die Arbeiten so, daß Storm wie unter einer Hetzpeitsche lebte. Er klagt am 21. 4. 1854 seinen Eltern darüber: „Von des Morgens 8 Uhr bis abends 7 Uhr geht es meist, einen kleinen Spaziergang abgerechnet, in einem fort: Dekrete, Informationen, Verhandlungstermine, Relationen usw. Und nicht wie zu Hause, wo man einmal in den Garten guckt und die Spreen pfeifen hört oder zwischendurch einmal ein Bekannter kommt. Nein — es geht in atemloser Hast, ohne aufzusehen, von einem zum andern. Neulich fielen mir an einem Tage, nachdem ich auch schon ein paar Termine abgehalten hatte, 77 Prozesse ins Haus zum Dekretieren, die bis auf den andern Tag expediert werden mußten.“

Wie ein Lichtstrahl fiel in das durch so manche Kümmernisse verdunkelte Leben die Bekanntschaft mit dem von Storm so hoch geschätzten Dichter Eichendorff, der still und den meisten verborgen in Berlin lebte. Storm hatte Kugler gebeten, ihn einmal mit Eichendorff zusammen einzuladen, was auch geschah. Er berichtet seinen Eltern am 24. 2. 1854 darüber: „Constanze und ich waren in der letzten Zeit zweimal in Berlin, einmal bei Merckels zum Mittagessen und einmal bei Kuglers. Beide Male im Kreise der Freunde, die Du in der Argo vereinigt findest; nur daß bei Kuglers auch der alte, berühmte Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff zugegen war, der in einem entlegenen Stadtteil Berlins

in der Stille seine letzten Tage lebt. Er ist 1788 auf seinem väterlichen Schlosse Lubowitz bei Ratibor geboren, Katholik, hat 1805 bis 8 in Heidelberg und Halle Jura studiert, 1813 bis 15 als Freiwilliger im Lützowschen Korps gedient und wurde endlich 1841 Geheimer Regierungsrat im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten; seit 1845 im Ruhestande. Er ist teilweise Kuglers Vorgänger gewesen und wir besahen an dem Abend noch Akten und Dekrete von ihm. Er ist ein Mann von mildem, liebenswürdigem Wesen, viel zu innerlich, um, was man gewöhnlich vornehm nennt, an sich zu haben. In seinen stillen, blauen Augen liegt noch die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt. Er ist übrigens schon ganz weiß. Das Portrait vor seinen Werken — seht es Euch einmal ordentlich an — ist nur in den Gesichtsformen ähnlich; der Ausdruck des Gesichts, namentlich der Augen, ist vollständig entgegengesetzt.

Es war mir ein eigenes Gefühl, einen Mann persönlich zu sehen und zu sprechen, mit dessen Werken ich seit 18 Jahren im intimsten Verkehr gestanden hatte, und der neben Heine schon in meiner Jugend den größten Einfluß auf mich gehabt hat. Ich sagte ihm das auch und er war sehr herzlich und lieb. Fontane brach in die Worte aus: ‚Es ist doch etwas Famoses um einen alten Poeten, wenn er ein echter ist.'"

Eichendorff erzählte außer einer wunderbaren, selbsterlebten Spukgeschichte, die Storm bisweilen im engeren Kreise immer mit den notwendigen, geheimnisvollen Kunstpausen meisterhaft nacherzählte, daß er trotz

seiner italienischen Schilderungen niemals in Italien gewesen sei.

Über ein zweites freudiges Ereignis schreibt Storm am 21. 4. 1854 nach Hause: „Eine große Freude machte mir neulich eine Sendung von Eduard Mörike. Ich hatte ihn für Constanzes Album um einen Beitrag gebeten. Nun schickte er:

1. die von ihm und seinen Freunden aus dem Nachlasse herausgegebenen Schriften ihres Freundes Professor Ludwig Bauers. Vorne drin steht: ‚Den lieben Freunden aus Schleswig-Holstein: Constanze und Theodor Storm',

2. Schattenrisse von sich, seiner Frau und seiner Schwester Klärchen,

3. von seiner Hand geschrieben sein schönes ‚Früh, wenn die Hähne krähn',

4. zwei Journalblätter, worin neue Gedichte von Mörike,

5. einen über alles lieben und freundlichen Brief, 8 Seiten lang, von dem Ihr später einmal Abschrift haben sollt.

Außer dem Briefe kommt für Constanze erst alles am 5. Mai zum Vorschein[1]). Ihr wißt ja, neben Weihnachten ist das, und mit vollem Rechte, der höchste Festtag im Jahre."

Am 14. Mai waren Storms zur Feier des Polterabends von Paul Heyse und Margarete Kugler geladen. Hier sah Storm nach 19 Jahren Geibel wieder,

---

[1]) Constanzes Geburtstag.

der mit seiner Frau von München zur Hochzeitsfeier herübergekommen war.

Die Kinder gediehen auch in Potsdam. Ernst war für sein Alter groß, voll Kraft und Lebensfülle. Hans, ein kleiner Träumer, machte gerne auf eigene Hand Ausflüge nach dem Jägertor und wachte eigentlich nur in den Abendstunden und in der Erregung aus träumerischem Dämmer auf. Auf einem Gange durch Sanssouci blieb er vor einem Blumenbeet stehen und sagte: „Papa, erinnert dich diese Blume nicht an deinen Vater?“ Sie blühte im vergangenen Jahre in einem wohlbekannten Gärtlein in der Hohlen Gasse. Hans kam Ostern in die Schule. Seine Schularbeiten machte er oft beim Abendtee, wenn der bekannte Teekessel sang.

Storm war ein guter Vater, der sich viel mit seinen Kindern beschäftigte. Fast kein Brief wurde nach Husum oder Segeberg abgesandt, in dem nicht eine kleine Kindergeschichte enthalten war. „Ich möchte Euch gönnen,“ heißt es in einem Briefe vom 16. 3. 1854 an die Eltern, „daß Ihr an dem anmutigen Kinderleben um uns herum teilnehmen könntet. Hans mit seinem verklärten Wesen muß nur immer von geistiger Erregung abgehalten werden. Er ist jetzt auf Jesus Christus verfallen und zieht seit zwei Tagen unablässig hinter unserer ziemlich bibelfesten Köchin her, die er zwingt, ihr derartiges Wissen an ihn herauszugeben. Wenn sie Türklinken putzt, holt er seinen kleinen Lehnstuhl und setzt sich neben sie; wenn sie fertig ist, nomadisiert er mit ihr weiter.

Der kleine Ernemann, dessen Augen immer schöner

werden, ist ein besonders reizender Junge. Tut er in meiner Abwesenheit etwas, wovon er weiß, es gefällt mir nicht, so bittet er die andern, ihn zu erinnern, daß er es doch Papa sagt, wenn er wiederkommt. Und abends in der Dämmerung kann er sich stundenlang in den detailliertesten Phantasien ergehen, wie er mich pflegen will, wenn ich alt bin. Der kleine Karl, der jedenfalls der lebendigste von den dreien wird, hat schon drei Zähne und wird ein allerliebster Junge."

Zum ersten Male verlebten sie den Frühling nicht in der Heimat. Der durch ihre Zimmer flutende Sonnenschein erinnerte sie an die Sonntagnachmittage in der Hohlen Gasse, der Lenz an ihren verlassenen Garten. Aber unmerklich fast nahm sie doch auch der lachende Zauber des Parkes von Sanssouci, die weiten, blühenden Wiesen und die bewaldeten Ufer der Havel gefangen. Der tägliche Spaziergang beschränkte sich auf den Park, weil zu weiteren Ausflügen die Zeit fehlte. Einen solchen Spaziergang schildert Storm den Eltern in seinem Briefe vom 7. 5. 1854. „Gestern abend verlor ich mich allein in die einsamsten, feuchtesten und grünsten Partien des Parkes von Sanssouci. Die Eichhörnchen saßen am Wege, richteten sich auf und guckten mich an, die grauen Baumspechte, deren hier sehr viele sind, waren an den Baumstämmen geschäftig, in der Ferne hörte man den Vogel Bülo. Nur ein einziger Mensch begegnete mir. Ich dachte immer an Euch und wünschte Euch zu mir; bei jeder schönen Aussicht dachte ich an Mutter, bei jedem Vogel an Dich, lieber Vater. Wie glücklich wäre ich, könnte ich so recht in und mit

der Natur leben. Das ist wohl ein Erbteil und diese Neigung nimmt mit jedem Jahre zu."

Auf diesen einsamen Mittagsspaziergängen im Parke, „wo vor der Gemäldegalerie die alten Buxbaumschnörkel der Rokokozeit schimmerten und dufteten", ersann Storm seine anmutige Novelle „Im Sonnenschein", eine Schwesternovelle von „Im Saal". Weihnachten 1854 erschien sie bei Duncker zusammen mit „Marthe und ihre Uhr" und „Im Saal". Der Dichter erlebte die Freude, daß schon nach 4 Monaten die zweite Auflage angekündigt wurde. Er legte seiner Mutter das Büchlein auf den Weihnachtstisch und schrieb dazu (17. 12. 1854): „Es wird Dir zeigen, wohin ich mit meinen Gedanken aus dieser peinlichen Wirklichkeit zu flüchten liebe".

„Wie schon so oft," antwortete sie ihm in ihrem Dankesbriefe, „bist Du in Deinem Sonnenschein zu Deinen Großvätern und Großtanten zurückgekehrt. Tante Fränzchen wird vielleicht ein wenig idealisiert, auch einmal mit Tante Christine[1]) verwechselt in der Eigenschaft als gute Rechnerin. Doch eine solche Freiheit steht dem Dichter zu. Auch verlegst Du die erste Szene ganz nach Großmutters Garten[2]), wohl deshalb, weil seine Lage sowie das Lusthaus ansprechender sind. Unsere alte Großmutter[3]) hast Du gut mit ihrem

[1]) Tante Fränzchen war die Schwester von Storms Großvater Simon Woldsen, Tante Christine die Schwester der Großmutter Woldsen.

[2]) Der im zweiten Kapitel geschilderte urgroßmütterliche Garten ist gemeint.

[3]) Großmutter Woldsen, Storms Großmutter mütterlicherseits.

Taschentuche auf dem Schoße gezeichnet. Die ganze Erzählung ist so zart, so duftig, wie die anderen auch. Zu meiner großen Freude war ‚Marthe und ihre Uhr‘ mir noch unbekannt, ich hatte also eine doppelte Freude. Ich weiß nicht, welche von beiden Erzählungen ich höher stelle. Das Ende ist, sie sind mir beide lieb. Großmutters Saal, ich darf ihn ja so nennen, hat mich eigentümlich angeheimelt; er gehört zu meinen Lieblingen Deiner Geisteskinder.“

Sogar Vater Storm, der niemals eine der Dichtungen seines Sohnes gelesen haben soll, schreibt ihm: „Deine kleinen Schriften gewinnen auch in unserer Gegend mehr und mehr an Lesern.“

Im Museum von 1855 veröffentlichte R. Prutz eine Kritik über „Im Sonnenschein“, die den Dichter hoch erfreute und die ich deshalb hier folgen lasse. „Den Heyseschen Novellen verwandt durch die große Sauberkeit und Anmut ihrer Ausführung sind die drei Sommergeschichten, die Theodor Storm unter dem Titel ‚Im Sonnenschein‘ herausgegeben hat. Und sie verdienen ihren Namen; es liegt wirklich ein sommerlicher Glanz und Duft auf diesen reizenden, kleinen Gemälden, oder wie sonst sollen wir sie nennen? Erzählungen sind es auf keinen Fall, bloße Situationen, Schilderungen, aber von unvergleichlicher Treue und Sauberkeit der Zeichnung und einer höchst wohltuenden Wärme der Empfindung. In dieser letzten Beziehung übertreffen sie die vorhin besprochenen Novellen von Heyse bei weitem. Wir bewundern hier nicht nur den graziösen Meißelschlag des Künstlers, sondern wir

fühlen auch den warmen Herzschlag des Poeten, den Schlag eines Herzens, das sich mit uns freut und das mit uns klagt, weil es gleich uns des Lebens Lust und Weh an sich selbst erfahren und durchgekämpft hat. Für den gewöhnlichen Leser, der nur von einer Spannung in die andere gejagt sein will, ist das Büchlein allerdings nicht geschrieben, aber dem feineren Geschmack und empfindenden Herzen wird es trotz seines winzigen Umfangs eine höchst wertvolle und willkommene Gabe sein."

Ein wenig anders lautet die Beurteilung Paul Heyses, die er Storm in seinem Briefe vom 26. 11. 1854 sandte.

„Aber was klage ich Ihnen die Ohren voll! Ich habe Angenehmeres für Sie und mich zu tun, Ihnen für den Sonnenschein zu danken. Sie haben mit dem Titel ein Wort gesagt, aus dem sich viel herauslocken läßt. Es ist mir zuweilen vorgekommen, als zeigten Sie das allerliebste Leben unter der Lupe. Halten Sie es nicht für boshaft, wenn ich jetzt von einem Sonnenmikroskope rede. Und wenn es Ihnen ärgerlich ist, so haben Sie es ein wenig verdient. Sie setzen einem ein Gericht vor — es giebt nichts Appetitlicheres; ein Verhältnis zum Anbeißen; ein Motiv so lecker und gesund zugleich, daß man die Lippen von selber schnalzen fühlt — und auf einmal abgeräumt, das liebens- und essenswürdige Schüsselchen in die Speisekammer gestellt. Und wenn wir ungeduldig und hungrig genug geworden sind, sollen wir mit ein wenig Kaltaufgeschnittenem beschwichtigt werden, das immer noch delikat genug ist, aber eine volle Mahlzeit nicht ersetzen kann.

Nun ich dies abgeschmackte Gleichnis glücklich bis auf den letzten Tropfen ausgesogen habe, komme ich auf ein Wort Ihres Briefes zurück, in dem eigentlich alles liegt, was meine vielen Worte so unbeholfen sagen wollten. Daß Sie selbst mit dem zweiten Teile der Geschichte minder zufrieden sind, liegt gewiß daran, daß Storm der Leser andere Bedürfnisse hat als Storm der Erzähler. Sobald Sie lesen, verlangen Sie, wie auch jeder gewöhnliche Leser zu tun pflegt, daß Ihnen nicht zu viel Mühe gemacht wird, daß Sie mit wenig Aufwand nachschaffender Phantasie in den Besitz der Geschichte kommen. Nun aber — ein erstes und ein letztes Kapitel, beide aufs höchste reizend und durch ahnungsvolle Fäden verknüpft — aber wo Teufel bleibt der Roman? Ich bitte Sie dringend, ihn noch hinzuzuschreiben, wenn nicht im 25. Jahrhundert ein slawischer Litterator Ihrem Schatten ins Gesicht beweisen soll, daß man es hier mit einem Kopf und Schwanz zu tun hat und die Melusine dazwischen abhanden gekommen sei.

Sie dürfen mir das nicht übelnehmen. Ich bin vielleicht ein Philister und will alles fein komplett. Aber Gott besser's, ich sage, was meine Augen sehen. Ihre Verse sind desto kompletter und ich bewundere, wie Sie in dieser Nuß den ganzen Kern der Regeln, die gegeben werden *können*, zusammengepreßt haben. Sie wissen so gut wie ich, daß ein ordentlicher Mensch einem ordentlichen Menschen nur Regeln geben kann, die sich von selbst verstehen. Um so verdienstlicher ist die Form, die uns dergleichen neu und eigen macht. Und Ihre

Regel mit der Tochter des Hauses[1]) ist durch die neue Form zu einem neuen Inhalt geworden, den ich nicht säumen werde auszubreiten. Auch dem Geibel hat das Gedicht sehr gefallen, an dem beiläufig Ihre Lyrik einen starken Verehrer hat."

Sonntagnachmittags machten Storms bisweilen mit Freund Knauff, dessen Frau und den Töchtern der verwitweten Majorin Stein Bootfahrten auf der Havel. Man ruderte dann nach verschiedenen, ein bis zwei Stunden entfernten Orten. Die Rückfahrt beim Schein des Mondes, dessen Scheibe hinter den dunklen Kiefernwäldern aufstieg, war reinste Sommerromantik, „mondbeglänzte Zaubernacht"! Hans und Ernst wurden stets mitgenommen. Sie bauten sich Moosbetten auf dem Waldboden, während die Erwachsenen Boccia spielten. Mitunter nahmen auch Kugler, Fontane und Eggers an diesen Fahrten teil.

Während Storm eifrig den Pflichten seines Amtes nachkam, mühte sich Frau Constanze, den kleinen Hausstand mit geringen Mitteln bei teueren Preisen zusammenzuhalten. Fleisch, Gemüse, Eier, Butter, ja selbst das Mehl hatten in Potsdam einen so hohen Preis, daß eine Mehlspeise, die zu Storms Lieblingsgerichten gehörte, nicht mehr auf den Tisch kam. Den Kindern wurde die Butter so dünne aufs Brot gestrichen, daß die Eltern bei ihrem Besuche ernstlich darüber erzürnt wurden. Deshalb ließ es der allzeit hilfsbereite Vater Storm an Unterstützungen durch Geld und Lebensmittel

---

[1]) Gemeint ist die vierte Strophe des Gedichts „Für meine Söhne"; Band 8, S. 247.

nicht fehlen. Ganze Tonnen Butter, Schinken und Backobst von Äpfeln und Birnen aus dem elterlichen Garten fanden den Weg nach Potsdam.

Im Juni 1854 verließ Storm die Bagatellstation, um Polizeirichter zu werden, und im Dezember desselben Jahres wurde er zum Untersuchungsrichter in Kriminalsachen ernannt. „Es ist ein abscheuliches Gefühl," klagt er am 17. 12. 1854, „wenn man eben anfängt, in einer Branche etwas bewanderter zu werden, sie verlassen zu müssen und in etwas Neues hineinzuplumpsen, wovor man anfänglich völlig ratlos dasitzt."

Im Sommer traf eine traurige Nachricht aus Husum ein. Die alte Großmutter Woldsen war am 11. Juli in ihrem 88. Lebensjahre sanft entschlafen. Sie lebte zuletzt nur noch in der Vergangenheit mit ihrem Manne und ihren Jungen, die ihr schon so lange in die Ewigkeit vorausgegangen waren. Ihr Enkel setzte ihr später in seinen „Zerstreuten Kapiteln" ein liebevolles Denkmal[1]).

„Ihr frohes und bescheidenes Wesen hatte ein langes Leben mit ihr ausgehalten und tausend glückliche Stunden über meine Jugend gebracht; nun sie sich selbst nicht mehr zu helfen wußte, wollte es mit dem Frohsinn nicht mehr fort. Aber sie hoffte den wiederzusehen, mit dem sie die glücklichsten Stunden ihrer Jugend gelebt hatte, und auch ihre kleinen lustigen Jungen, die ja hier auf Erden nicht zu Männern aufgewachsen waren."

„Bei dem Begräbnis waret Ihr nicht gegenwärtig," schrieb Storms Mutter ihren Kindern nach Potsdam

[1]) Zerstreute Kapitel; Band 3, S. 182.

(24. 8. 185), „ich werde es Euch umständlich anführen, um so lieber, als Ihr selbst darum gebeten habt. Nachdem die liebe, alte Frau um 11 3/4 Uhr nachts ihre Augen für immer geschlossen hatte, gingen Cäcilie[1]) und ich zu Bett; eine Frau und Anna[2]) wachten bei der Leiche. Nach einer schlaflosen Nacht (vom Sterbebette der Mutter kommend, war wohl an keinen Schlaf zu denken) folgte ein unruhiger Tag. Ihr könnt es Euch vorstellen, daß die folgenden es nicht minder waren. Die Leiche blieb bis zum Einlegen im Bette liegen, nur bekleidet mit dem schönen Totenhemde und einer Mütze, der besten von Mutters Mützen. Am ersten Tage und auch noch am zweiten war sie so hübsch und verjüngt. Unzählige Male besuchten wir sie.

Sonntagnachmittag wurde sie eingelegt, Mittwochmorgen begraben. Zum Begräbnis kamen Fritz Stuhr[3]) und Johannes[4]) noch eben vor Torschluß an. So waren die drei Schwestern jede mit einem Sohne gegenwärtig und die übrigen Enkel vertreten.

Die ganze Feierlichkeit ging ruhig vorüber. Der Propst hielt eine passende Rede am Sarge, der wir alle beiwohnten. Er bezog sich auf die drei Kränze, die, von uns gewunden, auf dem Sarge lagen, und wob in je einen den Glauben, die Liebe und die Hoffnung hinein. Er erwähnte noch die vielen Wohltaten der Geschie-

---

[1]) Storms Schwester.

[2]) Dienstmädchen.

[3]) Sohn der ältesten Schwester der verstorbenen Magdalena Stuhr, geb. Woldsen.

[4]) Storms Bruder.

denen und ihre liebreiche Gesinnung gegen Arme und Bedürftige. Der Sarg war schön gearbeitet, mit Tuch beschlagen und an den Ecken mit Troddeln verziert. Zu beiden Seiten des Sarges standen die schweren, silbernen Armleuchter, an seinem Fußende die großen Wachslichte auf großen Leuchtern mit schwarzem Flor umhangen. Der Sarg stand quer in der großen Stube, wodurch der Platz für die Umgebung besser wurde. Die Bahre, schön besteckt, stand seit dem Abend auf der Diele. Auf sie wurde der Sarg in aller Stille gehoben und dann trugen die Träger die liebe, alte Großmutter in ihr letztes Haus. Es war so windstill, daß selbst die Wachslichte brennend vom Kirchhofe zurückkamen und brennend auf den Altar gesetzt wurden, eine große Seltenheit. Der übrige Tag verlief still in der Familie."

Im August 1854 bekam Storm zum ersten Male Diäten, die zwischen 25 und 40 Talern monatlich je nach Sterblichkeit oder Krankheit der Kollegen wechselten, mitunter auch ganz ausblieben.

Am 29. August desselben Jahres schrieb er hoffnungsfreudig an Brinkmann: „Ich habe Aussicht auf eine kleine Anstellung von 5 bis 600 Talern. Ich habe dem Ministerialrat Friedländer neulich erklärt, sie könnten mich meinetwegen an die polnische Grenze schicken. Da ich nicht in der Heimat bleiben kann, so ist es mir gleichgültig, wo ich lebe; je kleiner und abgelegener die Stadt ist, desto besser, um so leichter kann man wieder zu Haus und Garten kommen. Beamter zu sein ist hier das denkbar Trostloseste; keiner kann hier sorglos von seiner Gage leben."

Als das Weihnachtsfest wieder seinen Glanz vorauswarf, dachten und träumten die Kinder nur noch Weihnachten, und auch die großen Menschen freuten sich auf dieses Kinderfest. Infolge Beurlaubung und Krankheit einzelner Mitglieder des Gerichts war Storm so mit Arbeit überladen und so abgehetzt, daß er nur noch am grünen Tische Zeit fand, den Schwiegereltern in Segeberg einen Weihnachtsgruß zu schreiben. Weil er sich von den anderen Weihnachtsbriefen dadurch unterscheidet, daß die Schilderungen der persönlichen Erlebnisse mit kleinen Szenen, die sich während des Schreibens auf dem Gerichte abspielten, wechseln, so möge er hier seinen Platz finden.

„Freitag, den 22. Dezember 1854, 9 Uhr vormittags.
Sitzung des Königlichen Kreisgerichts zu Potsdam
vom 22. Dezember,
Deputation zur Aburteilung von Vergehen.

Der Herr Verteidiger plaidiert eben und freilich sehr elegant, ich bin indessen schon über das „Nichtschuldig“ mit mir einig, kann also schreiben. Es ist die erste Sache; wenn wir dann noch 17 andere verhandelt haben, können wir nach Hause gehen. Es wird wohl 2 Uhr werden, und dann habe ich Dekrete und Berichte abzufassen. Constanze wird Husumer Pfeffernüsse und Kuchen backen und ich werde, wie leider vorauszusehen ist, nicht dabei helfen können. Ich stehe nämlich trotz alledem und alledem noch immer auf meinem alten, kindlichen Standpunkte. Mich selbst anlangend, so habe ich augenblicklich 40 Taler Diäten monatlich. (Es

werden jetzt Landstreicher abgehandelt, ich kann ruhig fortschreiben.) Goßler meint, ich soll mich um die vakante Stelle[1]) hier bewerben, und ich werde es auch wohl tun mit Rücksicht auf den Schulunterricht der Knaben und — weil ich einmal hier bin. Man tritt mit 500 Talern ein (unter 1000 kann ich nicht leben) und rückt, je nachdem Pensionierung und Sterblichkeit waltet, langsam mit 100 Talern weiter. Eure, wenn auch leisen Hoffnungen auf eine ehrenvolle Heimkehr kann ich nicht teilen; daß wir aber, wenn wir nicht vor der Zeit sterben, noch einmal in die Heimat kommen, das ist mein fester Glaube. Vielleicht wird das mein Sterbekissen.

Es steht ein völlig betrunkener Angeklagter in der Anklagebank; ich muß hören, was die Zeugen sagen. Nun — „Schuldig!" Er hat Lümmel, Esel, Schweinehund zum Wachtposten gesagt. 14 Tage Gefängnis!

Für Vater könnte es allerdings so leicht keine größere Freude geben als meine Rückkehr. Mir selbst, wenn ich mich wieder in der Heimat und wieder in den alten Verhältnissen denke, kommt schon jetzt die Gegenwart wie eine wunderliche Odysseusfahrt vor. Heimisch werde ich mich hier nie fühlen, namentlich da mir bei der Arbeitshetzjagd, unter der ein preußischer Richter lebt, für alles, was mich wirklich interessiert im Leben, weder Zeit noch körperliche Fähigkeit übrig bleibt. Wenn ich 10 bis 12 Stunden terminiert, dekretiert, berichtet, referiert habe, bin ich in den paar abfallenden Stunden

---

[1]) Kreisgerichtsrat Knauff war gestorben.

nicht einmal fähig, mich mit meinen Kindern zu unterhalten.

Ein Angeklagter beruft sich eben auf seinen lahmen Arm, er habe die Mißhandlung damit nicht begehen können. „Oho," meint der Zeuge, „er hat oft genug mit seinem lahmen Arme seine Frau geprügelt." Allgemeine Heiterkeit im Zuhörerraum.

Eben zirkuliert eine rote Mappe, worin der Direktor uns den Tod des alten Rats Steinhausen, dessen Vertretung mir übertragen worden ist, und das Begräbnis auf morgen nachmittag anzeigt. Ich habe den Mann nie gesehen, er war schon krank, als ich hier eintrat. Wenn das Begräbnis vorüber ist, werde ich bis Mittwoch mit dem Kreisgerichte abschließen und mich lediglich dem Weihnachten widmen: Netze schneiden, Bonbons und Schokolade einwickeln, in Ermangelung von Eiern Kartoffeln vergolden und die schon auf dem Weihnachtsmarkte gekaufte Tanne mit aller Kinderherrlichkeit behängen. Es wird recht bunt bei uns werden, da Vater mit seiner liebevollen Fürsorge die Mittel dazu reichlich übersandt hat. Es sind eingekauft: eine lebende Wachtel in grünem Holzbauer, ein Baukasten, zwei Flinten, die ordentlich mittels eines Korkpfropfens knallen, eine Menagerie mit Tieren aus Papiermaché und Käfigen mit Messingstangen, die hinten eine Tür haben, als Hauptstück für Karl ein sauber aufgezäumtes Schaukellamm. Constanze erhält eine Muff, Eau de Cologne, Heyses Novellen und außerdem ein Kästchen. Du, liebe Mutter, erinnerst Dich vielleicht noch eines kleinen Kastens mit einer roten

Rose in Perlstickerei. Das habe ich wieder, wie es gewesen ist, heimlich zurechtmachen lassen und werde es mit Marzipanbrödchen gefüllt neben die anderen Sachen stellen als eine Erinnerung an vergangene Zeiten.

Ein wunderbarer Fall kommt vor. Eine junge Dame hat in der Küche aus Terpentin usw. irgend ein Mittel bereiten wollen. Die Sachen sind in Brand gekommen, dadurch auch der Küchentisch, und sie selbst hat sich stark beschädigt. Sie steht wegen fahrlässiger Brandstiftung vor uns; der Polizeikommissar macht eben seine Aussage. Der Staatsanwalt plaidiert. Ich werde für nichtschuldig stimmen. Das Strafgesetzbuch bestimmt eine Strafe von 1 Tage bis zu 6 Monaten Gefängnis. Das Strafgesetzbuch ist klar und kurz, aber außerordentlich hart. Die Dame versucht eine schüchterne Verteidigung. Der Gerichtshof (Meyel Präsident, die Beisitzer: Graf Bredow und ich) nimmt einstimmig das Nichtschuldig an. ‚Das hat unser Herz diktiert,‘ sagte der alte Blutrichter Meyel.

Jetzt kommen drei Diebe; es ist schon 1½ Uhr.

Wir werden Weihnachten wohl alleine sein, da unsere Bekannten alle Familie haben. Hans und Ernst aber sind schon gute Gesellschafter, mit denen man sich vortrefflich unterhalten kann.

Nun noch eine Unterschlagung, dann ist die Sitzung zu Ende und auch die Seite.

Lebt denn alle wohl und gedenkt unser am schönen Weihnachtsabend.

Euer Theodor.“

Das Jahr 1855 brachte manches Freundliche: Vater Esmarchs Besuch und den der Eltern, eine Reise Storms nach Süddeutschland mit einem großen, geistigen Erlebnisse: dem Besuche bei Eduard Mörike, der seinen Glanz bis in unseres Dichters späteste Tage warf. Wie leuchteten seine blauen Augen und wie hell klang seine Stimme, wenn er von diesen einzigen Tagen erzählte. Endlich brachte das neue Jahr die ersehnte Lisbeth.

Eine besondere Freude bereitete Storm die Aufführung seiner Märchenszene „Schneewittchen“ am 15. April 1855 im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin. Mit den beiden ältesten Knaben, die „das Werk ihres Vaters nach Verdienst beklatschten“, besuchte er die Aufführung.

Einen neuen Freund gewann das Haus Storm in dem Kreisgerichtsrat Schnee, der Sinn für Poesie, Natur und Humor hatte. Er war seit einigen Jahren Witwer. Seine Tochter Luise und sein Sohn Hermann, damals Primaner, heute ein bekannter Landschaftsmaler, gingen täglich im Stormschen Hause ein und aus. Storm nannte den jungen Schnee scherzend seinen Pflegesohn. Als das Weihnachtsfest wieder nahte, saßen Storm und Hermann jeden Abend am großen, runden Familientische und „pütterten“ nach dem Ausdrucke des alten Schnee das Pfefferkuchenhaus der Hexe nach dem Grimmschen Märchen, während Luise die Gliederpuppen Hänsel und Gretel anzog und Frau Constanze den Weihnachtskuchen anrührte.

In einem Briefe an die Eltern (17. 10. 1855) schil-

dert Storm einen Besuch mit Schnee bei dessen Vetter, dem Pastor Bethmann.

„In voriger Woche bin ich mit Schnee zwei Nächte vom Hause gewesen und zwar in dem großen Dorfe Parey an der Elbe, etwa 7 Meilen diesseit von Magdeburg, wo wir seinen Vetter, Pastor Bethmann, besuchten. Ein so intelligenter und humoristischer Pastor, er ist ein Verehrer von Jobst Sackmann, ist mir lange nicht vorgekommen. Es lebt und lacht alles in seinem Hause. Und doch hat der Mann seine beiden einzigen Söhne verloren. Freilich, wenn darauf die Rede kommt, ist alles vorbei. Die Freundlichkeit der Schneeschen Familie war auch hier daheim. Sogar einen Sack schöner Kartoffeln hat er mir geschenkt, die wir uns wohl schmecken lassen wollen.“

Im Juni bewarb sich Storm um zwei erledigte Kreisrichterstellen in Perleberg und Prenzlau.

„Daß Du noch nicht definitiv angestellt bist,“ tröstet Vater Storm, „müssen wir ruhig hinnehmen und auf die Zukunft blicken. Wenn Du nur unbeirrt auf Deiner Bahn fortschreitest, so wird das Ziel hoffentlich erreicht werden. Wir müssen nicht verzagen und für das Notwendigste sorgen. Außer der Feuerung sind hier alle übrigen. Lebensbedürfnisse ebenso teuer wie bei Euch und voraussichtlich tritt nicht eher eine merkbare Erleichterung in dieser Beziehung ein, bis der Frieden da ist.“

Die Hitze in der Waisenstraße wurde so unerträglich, daß Constanze wünschte, ihr im Juni zu erwartendes Wochenbett daheim in dem großen, kühlen

Elternhause in Husum zu überstehen, wo sie einen befreundeten Arzt und ihre alten, vertrauten Pflegerinnen um sich haben würde. Storm vertraute heimlich diesen Wunsch seiner Mutter. „Es ist schwer für mich," antwortete sie, „auf Deine Ideen und Ansichten einzugehen sowie Deinen Gefühlen zu entsprechen; schon oft habe ich dabei Erfahrungen gemacht. Mag es nun so recht sein oder nicht, ich lege das Blatt, auf dem ich mich über Deinen und Constanzens Wunsch äußere, für sich in den Brief. Ich hoffe, Du traust es meinem Herzen zu, das für alle Kinder gleichen Schlag hat, daß es, ohne sich zu besinnen, jedes Opfer, wenn ich es so nennen könnte, bringen würde. Da ist aber auch unser guter Vater, der ohne Rast für uns alle den ganzen Winter gearbeitet hat, der den ganzen Winter von einer Erholungsreise gesprochen und sich wie ein Kind darauf gefreut hat. Wir dürfen ihm diese Freude nicht nehmen, nicht die Aussicht, einmal alle Sorgen von sich zu werfen. Beidem können wir nicht genügen, nur ein Wunsch kann in Erfüllung gehen; ich glaube, hier ist keine Wahl. Könnte ich es und wolltet Ihr es, so käme ich zu Euch, um die Pflege für Mutter und Kind zu übernehmen."

Constanzes Schwester, Marie Esmarch, kam zur Pflege nach Potsdam und übernahm die Sorge für die Kinder und den Hausstand. Sie war erstaunt über die hohen Preise der einfachsten Lebensmittel und berichtete darüber nach Husum und Segeberg. Bald trafen von beiden Seiten reichliche Lebensmittel ein, so daß man der nächsten Zeit ohne Sorgen entgegensehen konnte.

Am 10. Juni nachmittags 2 Uhr war die Lisbeth

da. Sie erhielt ihren Namen nach der Lisbeth in Immermanns Münchhausen, das war schon seit Jahren beschlossen. „Das Kind scheint mir, was die Dimensionen betrifft, Ernst seine leibliche Schwester zu sein, eine fast zu derbe Dirne mit einem besonders großen Kopfe und kleinen, braunen Haaren. Die natürlich sofort erörterte Mundfrage ist dahin entschieden, daß sie nicht meinen Mund hat.“ Aber das war die Einbildung eines verliebten Vaters, denn die Zukunft zeigte, daß sie doch seinen Mund hatte.

Obgleich die Geburt leicht war, konnte Constanze sich lange nicht von diesem Wochenbette erholen. „Meine älteste Tochter,“ klagt sie ihrer Mutter, „hat mich um zehn Jahre älter gemacht.“

An einem Julitage rückten die Eltern aus Husum zum Besuche in Potsdam ein. Storm hatte für sie drei große, freundliche Zimmer in der Nähe gemietet. Sie sahen sich zum ersten Male wieder nach dem schmerzlichen Abschiede im Herbste 1853. Leider verliefen die 14 Tage dieses Besuchs nicht ganz so, wie sie es sich seit Wochen erträumt hatten. Nach den ersten freudigen Tagen mußte Storm sich infolge eines hartnäckigen Rheumatismus' die ganze übrige Zeit ins Bett legen. Den Eltern wurde der Kinderlärm, so sehr sie sich auf die Enkel gefreut hatten, nach ihrem stillen Leben in Husum etwas zuviel. Besuche mußten gemacht und alle Sehenswürdigkeiten Potsdams und seiner Umgebung aufgesucht werden. Sie kamen kaum zu einer ruhigen Aussprache. Das wurde ihnen erst später, als sie nicht mehr zusammen sein konnten, schmerzlich klar. Con-

stanze war noch so schwach, daß die Sorge für so viele Menschen ihre Kräfte fast überstieg.

Von Potsdam fuhren die Eltern nach Heidelberg, wo der alte Storm vor 45 Jahren studiert hatte. Sie wollten ihren Sohn, dem sie die Reise schenkten, gleich mitnehmen, aber er war noch zu schwach. Erst drei Tage später folgte er seinen Eltern und holte sie in Erfurt ein, wo sie gerade bei ihrem Sohne Otto, der dort als Gärtner arbeitete, Tee tranken. Von Erfurt ging es nach einigen Tagen über Frankfurt nach Heidelberg. Es war ergreifend, wie der alte Storm dort den Spuren seiner Jugend nachging.

Von Heidelberg aus schrieb Storm seiner Frau. Dieses Schreiben ist leider das einzige, das von allen seinen an sie gerichteten Briefen erhalten ist. Es lautet:

„Heidelberg, Gasthaus zum Ritter, den 12. 8. 1855.

Gestern sind wir durch den Thüringer Wald geflogen, heute am Odenwald entlang. Die Welt ist so wunderschön, daß mir mitunter das Herz in die Augen gestiegen ist. Und doch habe ich mir, besonders wenn es Abend wurde, immer wieder das Glück der Heimkehr und der Ruhe bei Dir ausgemalt. Wenn ich fern von Dir bin, so fühle ich erst recht, was Du mir bist und — wie lieb doch auch Du mich hast; ich fühle Deine Arme, die sich mir entgegenstrecken, und ich höre Deine Stimme. Sie klingt mir freundlich und lieblich, und der Gedanke erschreckt mich dann ordentlich, daß Du mein bist. Ich habe die Rudelsburg, die Gleichen, die Wartburg und was nicht alles gesehen und immer ge-

dacht: wäre sie da! Als wir im Thüringer Walde bei Arnstadt in den Bergen stiegen, sah ich im Geiste unseren kleinen Hans mit seinem Spazierstöckchen neben mir herstapeln, und ich mußte ernstlich bei mir erwägen, ob Anno 1857 auch Ernemann wohl schon so rüstig sein könne, um mit mir die Tour ins Gebirge zu machen.

Erfurt ist eine prächtige, alte Stadt und man erholt sich hier ordentlich von diesen häßlichen, nackten Städten Potsdam und Berlin. Otto wohnt reizend, recht in lauter Gärten und Blumenduft. Als ich nachmittags nach 4 Uhr an das Haus kam, das ich mit einem Erfurter Jungen erst mühsam suchen mußte, rief auf einmal Vaters Stimme mit ihrem allerherzlichsten Klange aus einem Fenster: „Sieh', da kommt Theodor!“ Sie waren gerade alle zum Tee bei Otto und die wundervolle Thüringer Luft ging zu den offenen Fenstern herein. Vater war in bester Stimmung, die bis heute ungestört geblieben ist.

Hier sitze ich in dem altertümlichen Gemache eines altertümlichen Hauses. Vor mir eine alte, kolossale Kirche und einige Häuser, dahinter steigt der Odenwald auf mit Weingärten und Wald. Es ist 6 Uhr; wenn ich den Brief geschlossen habe, gehe ich noch einmal aus. Vater ist allein ausgegangen, um die Plätze aufzusuchen, an denen ein Stückchen vom Zauber seiner Jugend hängen geblieben ist. Ehe ich nach Hause komme, schreibe ich noch einmal, damit Du es am Abend recht still machen kannst und diese Stunden ruhigen Beisammenseins dann noch den schönsten Schluß der Reise geben.

Nun eine Bitte noch, hütet Euch vor dem Wasser, fahrt nicht in dieser gewitterschwülen Zeit darauf und trinkt nicht davon. Wir müssen uns gewiß auf einen Besuch der Cholera gefaßt machen. In Magdeburg soll sie stark sein.

Und nun lebe wohl, küsse unsere Vier und denke ein wenig auch an mich.

Dein Theodor."

Gleich nach seiner Ankunft in Heidelberg holte Storm sich einen Brief, der dort für ihn auf der Post lag. „Jeder Tag," schrieb darin Mörike, bei dem er sich für einen Tag angemeldet hatte, „an dem es taget und nachtet, ist gut, wenn er Sie bringt." So fuhr Storm denn nach einigen Tagen nach Stuttgart. Die Eltern wollten am nächsten Tage nachkommen und dann über Heilbronn den Neckar hinunterfahren.

Von seinem Besuche bei Mörike wollen wir Storm selbst erzählen lassen. Er schrieb einmal wieder (28. 9. 1855), wie so oft, seinem Freunde Brinkmann. Der bekannte Teekessel sang, wie immer, wenn es so recht behaglich um ihn her war, sein altes Lied. Nachdem er die erste Tasse des duftenden Trankes getrunken hatte, begann Storm zu erzählen: „Auf dem Bahnhofe in Stuttgart empfing mich nicht Mörike — er gab gerade seine einzige Unterrichtsstunde (Literaturstunde) am Katharineum —, sondern sein Dir aus den Gedichten bekannter Freund Wilhelm Hartlaub, der Pfarrer in der Nähe ist und Mörike oft besucht, ausgerüstet mit einem lateinischen Beglaubigungsschreiben Mörikes:

‚Salve Theodore‘ usw. Hartlaub ist eine hagere, fadenscheinige Pfarrerfigur, aber mit einem innerlich sehr ernsten Wesen und unter den Verehrern seines Freundes der erste. Auf dem Wege zu Mörike erzählte er mir, daß dort, was ich noch nicht wußte, vor vier Monaten ein Töchterchen, Fanny, angelangt und daß ‚der Eduard‘ sehr glücklich sei. ‚Sie kommen zur glücklichen Stunde,‘ sagte er, ‚der Eduard hat was vollendet, was von überwältigender Schönheit ist.‘

Als wir anlangten, war Mörike noch nicht da. Hartlaub ging die Frau Doktorin zu holen. Ich besah mir das Quartier. Sie wohnen drei Treppen hoch, sind einfach, aber behaglich eingerichtet. Die Möbel, wie überall im Süden, von Nußbaum, was mir sehr gefiel. An den Wänden einige gute Bilder und Raritäten. Aus den Fenstern sieht man zwischen den gegenüberliegenden Häusern hindurch auf Weinberge, die die Stadt umgeben.

Bald kam Frau Gretchen — (geb. von Späth) —, eine schlanke Gestalt von 35 Jahren mit edlen Gesichtszügen und besonders schönen, sanften und dabei doch schelmischen Augen, aber mit einem sehr wetterbraunen Teint. Ihr Vater war Oberstleutnant und machte den russischen Feldzug mit, ist aber seit seiner Ehe Landbesitzer in Mergentheim. Frau Gretchen hieß mich im allerschwäbischten Akzent willkommen und setzte mir zum Frühstück gesottene Kringel, ungesalzene Butter und Käse vor, nebst selbstgezogenem Mergentheimer Wein, der natürlich wie Wasser aus Biergläsern getrunken wurde. Dann kam Eduard Mörike. Er sieht beweg-

licher, nicht so bürgerlich vornehm aus, wie auf dem Dir bekannten Bilde, obgleich er bei Gelegenheit sehr vornehm soll sein können. Denn ein hiesiger Bekannter, der ihn besuchte und wohl nicht recht mit ihm zu Gange gekommen ist, meinte auf diese Äußerung: ‚Den Teufel auch!' Seine feinen Züge sind etwas verfallen, er ist kränklich, Hypochonder, so daß ihm nur ein paar Stunden Arbeitsfähigkeit des Tages bleiben. Er ist jetzt 50 Jahre alt.

Er nahm mich bei beiden Händen, guckte mir in die Augen und sagte zu seiner Frau gewandt: ‚Gelt, Alte, so habe' wir uns ihn ungefähr vorgestellt.' Mein und Constanzes Bild hängen seit einem Jahre über seinem Sofa. Er ist in seinem Wesen ganz wie in seinen Schriften. Mir ist nie ein Mensch vorgekommen, der sich mit solcher Gegenständlichkeit ausdrückt. ‚Als ich vorhin bin heraufgekomme', hab' ich mir die Stufe' müsse' darauf ansehe', ob wohl der Storm darüber gestiege' is.' Dann führte er mich in die Schlafstube und zeigte mir zwei Rotkehlchen. Ich hatte ihm von meines Vaters Spreen geschrieben. ‚Richtige Gold- und Silberfäde' ziehe' sie heraus; sie singe' so leise, man meint, sie wolle' das Kind nit wecke'.'

Bei ihnen im Hause ist Mörikes Schwester Klara und seine Schwiegermutter. Nachdem wir gegessen und Kaffee (dazu schwäbisches Gebäck) getrunken hatten, gingen wir, Mörike, Hartlaub und ich, ein paar Stunden meist in der Stadt spazieren. Die Stadt machte mir durch ihre altertümliche Einfachheit einen behaglichen Eindruck, zumal auch die Kleidung der Leute mir hier

viel anspruchsloser als im Norden erscheint. Dazu die freundlichen Weinberge, die man überall sieht, und dann war ich in so guter Gesellschaft. Nach Hause zurückgekehrt, zogen wir uns in das hintere Zimmer zurück. Mörike machte, obwohl es noch hell war, die Jalousien dicht, ließ eine Lampe bringen und fragte seine Frau, ‚ob sie was Warmes zu schlürfe' habe'. Dann Tee mit schwäbischem Gebäck. Mörike schleppte mir aus seiner kleinen Arbeitsstube seinen großen Korduanlehnstuhl herbei. Ich begann zu trinken, und er las, und zwar gut und ohne Dialekt ‚Mozart auf der Reise nach Prag'. Es ist ein kleines Meisterstück, worin alles frei erfunden ist. Bei einer Lesepause wandte sich Hartlaub ganz erregt nach mir um: ‚I bitt' Sie,' sagte er, ‚is das nu' zum Aushalte'?' Es war in der Tat schön. Mörike ist ein eifriger Musikkenner, kommt aber mit seiner Liebe nicht über Haydn und Mozart hinaus, die er und Hartlaub ‚die Seligen' nennen, wie Schiller und Goethe. Tags darauf — (ich logierte bei Mörike und schlief wie ein Prinz unter der schönsten, purpurseidenen Steppdecke) — kamen meine Eltern und wir machten nun noch mit Mörike und seiner Schwester einen Spaziergang. Da hättest Du Mörike und meinen Alten Arm in Arm die Stadt beschauen sehen sollen, beide den Hut im Nacken und in der besten Laune. Mitunter ließ Mörike los und faßte mich unter den Arm: ‚Aber en passant, Sie habe' recht liebe Eltern.' Dann wandte er sich, als wir vor der Schillerstatue standen, vom Alten zu mir und erklärte: ‚Der Alte sieht aus wie ein Schweizer.' Dieser nahm das Kom-

pliment nicht an und erklärte: ‚Ach wat, ik bün man een Westermöhlener Buerjung.‘ Halberwege verstanden sie sich nicht wegen des gegenseitigen Dialekts, doch kamen sie fürtrefflich mit einander aus.

Als wir ein Stündchen gegangen waren, sagte Mörike wieder: ‚Ihre Frau Mutter hat so was Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes. I komm' aus mei Freud' und mei Staune' garnit heraus. Sie habe' wirklich prächtige Eltern.‘

Doch mündlich hoffentlich nächsten Sommer von dieser schönen Reise und Lebenslage mehr. Denselben Abend fuhren wir nach Heilbronn. Ich wollte noch auf Mörikes dringende Zurede Kerner in dem eine halbe Stunde entfernten Weinsberg aufsuchen — ‚Sie sehe' ihn zum letzte' Mal!‘ —, aber wir kamen gar zu spät dort an. Anderen Morgens fuhren wir den Neckar hinab nach Heidelberg und ein paar Tage später den Rhein von Mainz nach Köln.“

Von dieser frohen, herzerquickenden Reise zurückgekehrt, traten bald Sorgen aller Art wieder an Storm heran. Die Richterstellen in Prenzlau und Perleberg waren inzwischen anderweitig besetzt worden. „Als Freund Merckel mir das telegraphiert hatte,“ schreibt Storm seinen Eltern am 22. 9. 1855, „nahm ich mein Herz in meine Hände und fuhr am 15. September, nachdem ich mit meinem Direktor Rücksprache genommen hatte, also an meinem Hochzeitstage, an dem ich mit meiner jungen Frau vor 9 Jahren nach Husum gefahren war, in dem festen Gedanken, dort zu leben und zu sterben, nach Berlin, um dringend um eine neue

Heimat zu petitionieren. Hans nahm ich mit, übergab ihn dort meinem und seinem Freunde Dr. Zöllner und ging dann zum Ministerialrat Knauff, dem Bruder meines verstorbenen Freundes, der die personalia hat. Er war sehr herzlich. ‚Mit einem Wort, Sie wollen angestellt sein,‘ sagte er. Ich sagte ihm, ich müsse das jedenfalls vor dem Winter erwarten, ich könne so nicht länger fortleben und berief mich nachdrücklich auf die mir gewordene Zusage. Knauff sagte mir, es sei ein Zufall, daß ich die letzten Stellen nicht bekommen habe. Es sei durchaus die Absicht, mich anzustellen. Ich sagte ihm hierauf, daß ich mich für die ganze Monarchie zur Verfügung stelle, jede Gegend mir gleich, kein Ort mir zu gering sei, nur wünschte ich womöglich Gelegenheit zur Gymnasialbildung für meine Söhne zu haben. Knauff hat auch zu seiner Schwägerin, die ihn sehr lieb hat, Tags darauf gesagt, meines Bleibens würde nicht lange mehr in Potsdam sein. Darauf ging ich, um nichts zu versäumen, zum Minister, der mir nach mehrstündigem Antichambrieren sagte, er könne augenblicklich nichts sagen, aber von mir sei die Rede gewesen.

Gleich darauf habe ich dann mein Gesuch um Anstellung vor Eintritt des Winters überreicht.

Diesen eben nicht angenehmen Geschäften folgte ein interessanter Abend. Hans und ich tranken bei Herrn von Kiedert, der jetzt in Berlin wohnt, Tee mit dem bekannten Schriftsteller Baron von Sternberg, und fuhren dann 10½ Uhr nach Hause.“

„Vor einigen Tagen,“ erzählt Storm seinem Freunde Brinkmann (28. 9. 1855), „lernte ich einen

bekannten Schriftsteller, mit dem ich bei einem gemeinschaftlichen Bekannten Tee trank, kennen, den Baron von Sternberg. Es kam ans Lesen. Ich las die Posthuma und einige Gedichte und genoß den kleinen Triumph, daß dieser routinierte Autor von der ‚wunderbaren Innerlichkeit' meiner Sachen wie von einem ihm neuen Etwas frappiert war."

Der Winter brachte große Kälte und hohe Preise für Feuerung. Die Familie beschränkte sich ganz auf Constanzes Wohnzimmer, das sich behaglich durchwärmen ließ. Das Weihnachtsfest 1855 gestaltete sich freundlicher als die der vergangenen Jahre. Liebe, vertraute Freunde, der Kreisgerichtsrat Schnee mit seinen beiden Kindern, wohnten der Bescherung bei. Während sich hinter den verschlossenen Türen der Weihnachtszauber entfaltete, der Duft von Tannengrün sich ahnungsvoll verbreitete und das Rauschen von Knittergold an ihre kleinen Ohren drang, die gespannt auf jedes Geräusch aus dem Zauberreiche lauschten, hexte der alte Schnee den Kindern mit einem karthesianischen Teufelchen etwas vor, um ihnen die Wartezeit zu verkürzen. Als sich endlich die Flügeltüren öffneten und ein Meer von Licht und Tannenduft ihnen entgegenflutete, entdeckten die strahlenden Kinderaugen sogleich das kleine Kunstwerk, an dem Storm und Freund Hermann so manchen Abend gekünstelt hatten. Es war eine plastische Darstellung der Märchenszene, wie Hänsel und Gretel sich im Walde verirren und an das Pfefferkuchenhaus der Hexe kommen. Während sich die Kinder bald im Spiel ver-

loren, tranken Storm und Constanze mit ihren Gästen Tee unter dem brennenden Weihnachtsbaum und aßen von den braunen, nach heimatlichem Rezepte gebackenen Weihnachtskuchen.

„So sind wir denn eifrig beschäftigt," schreibt Storm den Eltern in seinem Weihnachtsbriefe (20. 12. 1855), „uns in das so ziemlich graue Leben für einen Abend ein kleines Paradies hineinzubauen, worin nichts sein soll, wie der Weihnachtsbaum mit seinen Kerzen und seiner kleinen Herrlichkeit, wie lächelnde Kindergesichter und stille, friedliche Gedanken."

Das Jahr 1855 hatte Storms Dichtungen um seine Novelle „Angelika" vermehrt, die jedoch zu Potsdam in keiner Beziehung stand.

Eine interessante Beurteilung dieser Novelle findet sich in einem Briefe Franz Kuglers an Storm vom 23. 12. 1855. Er schrieb:

„Vor allem meinen Dank für die unausgesetzt freundliche Gesinnung, die ich nach meinem Schweigen über die Angelika kaum verdient hatte. Ich hätte Ihnen sofort geradeheraus sagen sollen, daß und warum sie mir, und zwar völlig, mißfallen hat; aber dazu gehört eben Zeit, die ich nicht hatte, und dann war es Ihnen ja andererseits schon vorgetragen.

Lassen Sie mich jetzt, wenn auch flüchtigst, dies Kapitel nochmals berühren. Was mich an der Angelika so unerfreulich berührte, war weniger dies zufällig Verfehlte in der Komposition; es ist die Kulmination alles dessen, wovor Sie sich nach meiner Ansicht zu hüten haben. Sie laufen Gefahr, sich in das Subjektive zu

verlieren; auch Ihre Gedichte sind nicht ganz frei von Dokumenten, daß Sie künstlerisch behandeln, ausfeilen, und als selbständiges Kunstwerk hinstellen, was so doch nicht seine objektive Geltung hat, was somit in seinem künstlerischen Anspruche anspruchsvoll erscheint, ohne dem doch durch das Maß seines Inhalts zu entsprechen. Sie haben in dergleichen eine Vollendung, die Ihre eigentümlichen Vorzüge in eigentümliche Nachteile verkehrt. Mein Wunsch wäre es, oder vielmehr: es scheint mir ein dringendes Erfordernis, daß Sie selbst Ihrem Subjektivismus eine recht herzhafte Objektivität entgegenstellen, daß Sie Stoffe eines starken, gegebenen Gehalts suchen, um darin Ihr subjektives Vermögen wie in prismatischen Farben leuchten zu lassen. Nennen Sie immerhin Ihr Vermögen den Sonnenstrahl: er bedarf des Diamants, wenn er Farben hervorbringen soll, und es giebt andere Fälle, wo er minder erfreulich wirkt.

Im übrigen habe ich Ihnen nur zu der anmutigen und kompletten Gestalt aufrichtigst zu gratulieren, in der Ihre Sammlung nun vor dem Publikum dasteht. Es ist so eine runde, geschlossene, charakteristische dichterische Potenz, und wenn ich in gewisser Beziehung an dieser Potenz zu mäkeln fand, so ist es denn doch auch eine solche, welche in ihrer Subjektivität und dem gediegenen, künstlerischen Herausarbeiten derselben sich zur anziehendsten Blüte entfaltet hat."

Als Antwort auf diese Kritik Kuglers ließe sich das anführen, was Storm in einem Briefe an Freund Brinkmann vom 8. 8. 1867 über seine Lyrik und Prosa sagt.

„Ich weiß wohl," heißt es dort, „daß meine Lyrik das ist, worauf ich zu trotzen habe. Aber auch meine Prosa ist ein ursprünglicher Ausfluß derselben eigenartigen Natur und wenn auch nicht so hoch, so doch immerhin zu schätzen. Sachen wie ‚Immensee', ‚Im Schloß', ‚Auf der Universität', ‚Späte Rosen' usw. macht auch kein anderer außer mir. Diese Novellen sind überall ganz realistisch ausgeprägt und dabei in der ganzen Durchführung durch den Drang nach der Darstellung des Schönen und Idealen getragen."

Storm gab sich der Hoffnung hin, noch vor Weihnacht 1855 angestellt zu werden, aber sie erwies sich als trügerisch. Am 1. April 1856 mußte er wieder eine andere Wohnung, und zwar in der Kreuzstraße Nr. 15, beziehen. Sie befand sich in einem der unter Friedrich Wilhelm I. erbauten holländischen Häuser und war geräumig und angenehm. Storms bewohnten das ganze Haus, während ihr Hauswirt im Nebenhause wohnte. Des Dichters Arbeitszimmer lag nach hinten hinaus mit dem Blicke auf einen kleinen Garten. Die junge Freundin Rose Stein war beim Umzuge eine tüchtige Hilfe; sie steckte schon an allen Fenstern Gardinen auf, während Constanze noch mit Packen in der Waisenstraße beschäftigt war. Selbst Freund Hermann zeigte sich oft am Umzugstage, obgleich er gerade seine Abgangsprüfung ablegte, und beteiligte sich auch an dem Einweihungsmahle, das aus Kaffee und weichen Eiern, die aber zu hart geworden waren, bestand.

Das Jahr 1856 fing recht trübe an. Die Briefe an die Eltern in Segeberg und Husum erzählen von Krank-

heiten und Geldsorgen. Die 25 Taler Diäten hatten am 1. Januar aufgehört, aber schon zeigte sich wieder die Hoffnung auf eine kleine Einnahme. Storms Märchen „Hinzelmeier“, das 1850 zuerst in Biernatzkys Volkskalender veröffentlicht wurde, sollte zu Ostern mit Zeichnungen von Ludwig Richter erscheinen und dann eine Einnahme von 90 Talern bringen.

Der große Zeichner Ludwig Richter ging auch bereitwillig auf Storms und des Verlegers Vorschlag ein. „So sehr ich auch gerade jetzt mit Arbeit überschüttet bin,“ schrieb Richter dem Dichter, „so fühle ich mich doch nach Lesung Ihres herrlichen Märchens innerlich genötigt, auf Ihren freundlichen Vorschlag einzugehen und Zeichnungen dazu zu entwerfen. Ich kann Ihnen nicht sagen, welch' großes Vergnügen Ihre frische und humoristische Erzählung mir gemacht hat, und ich sollte denken, es müßte sich manches hübsche Bild dazu finden lassen. Ihre Bemerkungen zu einzelnen Bildern, die übrigens mit meinen Vorstellungen völlig zusammentreffen, werde ich benutzen. Sollte ich über eins oder das andere in Zweifel geraten, so erlaube ich mir, Ihren Rat oder Ihre Meinung zu erbitten. Im ganzen werden Sie mir ja Freiheit lassen.“

Leider konnte dieser freundliche Plan infolge einer Erkrankung Richters nicht ausgeführt werden.

Aber in diesem Sommer verwirklichte sich der Traum eines Besuchs in der Heimat. Schon früh im Frühling bat Storm seinen Vater, den Garten in diesem Jahre recht reich und lieblich zu besäen. Er malte sich schon lange vorher aus, wie er mit den Seinen, wie

einst in glücklicheren Tagen, im Lusthause des elterlichen Gartens den Nachmittagstee trinken und dabei Mörikes jüngstes Geisteskind „Mozart auf der Reise nach Prag“ vorlesen wollte.

Constanze reiste schon im Mai mit den Kindern nach Segeberg, während Storm, der mit Arbeit überhäuft war und die Stille recht ausnutzen wollte, noch in Potsdam blieb. Ein Tag nach dem andern verlief für ihn unter Mühe und Arbeit. Trotzdem fand er noch die Zeit, die Humoreske „Wenn die Äpfel reif sind“ zu vollenden.

Wiederholtes Kranksein zwang ihn endlich, sich einen sechswöchigen Urlaub zu erbitten. Bewegten Herzens fuhr er den Seinen nach, der Heimat zu, zunächst nach Segeberg. Beglückt schrieb er den Eltern von dort: „Die Schönheit des Landes, diese Busch- und Wiesengelände, die ich ein paar Jahre nicht gesehen hatte, verzauberten mich völlig während der Fahrt von Lübeck hierher. Constanze empfing mich schon an der Wochenwagenstation und war ganz glücklich über meine Ankunft; meine schwarzgebrannten Jungen erkannte ich kaum wieder.“

In der meerumschlungenen Heimat empfing Storm seine Ernennung zum Kreisrichter in Heiligenstadt. Sein Wunsch, in einer kleinen Stadt angestellt zu werden, war nun erfüllt. Mit dieser glücklichen Aussicht vor sich verlebten er und Constanze noch schöne Sommerwochen in Husum und kehrten nur noch einmal nach Potsdam zurück, um ihren Umzug zu betreiben.

„Endlich,“ schrieb Storm an Ludwig Pietsch (im

Juli 1856), „in der köstlichen Heimat, in den hellen, trauten Räumen des elterlichen Hauses! Das steht doch alles noch, obgleich es hier schmählich hergeht, und ich genieße es, sowie die heimatliche See in vollen Zügen.“

An einem der letzten Tage in der Heimat war der Dichter auf dem Rückwege von seinem Nachmittagsspaziergange in die Neustadt gelangt. Da beschlich ihn das Verlangen, noch einmal einen Blick in den Garten der Vergangenheit zu werfen, in dem er so glückliche Tage seines Lebens verbracht hatte.

„Einmal auch in der Abenddämmerung
Geriet ich in den alten Gartenweg.
Da stand die Planke; wie vor Jahren schon
Hing noch der Linden schön Gezweig herab;
Von drüben kam Resedaduft geweht
Und Dämmrungsfalter flogen durch die Luft.
Ging's noch so hold dort in der Abendstunde? —
Fest und verschlossen stand die Gartentür;
Dahinter stumm lag die vergang'ne Zeit.
Aus streckt ich meine Arme; denn mir war,
Als sei im Rasen dort mein Herz versenkt. —
Da fiel mein Aug' auf jenen Sonnenriß,
Der noch, wie ehmals, ließ die Durchsicht frei.
Schon hatt' ich zögernd einen Schritt getan;
Noch einmal blicken wollt' ich in den Raum,
Darin ich sonst so festen Fußes ging.
Nicht weiter kam ich. Siedend stieg mein Blut,
Mein Aug' ward dunkel; Grimm und Heimweh stritten
Sich um mein Herz; und endlich, leidbezwungen,
Ging ich vorüber. Ich vermocht' es nicht.“[1])

[1]) Aus „Garten-Spuk; Band 8, S. 254.

II.

Heiligenstadt 1856 bis 1864

Heiligenstadt war im Jahre 1856 noch von einer alten Stadtmauer umgeben, deren drei Tore abends um 10 Uhr geschlossen wurden. Wer nach dieser Zeit noch in die Stadt gelangen wollte, mußte den Wächter herausklingeln und ihm für das Öffnen des Tores einen Silbergroschen bezahlen. Das Eichsfeld ist katholisch. „Es wird mächtig Frühling," schreibt Storm seinen Eltern am 6. 4. 1859, „die katholische Kirche feiert unter Fackelbeleuchtung ihre heidnisch-christlichen Frühlingsfeste." Im Städtchen selbst lagen außer mehreren Kapellen zwei katholische Kirchen; eine befand sich noch unmittelbar vor ihren Mauern bei einem Nonnenkloster. Die evangelische Kirche war vielleicht die schönste. Von der Familie Storm hat sie selten jemand betreten, weil das Haus nicht kirchlich gerichtet war.

„Es ist hier gar schön und gut sein," schrieb Storm an Brinkmann, „reizende Natur und wirklich eine von der Eisenbahn ungestörte Behaglichkeit provinzialen Stillebens." Die Eisenbahn ging damals nur bis Göttingen.

Storm wurde nun der Mieter seines Bruders Otto, der ebenfalls durch die Ereignisse in Schleswig-Holstein aus seiner Laufbahn geworfen war. Er war Zollbeamter und wurde dann Kunstgärtner. Otto Storm hatte sich vor dem Casseler Tor ein sieben Morgen großes Grundstück gekauft und war eifrig dabei, eine Kunstgärtnerei einzurichten. Auf diesem Grundstücke lagen zwei Häuser: ein großes Wohnhaus, in das die Familie des Dichters einzog, und ein kleineres, das der Besitzer für sich hatte einrichten lassen. An dem anmutig gelegenen Garten floß die Leine vorüber. Auf den noch nach der Sitte der alten Zeit mit Buchsbaum eingefaßten Beeten standen weißer Flox und die altmodische Kaiserkrone in üppiger Blüte.

„Wir haben," schreibt Storm an Brinkmann (24. 3. 1857), „die schöne Gegend unmittelbar vor der Türe und überall in der Nähe die romantischen Schluchten-Einsamkeiten nach Eichendorff wirklich zum Teil von wundersamer Stille und Poesie." Rose Stein machte auch den Umzug von Potsdam nach Heiligenstadt mit und blieb den ganzen Winter Gast im Stormschen Hause.

Die Führung des Hausstandes war für Constanze im Winter 1856 nicht leicht. Sie hatte neben der eigenen, schon recht zahlreichen Familie, zu der noch ein Kindermädchen und eine katholische Köchin von „feinstem Gemüte und reinster, kindlicher Frömmigkeit" hinzukamen, noch Rose Stein und Schwager Otto mit seinem Gehilfen zu verpflegen.

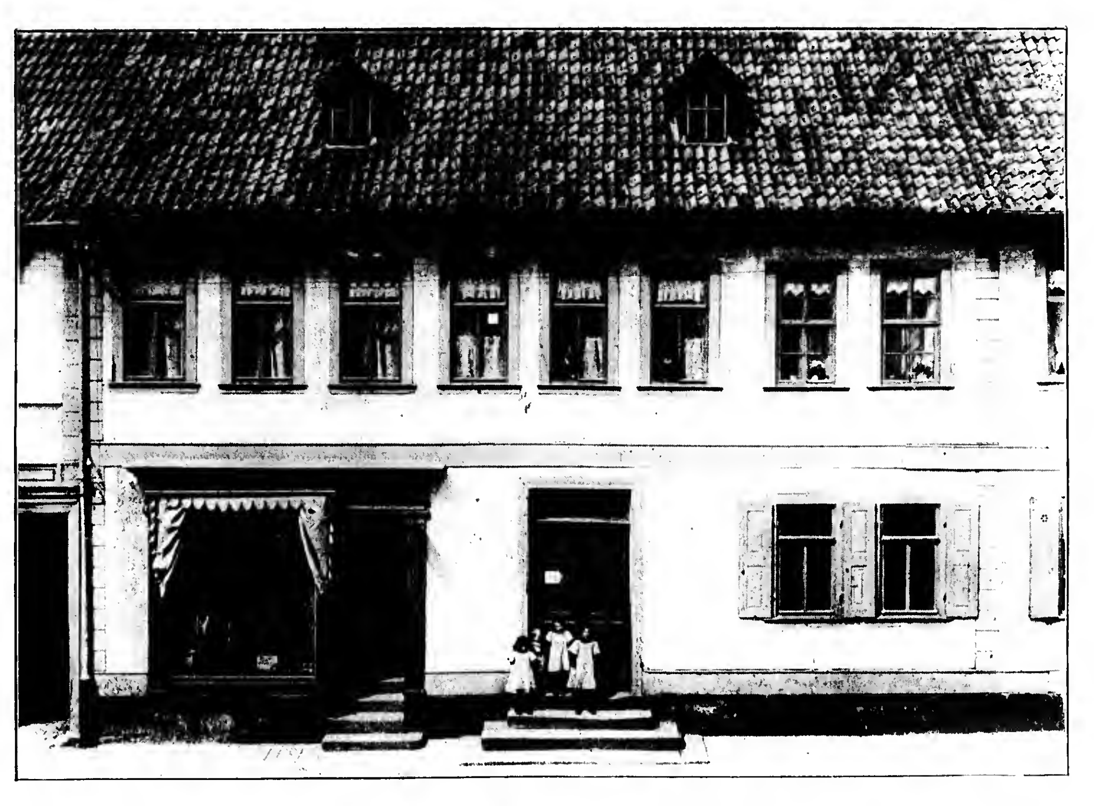
Storm hatte auch in Heiligenstadt nur eine kleine

Einnahme, die für ihn und seine Familie nicht annähernd genügte. Er erhielt als Kreisrichter 600 Taler Gehalt. Da er 1000 Taler bedurfte, um zu leben, so gab ihm sein Vater einen Zuschuß. Eine geringe Unterstützung zahlte ihm auch die Kasse für die vertriebenen Schleswig-Holsteiner und etwas verdiente er sich mit der Feder. Des Dichters Novellen standen damals jedoch nicht hoch im Preise.

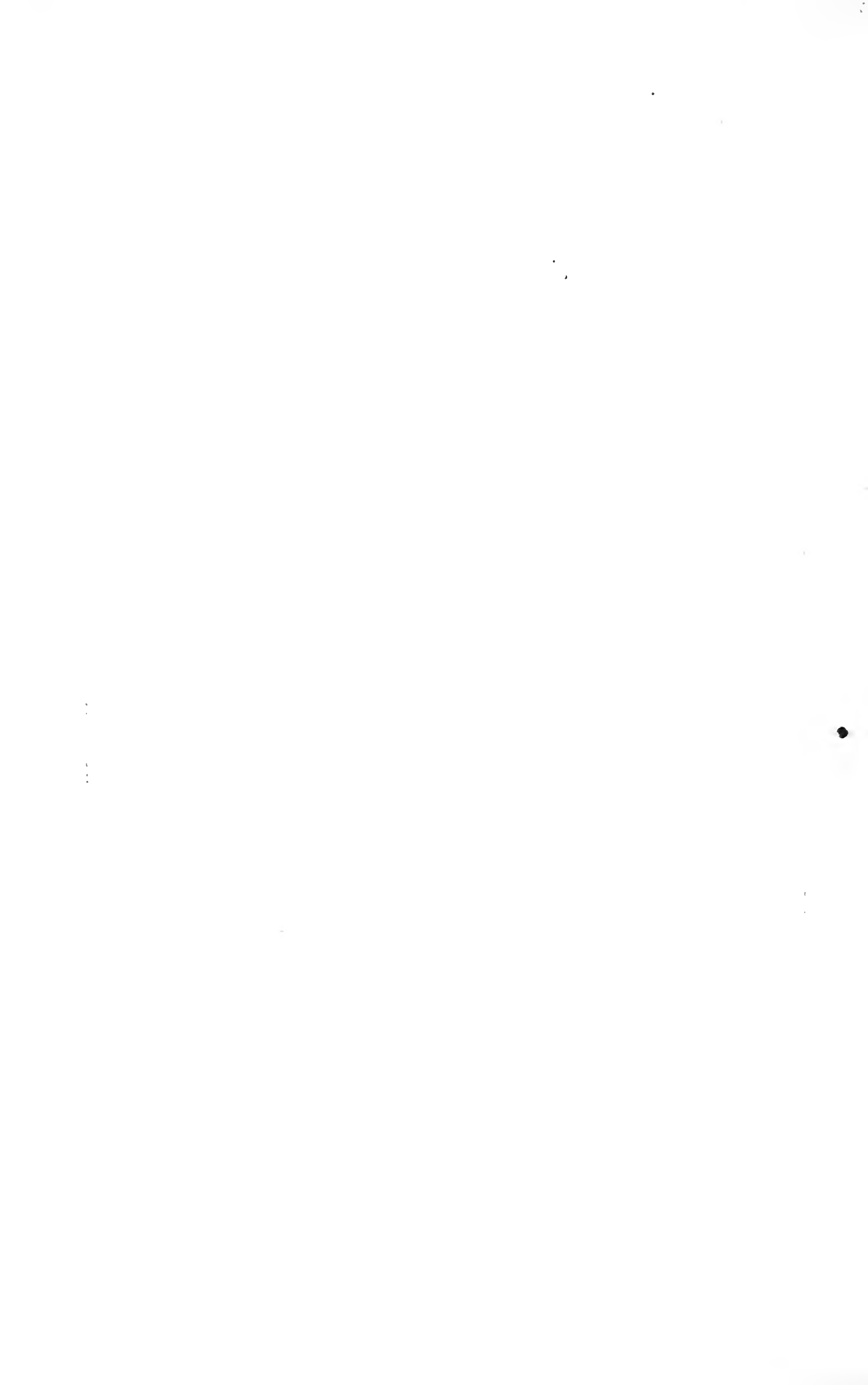
Dies hinderte indessen Constanze nicht, auf ihre Weise wohltätig zu sein. Sonnabends besuchten sie einige arme Frauen, von denen jede einen halben Silbergroschen erhielt. Das bedeutete bei der großen Armut, die in Heiligenstadt herrschte, schon eine Unterstützung. Wo sie einen bedürftigen Kranken wußte, da erschien sie, um seine Klagen mit verständnisvoller Teilnahme anzuhören, zu trösten, Wunden zu verbinden und ihm mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Von dieser Güte ihrer Mutter hatten die Kinder natürlich den größten Vorteil. Zerrissene Hosen und schmutzige Kittel brachten ihnen keine Schelte ein. Die Mutter lachte dann ihr freundliches, herzgewinnendes Lachen und besserte einfach das zerrissene Kleidungsstück sofort aus. Die Kinderfreuden wurden ihnen nie durch die Furcht vor einem nachfolgenden Strafgericht getrübt.

Bei der allgemeinen Armut wurden Storms die reichen Kreisrichters genannt. Die Kinder durften sich nämlich an der einfachen Kost, die die Mutter ihnen bereitete, satt essen, während in den meisten anderen Häusern den Kindern die Portionen zugeteilt wurden.



Der goldene Löwe in Heiligenstadt



Auch von dem guten, selbstgebackenen Brote durften sie soviel essen wie sie wollten, wenn auch die Butter so dünne aufgestrichen wurde, daß man sie kaum sehen konnte.

Im Herbste kochte Constanze, wie es allgemein in Heiligenstadt üblich war, Mus aus Birnen, Fliedersaft und grünen Walnüssen mit Nelken und Zitronenschale gewürzt. Das Muskochen, ein großes Fest für die Kinder, dauerte 24 Stunden. Während des Kochens spritzte der Brei lustig gegen die Wände. Daher denn auch um diese Zeit viele Jungen mit verbrannten Lippen und Musflecken im Gesicht umherliefen. Dieses Mus bekamen Kinder und Mägde statt der Butter aufs Brot gestrichen.

Ein anderer Ersatz für die Butter waren die Buchecker, die in den umliegenden Wäldern reichlich zu finden waren. Das daraus gewonnene Öl wurde auch zum Backen und Braten benutzt. Anfangs schickte Storm die beiden Mädchen mit den Jungen in den Wald, um Buchecker zu sammeln, ein köstliches Vergnügen für Kinder und Mägde, bis „Onkel Schlüter“[1]) ihnen bedeutete, das schicke sich nicht, man griffe dadurch den armen Leuten in ihre Rechte.

Bei aller Armut war es aber nicht traurig in dem Städtchen, im Gegenteil, die Leute waren fröhlich und zu jeder Kurzweil aufgelegt. Das Volk war freundlich gegen die Fremdlinge, man ward leicht bekannt, unähnlich unserem Norden, wo man jahrelang neben-

---

[1]) Rechtsanwalt in Heiligenstadt.

einander hergehen kann, ohne einander näherzukommen, und dazu waren sie noch protestantische Ketzer.

Vorläufig knüpften Storm und Constanze nur mit einem Ehepaare, Rechtsanwalt Schlüter und Frau, Beziehungen an. „Auch eine Genossenschaft haben wir gefunden," schreibt Storm am 1. 3. 1857 an Brinkmann, „wie wir sie uns wünschen konnten: das Rechtsanwalt Schlütersche Ehepaar. Beide besonders hübsch, elegant und liebenswürdig, Leute unseres Alters und unserer Bildung, sind unser nächster, freilich auch einziger Umgang. Es sind wohlhabende Leute und von vielseitigsten Interessen. Alle Sonntag pflegen wir zusammen zu kommen und Kleist zu lesen, wozu dann auch die ebenfalls gescheute und gebildete Frau meines Vorgängers Tielsch zugezogen wird.

So viel habe ich indes gemerkt: wir brauchen nur auf den Boden zu stampfen und Liebhabertheater, Gesangverein und alles Plaisir einer Provinzialstadt wird nach Wunsch aus der Erde schießen.

Neulich verlebten wir mit dem Euch wohl dem Namen nach bekannten Dichter und Vorleser Palleske, der mit Schlüter befreundet ist, ein paar nette Abende. Er ist ein ganz prächtiger Mensch. Mit seiner, wie es heißt, liebenswürdigen Frau bewohnt er ein altes Schloß in Arnstadt. Für den Mai haben wir drei Ehepaare ein Stelldichein im Werratale verabredet."

Die beiden ältesten Knaben tranken seit der Übersiedelung nach Heiligenstadt den Abendtee mit den Eltern. Der alte Husumer Teekessel erhielt in Heiligen-

stadt eine Berzeliuslampe als Gehilfin, denn es gab dort keinen Torf. Ernst fiel freilich, sobald er satt war, unter den Tisch, hauptsächlich seit der Kater, der in der neuen Heimat angeschafft war, verstorben war. „Unser Kater schlief Nacht um Nacht bei Hans und Ernst," erzählt Storm seinem Freunde Brinkmann, „und ritt dann abends samt dem Berechtigten auf der dicken Anne zur Tür hinaus nach der Schlafstube. Mitunter kauften sich die Jungen das Recht für die Nacht für einen Griffel ab. Wenn der Kater unter sanftem Winseln zu den Jungen aufs Roß gehoben wurde und die ganze Karawane zur Tür hinausfuhrwerkte, so gab das immer eine sehr heitere Szene. Aber — er tut's nimmermehr. Eines Morgens fanden wir ihn im Waschhause, wohin er sich mit der den Tieren beim Sterben eigenen Keuschheit in der Stille begeben hatte, tot ausgestreckt, in einer der anmutigsten Stellungen, die ihn im Leben auszeichneten.

Hans schrieb die Leichenrede und Ernst las sie vom Konzepte bei der Begräbnisfeierlichkeit.

Jetzt muß ich ihnen Tiere aus Papier schneiden, männliche und weibliche, letztere mit einem ‚Melkel'. Ernst hat das Wort geprägt, das so viel wie Euter bedeutet. Gegenwärtig beschäftigen sie sich mit der Insektenwelt; Ernst bestellt eben eine alte Laus."

Die amtliche Arbeit Storms in Heiligenstadt war nicht sehr groß. Er war Bagatellrichter und außerdem Mitglied der Kriminaldeputation und des Schwurgerichts. Auch stand ihm ein tüchtiger Referendar zur Seite, so daß er Verfügungen und Erkenntnisse nur zu

unterzeichnen hatte. Gesamtsitzungen fanden nur einmal im Monat statt. Storms Verhältnis zu seinen Mitrichtern war angenehm, doch hatte er zunächst zu keinem von ihnen persönliche Beziehungen. Die Hälfte der Richter und die meisten Lehrer des Gymnasiums waren katholisch.

„Meine Neigung für Heiligenstadt,“ schreibt Storm seinen Eltern (26. 10. 1856), „hat sich nicht vermindert. Es ist hier nichts, weder an Land und Leuten, noch in meinem amtlichen Kreise, was mir mißfiele. Ich habe keinen weiteren Wunsch, als daß ich hier ohne zu große Sorge für den täglichen Schilling werde leben können. Daß ich trotz alledem wie ein Arbeiter von der Hand in den Mund leben muß und der letzte Groschen glücklichsten Falles am Tage vorher ausgegeben wird, wenn Tags darauf der neue anlangt, ist unglaublich drückend. Ich habe nur den Trost, daß ich an diesen Verhältnissen keine Schuld trage und daß ich sie beim besten Willen nicht ändern kann.“

Weihnachten 1856 konnte sich Storm wieder mit Behagen in die echte Weihnachtsstimmung versenken, wie er es liebte. Er schnitt Netze, wickelte Zuckerwerk in farbiges Papier und half seiner Frau beim Backen der Weihnachtskuchen, indem er Mandeln und Zitronat schnitt oder Kardamum und Hirschhornsalz zerkleinerte. Ja, Spaziergänger, die einsame Wege liebten, hätten den Herrn Kreisrichter oben in einer Tanne Zapfen pflückend erblicken können. So tief saß er einmal wieder mitten in der Kinderfreude. Seiner kleinen Lisbeth schenkte er Immensee, das damals mit Bildern von

Ludwig Pietsch neu herausgegeben war, und schrieb ihr vorne hinein:

„Meiner kleinen Lisbeth in Hoffnung auf künftige Stunden“ und darunter:

„Aus diesen Blättern steigt der Duft des Veilchens,
Das dort zu Haus auf uns'ren Heiden stand,
Jahraus und -ein, von welchem keiner wußte
Und das ich später nirgends wiederfand.“

Im Winter 1856/57 hatten Storms in ihrem schönen, aber den Winden von allen Seiten ausgesetzten Hause sehr unter Kälte zu leiden. Die Wände waren aus Fachwerk und die Türen undicht. Aber als der Frühling auf die Berge stieg und sie den Garten so recht genießen wollten, mußten sie in die innere Stadt ziehen. Ein neuer Landrat kam, der mehr Miete zahlen konnte, als Storm aufzubringen vermochte. Landrat von Wussow, der bald zu Storms treusten Freunden gehörte, mietete das Haus gleich auf zehn Jahre. Die neue Wohnung lag in der Wilhelmstraße und ein Garten war leider nicht dabei. Ein großer Torweg führte auf den Hof des „Goldenen Löwen“, der in schöner Natürlichkeit auf dem Schilde über dem Eingange prangte. In dem Wirtshause kehrten die Fuhrleute der schweren, durch 5 oder 6 Pferde gezogenen Frachtwagen ein, die mit einem über Reifen gespannten Plane überdeckt waren. Unter dem Wagen hing ein breiter Kasten, in dem gewöhnlich ein Hund zur Bewachung der geladenen Güter lag. Der alte Wirt Lihns hatte eine bedeutende Landwirtschaft und einen Stall voll glänzender Pferde. Auf der rechten Seite des

Hofes lagen Ställe, während ihn links ein Flügel des Wohnhauses begrenzte, in dem Storms das obere Stockwerk bewohnten. Eine hölzerne Galerie, von der eine Treppe in den Hof hinabführte, umgab den ganzen Flügel. Trat man in den Flur der Wohnung, so lag links die Stube der drei Knaben mit den Fenstern nach dem Hofe hinaus, rechts nach der Straße hin das Schlafzimmer der Eltern. Daran reihten sich das sogenannte braune und blaue Zimmer; das braune war der gewöhnliche Wohnraum und wurde so genannt, weil sein Fußboden abweichend von dem der übrigen Stuben mit brauner Farbe gestrichen war.

Für die Kinder war das Leben auf dem Hofe natürlich neu und anziehend. Constanze aber entbehrte den Garten und den freien Ausblick auf die Berge schmerzlich, zumal sich infolge des kalten, zugigen Hauses Rheumatismus und Nervenschmerzen bei ihr einstellten. Deswegen ging sie unter der Obhut des Schlüterschen Ehepaares mehrere Wochen nach dem nicht zu fernen Wahlhausen. Mit gekräftigter Gesundheit kehrte sie zurück. Sie konnte sich nun wieder tüchtig im Haushalte tummeln, ohne Beschwerde den Iberg hinaufsteigen und drei Tage hintereinander von 9 ½ Uhr morgens bis 7 Uhr abends den Verhandlungen des Schwurgerichts über einen Mord beiwohnen.

Am 5. Mai 1868 gedachte Storm in einem Briefe an seinen Sohn Hans des ersten in Heiligenstadt verlebten Geburtstages seiner Frau. Er schrieb: „Es ist heute, mein geliebtes Kind, ein Geburtstag, der nicht mehr gefeiert wird, Mutters Geburtstag. Vor elf

Jahren war ihr erster Geburtstag in Heiligenstadt. Rose Stein war bei uns und der kleine Maler Sunde unten bei Onkel Otto. Am Abend vorher war der schönste Frühlingsabend; wir saßen draußen auf der hohen Gartenmauer und sahen in die Gegend hinaus. Namentlich war ich noch lange draußen und sann mir das Gedicht zusammen:

Gedenkst du noch, wenn in der Frühlingsnacht
Aus unserm Kammerfenster wir hernieder
Zum Garten schauten, wo geheimnisvoll
Im Dunkel dufteten Jasmin und Flieder?
Der Sternenhimmel über uns so weit,
Und du so jung; unmerklich geht die Zeit.

Wie still die Luft! Des Regenpfeifers Schrei
Scholl klar herüber von dem Meeresstrande;
Und über uns'rer Bäume Wipfel sahn
Wir schweigend in die dämmerigen Lande.
Nun wird es wieder Frühling um uns her,
Nur eine Heimat haben wir nicht mehr.

Nun horch' ich oft schlaflos in tiefer Nacht,
Ob nicht der Wind zur Rückfahrt möge wehen.
Wer in der Heimat erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen!
Nach drüben ist sein Auge stets gewandt,
Doch eines blieb, — wir gehen Hand in Hand.

Als ich's aufgeschrieben hatte, steckte ich die Granatbrosche darunter als Geburtstagsgeschenk. Und am Geburtstage — ich sehe noch, wie in der ersten Stube links der kleine Tisch mit Geschenken stand — war der hellste Frühlingssonnenschein und Onkel Otto und Sunde kamen. Wie ausgelassen war Rose und wie schön und ruhig-heiter war Deine Mutter.

Ich denke auch an die Geburtstage, da sie meine Braut war und Tante Rike Onkel Johannes' Braut. Einmal war's in Husum, Mutter war bei Deinen Großeltern, auch damals war schönster Sonnenschein. Meine Schwester Helene lebte noch und wir vier machten vormittags einen Spaziergang weit hinter die Neustadt. Es war alles so jung, so frisch und die Welt so hell und weit.

Einmal als Braut, da sie in Segeberg war, — das ist, glaube ich, am längsten her; der erste ihrer Geburtstage, der auch mir gehörte —, da hat sie, so erzählte sie mir später oft, morgens beim Aufwachen meinen Brief und die kleinen Herrlichkeiten, die ich ihr gesandt hatte, auf und an ihrem Bette gefunden. Nun ist der Kreis geschlossen. Hier in der alten Heimatstadt fanden wir uns und hierher mußten wir zurückkehren, damit das Ende komme."

„Dein ‚Gedenkst du noch',“ schrieb dem Dichter seine Mutter, „hat mich zu Tränen gerührt und wird es immer tun."

Im Laufe des Sommers gestaltete sich der Verkehr mit Schlüters immer vertrauter und behaglicher. In einem Briefe (15. 10. 1857) an die Mütter in Segeberg und Husum schildert Storm eine Wagenfahrt nach dem 1½ Meilen von Heiligenstadt entfernten Göttinger Gleichen, die die beiden Ehepaare in Schlüters Wagen an einem schönen Oktobertage unternahmen. „In einem Pachthofe am Fuße des Berges," erzählt Storm, „wo wir gegen 2 Uhr ankamen, wurde ausgespannt und auf den einen Schimmel ein Damensattel

gelegt. Die Schlüter, die Bergsteigen nicht vertragen kann, stieg zu Roß, und so ging's in der wundervollen, goldenen Herbstsonne den Berg hinauf nach der zweiten Ruine. Die erste liegt unweit davon auf einem Gipfel des ganz mit Buchen bewaldeten Berges. Ich weiß nicht, daß ich schon jemals von der zauberhaften Schönheit eines Erdenfleckes so innerlichst berührt worden wäre. Zu unseren Füßen lagen ein hügeliges Wäldermeer in der buntesten Herbstfärbung, am Horizonte im Sonnendufte, wie er auch nur in dieser Zeit des Jahres sichtbar ist, die Gebirgskette des Harzes, des Meißners und andere für mich wenigstens namenlose Berge, einer davon mit der Ruine des Hansteins. Nur nach zwei Seiten sieht man zwischen den Baumwipfeln hindurch die roten Dächer von Dorfschaften. Durch ein mitgenommenes Fernrohr sahen wir weithin ein Forsthaus in reizender Einsamkeit liegen.

Wenn man nach der anderen Seite auf die Wälder schaut, so mag's noch ebenso aussehen als damals, da die alten Herren von ihren Adlernestern hier ins Tal hinabblickten. Ich mußte lebhaft Achim von Arnims gedenken, der zum Teil mit so derber Wirklichkeit das Leben in und zwischen diesen beiden Burgen in seinem wunderbaren Schauspiel ‚Die Gleichen' wieder auferweckt. Drüben auf Altengleichen lebte der verarmte Zweig der Grafenfamilie, die Gräfin Gisela mit ihren wüsten Söhnen, die ihren reichen Vettern hier auf Neugleichen heimlich in die Jagd gingen. Dort zwischen den Büschen unten war vielleicht der Schleichweg, auf dem die alte, zwischenträgerische Wirtschafterin von Neu-

gleichen zwischen den beiden Burgen hin und wieder ging. Wo aber war der Burghof, der plätschernde Brunnen? Nur ein paar nackte Mauern mit Fensteröffnungen und eine Stelle, wo vielleicht einst der Herd gewesen ist, stehen noch. Kaum kann man sich denken, daß auf diesem engen Raume ein so geräumiges Burgleben gewaltet habe, wie es der Dichter vor uns aufrollt. Ohne Zweifel stand Arnim vielleicht um 1819 dort, wo ich stand, und fühlte wie ich diesen Zauber auf sich wirken, doch so, daß es bei ihm zu einer großen, tiefsinnigen Dichtung sich gestaltete. ‚Allen guten Frühlingsgeistern der alten Schlösser Plesse, Hanstein und der beiden Gleichen bei Göttingen, den kühlen Quellen, dem frischen Morgentau, dem schimmernden Grün und dem beseligenden Hauche der Bergluft zugeeignet in der heißen Mitte des Tages und des Jahres. Berlin, den 8. Juli 1819.‘ So lautet die Widmung des Stücks. Jetzt war es Herbst, und das paßte zu meiner Stimmung auch viel besser, denn alles, was hier lebendig wurde, gehörte der Vergangenheit.

Ich setzte mich auf einen alten Mauerüberrest und sah nach der Seite von Göttingen durch die Wälder ins Tal. Hier und dort lag ein freundliches Dorf in der warmen Sonnenbeleuchtung. Eins, vielleicht das nächste, ist Gellinhausen, und ich suchte mir zwischen den größeren Häusern das Amtshaus heraus, wo nun vor 80 Jahren Bürger in der schönsten Zeit seines Lebens und Dichtens seine für alle Zeiten, solange es deutsche Poesie geben wird, unsterbliche Lenore ersann. Von hier aus ging, mitunter Tag für Tag, der Bote nach

Göttingen und brachte die neuen Strophen an Boie und die übrigen Freunde: Voß, Großvater Esmarch und wie sie alle hießen. War's doch fast, als müßten meine Augen dort unten zwischen den gelben Stoppelfeldern noch eine andere zärtliche Gestalt suchen. Trug denn die Luft nicht mehr den Namen Molly-Adonide? Ach, diese unruhvollen Herzen waren längst zur Ruh'; die Namen der Dörfer und Berge waren noch dieselben, aber ihre Namen waren unter den Menschen, die jetzt dort wohnten, längst verschollen. Die gute Frau im Pachthofe glaubte nur zu erinnern, daß einmal jemand zu ihrem Manne von einem Dichter Bürger, der dort gelebt, gesprochen habe.

Wir lagen eine ganze Zeitlang oben unter den alten Burgtrümmern. Unterdessen führte der Kutscher Stephan den Schimmel zwischen den Bäumen den Berg hinab, und es sah ganz prächtig aus, wie das Tier, das mit seiner Herrin auf dem Rücken so fromm gewesen war, jetzt mit Bäumen und Kapriolen hinuntergeführt wurde.

Es langte außer uns noch eine Familie an, wir machten aber nicht Bekanntschaft, obgleich Schlüters Pudel, der weise Cartouche, sie mit dem kleinen Mädchen, das ihren Zwieback mit ihm teilte, bald vermittelt hätte.

Unter der Burg hat der Wirt aus Gellinhausen ein ungeheures Sonnendach, auf rohen Fichtenstämmen ruhend, und daneben einen Felsenkeller aufgeschlagen, und es soll ihm diesen Sommer an Studenten und anderen Gästen nicht gefehlt haben.

Zum Beschlusse genossen wir unten im Pachthofe Kaffee und Butterbrot und kauften uns aus dem großen Apfelreichtum zusammen einen Korb voll und um 7 Uhr waren wir wieder bei unseren vier kleinen Mäusen, von denen die beiden kleinsten schon im schönsten Schlafe lagen."

Im September 1858 ließ Schlüter sich nach Witte bei Hamm versetzen, weil die zarte Gesundheit seiner Frau das rauhe Bergklima nicht vertrug. Das war für Storms ein herber Verlust. Am 27. Juni starb die anmutige Frau, nachdem sie kurz vorher einem Knaben das Leben gegeben hatte.

Der erwachende Frühling entzückte Storms Dichterherz. Mit den Kindern und Freunden wurden Ausflüge in die Berge und nahen Wälder gemacht. Hier wurde Feuer angezündet, wozu die Kinder das Holz sammelten, und dann unter den alten Buchen Kaffee gekocht. Dazu mundeten die Flinsen, eine Art Eierkuchen, trefflich.

„Unserer Mutter wollte ich wünschen," schreibt Storm am 4. Mai 1857 nach Husum, „daß sie jetzt das Erwachen des Frühlings hier sähe. Eine Unzahl von Kräutern sprießt und blüht überall hervor; mitunter springt ein Waldquell vom Felsen in die Schlucht, daß die Tropfen in der Sonne herumsprühen, und darunter steht das Maigrün des Sauerklees mit den weißen Glöckchen. So sahen wir es gestern."

Wenn Storm mit seinen Knaben den Iberg hinaufmarschierte, so wurde dabei, um die Müdigkeit vergessen zu machen, gereimt:

„So steigen wir den Berg hinan,
Der kleine und der große Mann
Und ich, der Vater, geh' voran." usw.

„Ich bin mehrere Vormittage," erzählt Storm seinen Eltern (13. 7. 1860), „mit den Kindern in Wald und Berg umhergeklettert, Lisbeth, mit einem großen Strauße wilder Blumen in der kleinen Faust, voran. ‚Siehst du, ich bin ein starkes Mädchen,' ruft sie und guckt sich mit leuchtenden Augen nach den zurückgebliebenen Brüdern um."

In Heiligenstadt gesellte sich zu dem Dichter wieder seine Muse — (sie hatte ja so lange geschwiegen) —, und eine duftige Novelle nach der andern floß aus seiner Feder. Weihnachten 1858 konnte er seiner Constanze das sauber abgeschriebene Manuskript der Novelle „Auf dem Staatshof" auf ein kleines Lesepult legen. Den Eltern in Husum wurde das neuste Jahrbuch der Argo zum Feste beschert. Dazu schrieb der Dichter am 19. 12. 1858: „Auch Du, lieber Vater, wirst, denke ich, meine Geschichte aus der Marsch, die mir jetzt aus der Ferne als die reizendste Gegend erscheint, mit einiger Teilnahme lesen. Außer einer dunklen Anschauung des alten eiderstedtchen Staatshofes aus der Zeit, wo er noch verödet stand, und wo wir einmal von Friedrichsstadt mit jungen Leuten beiderlei Geschlechts eine Tour dahin machten, ist alles darin reine Dichtung. Doch muß ich hinzufügen, daß die Stanp[1]) mir einmal erzählt hat, wie in ihrer Kinderzeit eine alte Frau van Ovens in Friedrichsstadt gelebt habe, die letzte einer

[1]) Leihbibliotheksbesitzerin in Husum.

großen Familie, welche noch an 100 Höfe besessen habe. Die Idee zu dieser Geschichte kam mir in der Nacht, als wir beide auf der Rückkehr von Heiligenstadt in Göttingen bei Herrn Bettmann[1] schliefen."

Traurig begann das Jahr 1858. Im Januar ging aus Husum die Nachricht ein, daß Storms jüngste Schwester Cäcilie, von unheilbarer Geisteskrankheit befallen, einer Anstalt hatte überliefert werden müssen. So verloren die beiden Alten ihre letzte Tochter, und es wurde nun ganz still im alten Hause in der Hohlen Gasse.

„Wie zwiefach schmerzt es mich jetzt," schrieb Storm seinen Eltern, „daß wir verbannt sind. Wenn unsere vier kleinen Gesellen sich um Euch herumtrieben, es würde doch manche trübe Stunde heller machen."

Der kleine Hans, dem das Klima in Heiligenstadt nicht bekam, wurde im Sommer 1858 auf mehrere Monate zur Kräftigung seiner Gesundheit zu den Großeltern nach Husum gesandt.

Storms jüngster Bruder Emil, sein Patenkind, verlobte sich in diesem Jahre mit Constanzes Schwester Charlotte. Der alte Arzt und Hausfreund, Dr. Wülfke, in Husum war gestorben und Emil übernahm seine Praxis. Einstweilen richtete er sich in dem geräumigen Hause der Eltern ein und auch die Braut folgte bald dem Zuge ihres Herzens. Nun war wieder junges, lachendes Leben im Hause und verscheuchte die düstere Trauer.

[1]) Hotelbesitzer in Göttingen.

„So werden wir wieder," schreibt Storms Mutter (April 1858), „das Glück genießen, Kinder in unserer unmittelbaren Nähe zu haben. Es ist für mich so groß, ich fasse es noch nicht auf ein Mal, das lange entbehrte Glück. Ich werde es in langsamen Zügen genießen. Emils Geschick fällt wie warmer Sonnenschein, wie erquickender Regen auf ein ausgedörrtes Land. Wenn ich an Euch denke, wird mir das Herz groß. Mir ist so, es soll und muß anders werden. Ihr gehört hierher: zwei Brüder, zwei Schwestern, und wir Alten der Mittelpunkt."

Im Sommer reiste Constanze mit den Kindern nach Segeberg. Storm konnte seine Lieben nur bis Göttingen geleiten, er selbst mußte Geldmangels wegen in Heiligenstadt bleiben.

Einen Ersatz für das Schlütersche Ehepaar fanden Storms in der Freundschaft mit dem Landrat von Wussow und seiner Frau. Sie lebten bald vertraut wie Geschwister zusammen, und selten nur verging ein Tag, an dem sie sich nicht sahen. „Ich hätte gern mit dem Landrat angeknüpft," schreibt Storm seinem Vater (12. 8. 1858), „aber dazu gehört, daß wir sie wenigstens das erste Mal zum Beginn auf eine anständige Abendschüssel einladen, und das würde das ganze Hausstandsbudget derangieren." Vater Storm schickte darauf 10 Taler für die Abendschüssel, und die neuen Freunde wurden eingeladen. „Es gab Hasenpastete, Kalbsbraten und als Kuchen eine selbst gebackene Marzipantorte," berichtet Constanze nach Segeberg. „Für jetzt ist unsere ‚Hohle Gasse' bei Wussows," schrieb Storm nach Husum

(13. 7. 1860), „wo wir uns, wenn wir Lust haben, unseren Nachmittagstee holen, wo wir immer und unter allen Umständen willkommen sind und die einzige Gefahr darin besteht, daß man nicht wieder fortkommt.“ Zweimal in der Woche kamen die beiden Familien wechselweise, bald bei Storms, bald bei Wussows, zusammen, tranken Tee und plauderten oder lasen. Während Storm vorlas, schob er wohl leise und wortlos Wussow ein Blatt Papier hin, und wenn er zu lesen aufhörte, so konnte jedesmal eine kleine, fein durchgeführte Landschaft in die eigens dafür bestimmte Mappe wandern. Da die beiden Männer und auch die Frauen sich duzten, so war der Verkehr durchaus behaglich und zwanglos. Storm schildert den Freund als einen Mann von umfassender Bildung, der auch in den Künsten wohlerfahren, ein durchgebildeter Landschaftszeichner und voll lebhaften Interesses für Poesie war. Seine Leistungen in der Dichtkunst waren interessant und anregend. Was sie sonst, besonders in politischen Ansichten, trennte, diente nur dazu, den Verkehr zu beleben.

Frau von Wussow war eine grade, offene Natur, sehr gescheit, grundgut und eine große Kinderfreundin. Wenn sie die kleine Stormsche Gesellschaft und ihre eigenen Kinder um sich hatte, so spielte sie den ganzen Abend mit ihnen. Doch hatte sie ihre kleinen aristokratischen Vorurteile, die Storm die erwünschte Gelegenheit zur Kritik gaben. Frau von Wussow war eine leidenschaftliche Hausfrau und kannte keine größere Freude, als ihre Gäste so recht ausgiebig zu bewirten.

„Das Beste ist," erzählte Storm, „daß die Leute eine wirkliche Herzensneigung für uns haben."

Nach und nach erweiterte sich der Freundeskreis und die Geselligkeit wurde fast zu groß. Damals waren aus verschiedenen Provinzen Beamte nach Heiligenstadt versetzt worden, die sich vielleicht, weil sie alle dort Fremdlinge waren, um so leichter aneinander schlossen. Zu Storms näheren Bekannten gehörten: Bürgermeister von zur Mühlen und Frau, Staatsanwalt Delius, Kreisgerichtsrat Bader, die verwitwete Frau Servière, eine Schwester der Frau von Wussow, mit ihrer hübschen Tochter, Frau von Kaisenberg, das junge von Byernsche Ehepaar und Landrat von Schuter mit seiner jungen, reizenden Frau. Schuter verließ Heiligenstadt jedoch bald, um sich in einer größeren Stadt als Rechtsanwalt niederzulassen. So konnte die beabsichtigte Darstellung des Peter Squenz von Gryphius nicht ausgeführt werden. Die Rollen waren schon gelernt und die Aufführung sollte in den nächsten Wochen erfolgen. Schuter gab die Hauptrolle, und ohne ihn konnte das Stück nicht aufgeführt werden. Storm hatte die Rolle des Pickelhäring übernommen. Unter seinen Gedichten findet sich noch eine Spur davon im „Notgedrungenen Prolog zu einer Aufführung des Peter Squenz von Gryphius"[1]). Diesen Prolog hatte er für die Aufführung gedichtet, und er sollte ihn, vor den Vorhang tretend, sprechen, um das Publikum auf die Derbheiten des alten Stücks vorzubreiten.

---

[1]) Band 8, S. 255.

„Es haben sich ungefähr zwanzig der ersten Familien hier in der Weise zusammengetan, daß jeden Donnerstagabend bei einer derselben „die Salons geöffnet sind," erzählt Storm seinen Eltern (12. 12. 1861), „man geht und kommt, wie man lustig ist, ohne allen Zwang. Aber es giebt nichts wie eine Tasse Tee und ein Stück Syster- oder Platenkuchen. ‚Römischer Abend' ist dies Ding getauft, weil es die hiesige Erfinderin, ein altes, geistvolles, leider mit Elefantiasis behaftetes Fräulein von Kaisenberg wohl in Rom so mitgemacht hat. Aber es ist eigentlich das Hübscheste, was ich an Geselligkeit gefunden habe, und dabei wohlfeil."

Im Jahre 1857 gründete der Dichter einen Gesangverein, dem zuerst 14 Mitglieder angehörten. Bald jedoch wuchs der Chor bis zu 70 Sängern und Sängerinnen an, so daß er seine Übungen im Rathaussaale abhalten mußte. Es wurde bei Klavierbegleitung gesungen, die Seminarlehrer Reymann, ein vorzüglicher Klavierspieler, übernahm, während Storm dirigierte. Storm besaß ein feines musikalisches Gehör und war, anders als während seiner stürmischen Jugendzeit in Husum, in liebenswürdiger Weise streng und ließ keinen Fehler durchgehen. Namentlich hielt er auch darauf, daß genau eingesetzt wurde. Ein treues Mitglied des Vereins und eine Stütze des Chors war Kreisgerichtsrat Bader. Wegen der Genauigkeit, mit der er einsetzte, wurde er scherzweise die Gesangvereinsuhr genannt. Einmal setzte Bader allein ein. Der ganze Chor blickte auf ihn, erfreut, ihn endlich einmal auf einem Fehler zu ertappen. „Nein," sagte der kleine, schon

etwas grauhaarige Herr, „ich habe richtig eingesetzt.“ Eine genaue Prüfung der Partitur ergab, daß die Gesangvereinsuhr recht hatte. Alle Stände waren in dem Vereine vertreten; wer eine gute Stimme und Freude am Singen hatte, wurde aufgenommen.

Auch größere Werke, wie der Paulus von Mendelssohn, wurden aufgeführt, wobei Storm mit seinem weichen und doch kräftigen Tenor den Stephanus sang. Er war mehr als nur ein Dilettant, sicher im Vortrage ein Künstler. Instrumentalsachen, besonders Trios für Violine, Cello und Klavier, wurden eingeübt.

So lebten die Heimatlosen nicht nur den grauen Alltag in Heiligenstadt. „Es ist, als hätte sich das Leben wieder ein wenig neu beschwingt,“ schreibt Storm aus dieser Zeit.

So einfach es Storm und Constanze bei ihrem geselligen Verkehr auch mit der Bewirtung hielten, so vermehrten sich doch die Ausgaben erheblich. „Es ist eine verteufelte Sache,“ klagt Storm Vater Esmarch (3. 9. 1859), „wenn es immer um den letzten Groschen geht. Dies ist nicht die geringste Unbequemlichkeit der Verbannung.“

Aber Constanze war eine vortreffliche Hausfrau. Sie wußte in Gemeinschaft mit ihrem Manne die schmalen Mittel, die ihnen zu Gebote standen, so einzuteilen, daß alles, was zum Leben gehörte, stets in genügender Menge im Hause war. Constanze war wegen ihrer gründlichen Reinlichkeit berühmt und bei den Scheuerfrauen in Heiligenstadt berüchtigt. Aus der Heimat wurde die in Heiligenstadt unbekannte Ecken-

bürste verschrieben und Mädchen wie Scheuerfrauen wurden dazu angehalten, vor den Zimmerecken auf den Knien zu liegen und sie gründlich mit Seife auszubürsten.

Abends konnte man Constanze oft bis spät in die Nacht hinein vor einem hochgehäuften Korbe mit zerrissenem Kinderzeuge sitzen sehen, unermüdlich die Schäden ausbessernd. Niemals klagte sie über die Mühseligkeiten ihres Lebens. Ebenso eifrig, wie sie sich jeder häuslichen Mühe unterzog, wußte sie auch jede Freude und Erholung zu genießen. „Auch das ist ein Bild meiner Erinnerung," erzählt einer ihrer Söhne, „aus meinen späteren Jugendjahren, wie meine schöne Mutter mit strahlendem Lächeln bei ihren Freunden in die Tür des Gesellschaftszimmers tritt und mit voller Hingebung an die Stunde das Fest auskostet." Constanze trug bei solcher Gelegenheit mit Vorliebe eine Rose oder Kamelie im Haar.

„Von den 13 Knospen unserer gefüllten Kamelie," schreibt Storm seiner Mutter (März 1862), „kam nur eine zur Entfaltung. Ich schnitt sie ab und steckte sie Constanze ins Haar. Ich habe nie eine Blume an einem besseren Platze gesehen, ‚denn wenn der Leib gleich stirbt', so singen wir jetzt im Paulus, ‚so wird die Seele leben.' So entwickelt auch ihr Antlitz, je mehr die sinnlichen Reize der Jugend vergehen, namentlich wenn sie sich wohl und heiter fühlt, eine zarte, geistige Schönheit, daß selbst gleichaltrige Frauen davon entzückt und hingerissen werden. Es ist dies vielleicht jetzt mehr als in ihrem früheren Leben der Fall. Die seltene Einfach-

heit und Reinheit ihres Wesens umgiebt sie noch immer mit einer Atmosphäre von Jugend."

Zum Weihnachtsfeste 1859 schenkte Vater Storm seinem Sohne 200 Taler zur Anschaffung eines Klaviers, das fleißig benutzt wurde. Der kleine Karl ließ Essen und Trinken stehen, wenn er seinen Vater spielen hörte. Am liebsten saß der kleine Mann selbst am Klavier, schlug sanft Akkorde an und sang mit leiser Stimme dazu.

In seinen Briefen in die Heimat erzählt Storm von Karl einen reizenden Vorgang: „Gestern," heißt es da, „gingen wir zusammen auf der Straße und der Junge sprang zu meinem Ärger wie ein Narr neben mir her. Ich verwies ihm das. ‚Ach Papa,' sagte er, ‚siehst du, ich singe so in meinem Gemüte, da muß ich denn den Takt dazu tanzen.'"

In den Jahren 1859 bis 1862 entstanden schnell nacheinander 5 Novellen: „Späte Rosen" (1859), „Drüben am Markt" (1860), „Im Schloß" und „Veronika" (1861), und „Auf der Universität" (1862). Zu Veronika gaben ihm Erlebnisse aus seiner richterlichen Praxis den Stoff.

„Meine Muse hat so lange geschwiegen," schreibt der Dichter nach Segeberg, „jetzt scheint es noch einmal zu fließen." Ein anderes Mal heißt es: „Ich glaube, meine Seele wird wieder jung, denn, was ich in Jahren nicht vermochte, ich mache wieder Verse."

„Meine Gedichte habe ich nicht gemacht, sie waren da," hat der Dichter einmal seinem Sohne Ernst gegenüber geäußert. An den Novellen aber hat er ernstlich

arbeiten müssen, besonders in der Heiligenstädter Zeit. Später hat er darin eine immer größere Meisterschaft errungen und die Sprache ist ihm leichter geflossen. Er selbst hat, als er schon in Hademarschen wohnte, gesagt: „Jede meiner Novellen verlangt an Arbeit von mir die Vormittage von 4 bis 5 oder 5 bis 6 Monaten, und zwar von 7½ bis 1½ Uhr."

Als Kuriosum möchte ich noch anführen, daß der Dichter behauptete, wenn er gegen eine graue Mauer sehe, so belebe das seine Phantasie, dann könne er besser arbeiten.

Einer Dame, die einige seiner Dichtungen ins Englische übersetzen wollte, schrieb Storm: „Das, was meiner Dichtung, wie ich glaube, zum Teil ihren Wert giebt und ihre Wirkung bedingt, ist die strenge Einfachheit des Ausdrucks und die Gegenständlichkeit der Darstellung. Ich habe immer danach gestrebt, die Sache selbst, nicht aber zugleich ihre Wirkung auf das Gemüt des Lesers auszudrücken."

Die Novelle „Im Schloß" wurde zuerst in der Gartenlaube veröffentlicht, später sollte sie bei Alexander Duncker in Buchform erscheinen. Unbegreiflicherweise lehnte Duncker den Verlag des Buches ab.

„Abgesehen davon," schrieb er dem Dichter, „daß das geschilderte Verhältnis einer adeligen jungen Dame zu einem bürgerlichen, bäuerlichen Hauslehrer schon so oft zum Thema von Verwickelungen gewählt wurde, kann ich es meinem Gefühl nach nicht gerechtfertigt finden, daß diese junge Dame, nachdem ihr von dem besagten Hauslehrer mit dem Glauben ihr Edelstes,

der Duft ihrer Weiblichkeit, genommen ist, in ein entschieden unmoralisches Verhältnis tritt. Dies Mißbehagen muß sich noch steigern, wenn diese Dame sich nicht scheut, einem blutjungen Menschen zu beichten, daß sie während ihrer Ehe ein Kind von ihrem Liebhaber geboren habe. Der naturphilosophierende Baron mit seiner Nützlichkeitsdefinition der Liebe — möglich, aber nicht erquicklich. Was soll die Welt, die Sie in Immensee und den Gedichten so hoch und lieb hält, nach diesem Buche von Ihnen sagen? Wenn Sie sich selbst nur ein wenig lieb haben, wie man Sie, so entziehen Sie dieses Buch der Öffentlichkeit." Es muß an den Änderungen, die der Leiter der Gartenlaube, Keil, auf eigene Hand an einzelnen Stellen der Novelle vorgenommen hatte, gelegen haben, daß Duncker die Dichtung so mißverstehen konnte.

Unter dem Nachlasse des Dichters fand sich auch ein einfaches, graues Schreibheft, in das er mancherlei, was seine Dichtungen betraf, eingetragen hat. Er hat es „Was der Tag giebt" genannt, und erläuternd hinzugefügt: „nicht nur, was der jeweilige Tag giebt, sondern auch, was frühere Tage gaben und was am gegenwärtigen wieder aufsteht." Hier finden wir unter dem 5. 10. 1880 folgende Niederschrift:

„Zu ‚Im Schloß'.

Als meine Arbeit ‚Im Schloß' abgedruckt wurde, hatte Keil, der mit dem derzeit noch unbekannten Verfasser keine Umstände machte, die Worte der Heldin ‚Leider nein!' gestrichen und Beliebiges an die Stelle

gesetzt. Auf meine Vorhaltung deshalb erwiderte er, er habe wohl eingesehen, daß diese Worte der Gipfel oder die Krone der Dichtung seien, aber sie seien bei dem Leserkreise der Gartenlaube zu sehr der Mißdeutung ausgesetzt.

Nach dem Charakter der Schloßfrau und der ganzen Dichtung kann das Wort aber nur dahin verstanden werden, daß sie ohne Gedanken an daran zu knüpfende Konsequenzen einen Schmerzensruf ausstößt, daß sie in Entweihung ihres Leibes von einem ungeliebten Manne ein Kind geboren habe, wobei ihr das wie ein Traum vorbeigezogene Glück vor Augen schwebt, die Mutter eines Kindes vom geliebten Manne zu sein. Die Worte entspringen hier der Keuschheit des Weibes."

Die Sonderausgabe von „Im Schloß" erschien im Herbste 1863 bei Heinrich Schindler in Berlin. „Wenn Du einmal versuchen wolltest, sie zu lesen, lieber Vater," schrieb Storm seinem Vater von dieser Arbeit am 10. 4. 1862, „so würdest Du darin einen Besuch auf dem Vordamme[1]) abstatten können. Die Vorstellungen Deiner Heimat liegen bei meinen Knabenerinnerungen tief in meiner Seele."

Einzelne Szenen und Gestalten der Novelle „Auf der Universität" schienen Theodor Fontane Ähnlichkeit mit solchen in Dickens' Roman David Copperfield zu haben. Lore entspräche der kleinen Emily, Philipp dem David Copperfield, der Raugraf dem Steerforth und Christian dem Ham.

---

[1]) Vordamm, ein im Kapitel Westermühlen und Sohn geschilderter Bauernhof bei Westermühlen.

„Was aber die Personen aus Dickens' Copperfield anbetrifft," antwortete der Dichter darauf Fontane, „so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß selbst jetzt, wo Sie mich darauf hinführen, ich nicht die leiseste Spur der Erinnerung auch nur an eine derselben in mir heraufbeschwören kann. Ich habe den Copperfield bei seinem Erscheinen, also vor 15 bis 16 Jahren, gelesen, entsinne mich aber nur noch einer Person daraus, nämlich der ersten, kleinen, kindlichen Frau des Helden, ich meine aber nicht, daß sie Emily hieß. Auch würde zwischen dieser Figur und der leidenschaftlichen Lore wohl keine Ähnlichkeit zu finden sein. Übrigens hat Julius Rodenberg auch schon eine Parallele zwischen der Lore und der Dickensschen Emily gezogen. Gewiß ist, daß nichts von allen meinen Sachen eine originellere Stormsche Dichtung ist als eben diese. Die äußere Veranlassung gab mir die Erinnerung an ein Schneidermädchen, die, als ich in Kiel studierte, aus Trotz, weil sie sich von ihrem Liebsten, einem auf der Wanderschaft befindlichen jungen Menschen, verlassen glaubte, sich den Studenten in die Arme warf. Als es zu spät war, kam er zurück. Für die übrigen Personen giebt es auch in meiner Erinnerung keinen Anhalt; sie sind rein erfunden. Den Hintergrund bildet ‚die graue Stadt am Meer', im zweiten Teile liefert Kiel die Dekoration."

In einem Briefe an Brinkmann zeichnet Storm seine Lore, wie sie ihm vorschwebte, als er die Dichtung schrieb. „Eine zarte, erregte Mädchennatur mit dem angeborenen Drange nach schöner Gestaltung des Lebens, deren Erfüllung die äußeren Verhältnisse versagen.

So geht sie von Jugend auf traumwandelnd am Abgrunde hin; ein Hauch genügt, sie hinabzustürzen. So kommt es. Sie wirft sich einem Scheinbilde in die Arme und wird sich dann bewußt, daß sie dadurch das ihr angeborene Urbild der Schönheit so befleckt hat, daß nur das dunkle Wasser des Styx noch Hilfe bringen kann.

Taucht sie aus dieser schwarzen Flut nicht schöner und reiner in der Seele des Lesers auf, so habe ich freilich mein Spiel verloren. Die Liebe habe ich unter diesen Umständen absichtlich vermieden und mir dadurch meine Aufgabe sehr erschwert. Ich wollte eben etwas anderes. Den bestimmten Anspruch aber darf ich machen, daß sowohl die Tanzstunde als auch die Eisfahrt, die Karussell- und Schloßgartenszene auf die Charakterdarstellung der Heldin ganz bestimmt zielen und auch das Ziel treffen. Bei dem vorletzten Kapitel, das übrigens nach meiner Meinung von großer poetischer Kraft der Darstellung ist, will ich nicht leugnen, daß der Haß, den ich mein Leben lang gegen die Korpsstudenten im Herzen getragen habe, mir zum Nachteile der Dichtung die Feder geführt hat. Was aber auch dargestellt ist, die Dichtung ist niemals roh."

Über diese Novelle urteilte Paul Heyse in einem unter dem 19. 8. 1862 an den Dichter gerichteten Briefe.

„Ihr Büchlein habe ich," heißt es da, „mit der alten Hingabe an jedes Wort in mich aufgenommen und von neuem Ihre Virtuosität im Vortrage, jenes seelenvolle mezza voce, die unnachahmliche, leise Klarheit aller Töne, bewundert. Über das Thema hätte ich mit Ihnen zu rechten. Der Ausgang schien mir nur dann berech-

tigt, wenn ein wahrhaft gesundes und starkes Gefühl sie entweder zu dem Erzähler oder zu dessen Rivalen hinzöge. Nun aber liegt, wie ich glaube, auf Temperament, Naturell, ja auf Abstammung mehr Gewicht als für eine rein tragische Wirkung heilsam ist. Sie mögen das so gewollt haben und ich will mich damit bescheiden, daß ich etwas anderes will. So käme es auf unsere verschiedenen Anlagen und Ihre eigenen Bedürfnisse an."

„Auf der Universität" erschien im Verlage von C. E. Brunn in Münster. Schindler bot Storm für eine Auflage von 1000 Exemplaren 90 Taler, Brunn dagegen für eine Auflage von 3000 Exemplaren 337 Taler. Das Büchlein wurde „Eduard Mörike in alter Liebe und Verehrung" gewidmet.

„Lieber, schweigsamer Mann," schrieb ihm Storm am 23. 11. 1862, „angeschlossen erhalten Sie mein neuestes Buch ‚Auf der Universität', vor das ich mir erlaubt habe, Ihren Namen zu setzen. Mögen Sie es dieser Verbindung nicht völlig unwert erachten!"

In Storms Briefe an die Eltern vom 12. 12. 1861 findet sich folgende Stelle: „In der Gartenlaube werdet Ihr demnächst auch einen Artikel von mir: ‚Volksglauben im katholischen Deutschland' — (ohne Namen und von der Redaktion mit Rücksicht auf die katholischen Leser etwas beschnitten) — und in der Victoriazeitung unter dem Titel ‚Am Kamin von Th. St.' einen Zyklus von Spukgeschichten in einem leichten, humoristischen Rahmen lesen können."

Leider waren weder der Artikel in der Gartenlaube noch die Spukgeschichten mehr aufzutreiben. Die Vic-

toriazeitung war ein Modenblatt, das nur zehn Jahrgänge erlebte.

Im Jahre 1870 wollte Storm diese Spukgeschichten in die zweite Auflage der Gesamtausgabe seiner Schriften aufnehmen und bat seinen Sohn Ernst, der derzeit in Kiel studierte, sich nach der Victoriazeitung umzutun. „Ich meine ‚Am Kamin‘,“ schrieb er ihm, „eine Reihe trefflicher und sehr sorgfältig in meiner Art erzählter Geschichten. Da der Rahmen, der das Ganze umgiebt, in heiterster Weise unser derzeitiges Zusammenleben abspiegelt, so ist das zugleich eine Art biographischen Beitrags.“ Aber „Am Kamin“ war schon damals nicht mehr aufzufinden.

Der Dichter liebte es, jemandem, der künstlerisches Verständnis besaß, eine eben niedergeschriebene Szene vorzulesen. Er verlangte dann unerbittliche Kritik und konnte sie auch vertragen. Constanze war, solange sie lebte, gewissermaßen sein dichterisches Gewissen. Wenn Storm an seinem einfachen, mit Wachstuch überzogenen Schreibtische saß und Constanze mit dem Schlüsselkorbe über dem Arme an ihm vorüberging, faßte er wohl ihre Hand und sagte mit dem Kosenamen aus der Jugendzeit: „Setze dich einen Augenblick zu mir, Dange.“ Ihre schönen Augen sahen ihn dann mit einem Strahl gütiger Liebe an; still setzte sie sich an seine Seite und er las. „Reizend, Theodor,“ sagte sie dann, erhob sich und ging ihren häuslichen Pflichten nach. Der Dichter aber, durch ihren Beifall erquickt und von der Güte des Geschriebenen überzeugt, arbeitete froh weiter.

Sie hatten keine Geheimnisse vor einander. Wenn

der Schönheitssinn des Künstlers es mit sich brachte, daß er mitunter auf kurze Zeit andere Frauen bewunderte und verehrte, so konnte dies ihr nicht lange verborgen bleiben, da er selbst es ihr offenbarte.

Die ältesten Knaben waren soweit herangewachsen, daß sie an den Nachmittags-Teestunden der Eltern teilnehmen konnten. Storm meinte, es sei für die geistige und moralische Entwickelung der Kinder von großem Vorteil, wenn sie täglich einige ruhige Nachmittagsstunden in ungestörtem geistigen Verkehr mit den Eltern zusammen seien[1]). Die Teestunde war um 4 Uhr. Es gab für alle trockenes Brot und Tee ohne Zucker. Während dieser Mahlzeit, die Eltern und Kinder um den großen, runden Familientisch vereinigte, wurde vorgelesen. Storm entwirft in einem Briefe vom 14. 12. 1859 ein Bild dieser gemütlichen Familienrunde.

„Gegenwärtig sitzt die ganze kleine Gesellschaft um mich herum. Die beiden Ältesten machen ihre Exerzitien, Lisbeth schneidet Puppen, Losche[2]) vergoldet wieder Walnüsse und ist ausgelassen lustig dabei. Wenn's nicht glücken will, so legt er die Nuß weg und sagt: ‚Is 'n Dösbaddel, können Hans und Ernst fertig machen.'"

Storm gab seinen beiden ältesten Söhnen den ersten Unterricht im Lateinischen; in den anderen Fächern wurden sie von Lehrern unterrichtet, bis sie im Herbste 1859 beide aufs Gymnasium kamen.

Storm war kein geduldiger Lehrer. Seine Unter-

---

[1]) Brief an die Eltern vom 29. 9. 1858.

[2]) Kosename für Karl.

richtsstunden endeten oft mit einem erregten „Flegel“, und ein sehr lockeres Handgelenk hatte der Vater auch. Constanze sagte dann: „Theodor, das kann ich nicht ertragen!“ und verließ das Zimmer. Das Schulmeistern wurde dem Dichter recht sauer, denn seine Kräfte hatten sehr bestimmte Grenzen.

Obgleich sich das Leben für die Vertriebenen in Heiligenstadt freier und leichter gestaltete als in Potsdam, so fehlte es doch nicht an schweren Stunden. Sehnsucht und Heimweh schwiegen auch hier nicht. Von einer Reise in die Heimat nach Heiligenstadt zurückgekehrt, schrieb Constanze ihrer Mutter: „Ich habe solche Sehnsucht nach Euch, daß es mich mitunter wie eine Art körperlichen Schmerzes erfaßt.“ Storm schreibt: „Wir sind 14 Tage hier und einigermaßen eingebürgert. In den ersten 14 Tagen ging ich mit einem elenden Katzenjammer umher.“

Auch der Kampf ums tägliche Brot dauerte fort. „Trotz einer anständigen Stellung im Staate und trotz aller Arbeit seine Familie auch nicht annähernd nur in anspruchsloser Weise ernähren zu können, das ruiniert einen Menschen innerlich,“ klagt der Dichter.

Im Sommer 1860 versagten Storms Kräfte wieder einmal und er mußte einen längeren Urlaub nehmen, um in der Heimat zu erstarken. Nachdem ihm am 12. August eine Tochter geboren war — sie erhielt nach ihrer Großmutter den Namen Lucie — und der beglückte Vater über das Befinden von Mutter und Kind beruhigt sein konnte, reiste er leichten Herzens der Heimat zu.

Nach langer Zeit verlebte er einmal wieder seinen Geburtstag im Elternhause. Wie er ihn feierte, schildert er seinem kleinen Sohne Ernst in einem Briefe vom 14. 9. 1860.

„Es ist heute," heißt es da, „mein Geburtstag, mein lieber, kleiner Ernemann, und wenn ich an Euch und Eure Mutter denke, so freue ich mich doch recht, geboren zu sein, und wünsche diesen Tag noch oft zu erleben. Ich dachte, es würde kein Mensch etwas davon wissen hier oder nicht daran denken. Aber Großmutter hatte es nicht vergessen. Als ich zum Tee herunterkam, stand auf dem Tische in einem Blumenkranze ein hübsches Wasserglas mit altmodischen, eingeschliffenen Bildern, ein Stück noch aus unserer Urgroßeltern Hausrate. War das nicht ein nettes Geburtstagsgeschenk? Die gute, freundliche Großmutter wußte wohl, wie mich solche alten Familienkleinodien interessieren.

Ich bin eben draußen gewesen. Über Großvaters kleinem, verwilderten Garten liegt jetzt ein goldener Herbstsonnenschein, es schwimmt alles in Resedaduft. Ich bin da zwischen den Blumen und summenden Bienen umhergegangen und habe mich der Geburtstagstage meiner Knabenjahre zu erinnern gesucht. Ich konnte aber keinen mehr in meinem Gedächtnisse finden; sie müssen also wohl damals ohne besondere Feierlichkeit vorübergegangen sein."

Auf der Hin- und Rückreise kehrte Storm auf einige Stunden bei dem Maler Otto Speckter ein. „Die letzten Stunden meines Hamburger Aufenthaltes," schrieb der Dichter ihm dann von Heiligenstadt aus, „die ich in

Ihrem Familienkreise zubrachte, sind mir fortwährend eine liebe Erinnerung gewesen. Das war die Lebenslust, deren ich bedurfte, und die glücklicherweise auch in meinen vier Wänden zu finden ist.

Nach einer anmutigen Fahrt durch wirklich ‚mondbeglänzte Zaubernacht‘ kam ich nach den angenehmen Stunden in Ihrem Familienkreise in Harburg rechtzeitig zur Ruhe und infolgedessen auch leidlich wohl bei den Meinigen an. An der Post hier erwartete mich eine schöne, jugendliche Frau — (Meine Frau liest mir über die Schultern weg und sagt: ‚Lügen!‘, es ist aber die lautere Wahrheit) — mit drei großen Kindern, und ich wunderte mich gar sehr, als ich mich überzeugt hatte, daß selbige Frau meine eigene und die Mutter jener großen Rangen sei.“

Das Winterleben spielte sich aus Sparsamkeitsgründen in zwei kleinen Stuben ab, denn die Feuerung war teuer und der Winter lang und streng. Die braune Stube diente als Wohnzimmer und in Constanzes kleinem Schlafzimmer schlief die ganze Familie. Nur wenn der „römische Abend“ bei ihnen abgehalten wurde, wurden die Türen der drei ineinander gehenden und dann behaglich durchwärmten Zimmer geöffnet. Zum Schmucke der festlich erleuchteten Räume lieferte Bruder Otto dann die Blumen.

Jetzt ist es an der Zeit, der Bitte des Dichters zu entsprechen, die er an seinen zukünftigen Biographen gerichtet hat, nämlich: nicht zu vergessen, unter wie erschwerenden Umständen, unbeirrt durch betäubenden



Constanze Storm
nach dem Gemälde von Sunde



Kinderlärm, er seine Dichtungen niederschrieb. Wie das aber geschah, wollen wir ihn selbst erzählen lassen.

„Also jetzt,“ berichtet er den Eltern am 6. 12. 1861, „zur Schilderung unseres Winterlebens. In der Mittel- und an Constanzes dran grenzenden Schlafstube haben wir die Fußböden streichen lassen; die heizen wir denn nun und das ist unsere Welt. Darin sitzen Hans und ich, zu arbeiten, Constanze zu flicken, Ernst, Karl und Lite zu malen und zu schnitzeln, darin schläft das Piepchen, tänzelt mit ihr, wenn sie wach ist, das Kindermädchen Ottilie. Dahinein kommen jeden Nachmittag noch wenigstens drei Nachbarskinder, zwei Mädchen und ein Junge von unserm Nachbar, Bäcker Herold, gute, wohlerzogene Kinder; mitunter auch zwei kleine, hungrige Mädchen, Töchter eines Kondukteurs Burchhardt, die Pietsch und ich diesen Sommer, weil sie immer da waren und durch alle Ritzen quollen, die ‚Ritzenqueller‘ tauften; darin — in diesem unserem Weltgebäude nämlich — setzt sich auf Tisch und Stühlen diese ganze Kinderbande und spielt unter lebhaftem Geschrei ‚Tod und Leben‘, ein Kartenspiel, das Wussow den Jungen gezeigt hat, dem ich aber, da die Kinder schließlich, wenn sie ihre Schularbeiten gemacht hatten, an nichts anderes dachten, durch Verbrennung der Karten gestern ein plötzliches Ziel gesetzt habe. Seitdem sagt Losche alle paar Stunden, selbst gestern im halben Einschlafen noch, mit der zartesten Stimme zu mir: ‚Papa, tut es dir nicht leid um die schönen Karten? Mir geht es auch so, wenn ich böse werd’, da schmeiß’ ich alles hin und nachher da tut es mir leid!‘ Und der

Junge hatte wirklich recht. — Darin — in dieser betäubenden, kleinen Welt, habe ich in den letzten beiden Monaten eine Novelle[1]) geschrieben, die wohl um $1/3$ länger als ‚Immensee‘ ist, was ich in meiner künftigen Biographie nicht zu vergessen bitte.“

Der Brief schließt mit folgender, köstlicher Schilderung:

„(Eine Parenthese. —

‚Wo ist mein Schlüsselbund?‘ fragt Constanze. ‚Der Herr hat es gehabt,‘ sagt das Mädchen. ‚Ich hab’ dem Herrn Butter holen müssen.‘ ‚So?‘ sagt Constanze sehr gedehnt, ‚also Butter hast du heute morgen gegessen und auch wohl Zucker?‘ — Beides ist nämlich seit einem Vierteljahre nur zum Nachmittagstee gestattet. — Ich aber nahm das Häppchen aus dem Schranke und sagte triumphierend: ‚Ist was davon gegessen?‘ ‚Nein!‘ Dann aber mußte ich gestehen, daß ich heute morgen eine so große Lust zu süßem Tee und Butterbrot gehabt, daß ich indes, nachdem die Butter schon requiriert war, dies Gelüste dennoch glücklich bezwungen hatte. —

So kämpft im Kleinen wie im Großen jeder fortwährend heimlich mit dem Teufel; und Heil dem, in dem der Teufel, d. h. das sinnliche Begehren, noch recht frisch und lebendig ist; wie er mit ihm fertig wird, ist seine Sache. Ich möchte nicht, daß der Teufel so bald in mir stürbe.)

Diese Parenthese, welche sich soeben begab, gehört auch zur Schilderung unseres häuslichen Lebens.“

---

[1]) Im Schloß.

Trotz dieser Enge war die Gastfreundschaft im Stormschen Hause unbegrenzt. Wenn jemand während einer Mahlzeit zum Besuche eintraf, so wurde einfach ein Gedeck mehr aufgelegt, und der Gast aß von dem, was gerade auf dem Tische stand, mit. Eine Entschuldigung über die Beschaffenheit oder nicht genügende Menge des Essens bekam der Gast allerdings nicht zu hören, doch fühlte sich jeder gleich herzlich willkommen und ordnete sich gern dem häuslichen Kreise ein.

Im Sommer fehlte es nicht an lieben Verwandten aus der Heimat und guten Freunden, die für mehrere Wochen ihr Quartier abwechselnd bei Storm und Constanze oder bei Bruder Otto nahmen. Ludwig Pietsch schildert uns in seinen „Persönlichen Erinnerungen an Theodor Storm" einen solchen Sommeraufenthalt in Heiligenstadt.

„Sonnige, schöne, erfüllte Tage waren es," schreibt er, „die ich damals mit den Freunden in Heiligenstadt verlebte. Goldene Stunden waren es, wenn ich zeichnend im Zimmer saß, er mir aus dem Manuskripte einer neuen Dichtung oder aus den damals schon von ihm mit heller Begeisterung gepriesenen ersten Werken Fritz Reuters, besonders Hanne Nüte, oder aus den uns beiden gleich teueren, gleich inbrünstig als die reinsten Offenbarungen des echten Dichtergenies verehrten und geliebten Dichtungen Eduard Mörikes mit der helltönigen, aber zart verschleierten, jede poetische Stimmung zum wirkungsvollen Ausdrucke bringenden Stimme vorlas.

Goldene Stunden auch, wenn er mir Schumanns

oder Schuberts Lieder zum Klavier sang, oder den Gesang Frau Constanzes, deren volle, reiche Altstimme so gut zu dem ganzen Gepräge ihrer Erscheinung und ihres Wesens paßte, begleitete. Und wahrlich nicht minder die Stunden in dem duftdurchströmten Garten des befreundeten Landrats vor dem Tore des Städtchens — und die der fröhlichen Waldfahrten mit den Frauen und Kindern und des Lagerns im Buchenschatten, oder in dem des alten Burggemäuers hoch über den im silbernen Dufte flimmernden Tälern, Hügeln und Ebenen. —

Nach einer solchen Waldfahrt, an welcher teilzunehmen Frau Constanze sich verhindert sah, war es, daß er jene Verse schrieb, in denen das Glücksgefühl im Besitze der geliebten Frau so schlicht, so hold und erquickend ausklingt:

„In buntem Zug zum Walde ging's hinaus;
Du bei den Kindern bliebst allein zu Haus.
Und draußen haben wir getanzt, gelacht,
Und kaum, so war mir, hatt' ich Dein gedacht. —
Nun kommt der Abend und die Zeit beginnt,
Wo auf sich selbst die Seele sich besinnt;
Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein,
Du warst es doch, und Du nur ganz allein."

Zum Danke für die schönen Tage ließ Pietsch seinen Gastfreunden eine wohlgetroffene Kreidezeichnung von Constanze zurück.

Im Sommer 1857 weilte der Maler Sunde, ein kleiner, verwachsener Mann, mehrere Wochen in Hei-

ligenstadt. Er gab den Anstoß zu der Novelle „Eine Malerarbeit“ (1867).

Auch der Potsdamer Pflegesohn Hermann Schnee kehrte gern von Zeit zu Zeit bei seinen alten Freunden ein. „Unser großer Pflegesohn Hermann Schnee,“ erzählt Storm seinen Eltern (2. 9. 1858), „der noch bis zu meinem Geburtstage bleiben wird, ist ein sehr anregendes Element im Hause. Täglich wandert ein Stück des Eichsfeldes oder der Stadt als Studie in seine Mappe.“

In einem anderen Briefe berichtet der Dichter über den Besuch seines Freundes, des Obergerichts-Advokaten Becker aus Oldenburg und seiner liebenswürdigen Frau. Er schildert ihn als einen feinen Musikkenner. Brachte er es doch fertig, abends beim Tee Symphonien von Beethoven aus der Orchesterpartitur fürs Klavier umzusetzen, um sie dann mit Frau und Schwester zusammen auf zwei Instrumenten zu spielen.

Seinen Vetter Ludwig Scherff, den Komponisten der Fiedellieder, brachte Storm von einem Besuche in Husum nach Heiligenstadt mit zurück. „Seine Anwesenheit,“ schrieb Storm nach Hause, „war für Constanze eine rechte Erquickung. Es lebt sich äußerst angenehm mit ihm und dabei hat er für alles Geistige Interesse und rasches Verständnis. Er gefiel hier auch allgemein, dem hohen Adel wie verehrten Publikum. Mein Gesangverein, mit dem wir auf den Iberg stiegen, sang ihm seine Quartette vor — er hatte sie noch nie singen hören —, wovon besonders eins: ‚Wenn der Frühling auf die Berge steigt‘, von besonderer Schönheit ist.“

Am 10. 4. 1863 wurde Storm eine besondere Ehrung von den Mitgliedern des von ihm gegründeten Gesangvereins zuteil. Unter seinem Nachlasse fand sich folgende Schilderung der Feier:

„Der Abend des 10. April 1863.

Ich werde es Ernst diktieren:

Im Gesangvereine übten wir seit einiger Zeit die Zerstörung Jerusalems von Hiller, ein sehr bedeutendes Werk.

Als ich am Mittage des genannten Tages ahnungslos aus dem Gerichte komme, sagt Constanze mir, Kollege Bader, der Gerichtsrat, ein altes Vereinsmitglied, sei dagewesen und habe gesagt, ich möchte abends nicht eher in die Übung kommen, als bis ich geholt würde; auch sei der Konzertdiener dagewesen und habe sehr geheimnisvoll getan. Alle Wetter, dachte ich, das gilt dem Stifter und Direktor, du mußt eine Rede halten, Theodor. Richtig, halb 8 Uhr kommen Kollege Bader und der Rendant des Vereins — (sonst Rendant des Gerichts) — und nehmen mich feierlich in die Mitte. So geht's hinüber; Constanze lief nur so nebenher, mußte auch durch die Seitentüre ins Rathaus gehen, während ich durchs Hauptportal geführt wurde. Ich hatte schon unterwegs gemerkt, daß Kollege Bader auch mit einer dicken Rede ging, die offenbar, wenigstens zum Teil, gegen mich losgelassen werden sollte. Aber zunächst werde ich unten in ein Zimmer gebracht, wo sich außer einigen Herrn Mitgliedern mein Mitdirektor, der Seminarlehrer Reymann, und vier

unserer Damen in großer Toilette vorfinden. ‚Was wollen sie mit uns machen, Herr Kollege?‘ sagt Reymann, dem die Sache außer allem Spaß zu sein schien und der wie ich vorzüglich gut gekämmt war. Aber schon müssen wir jeder zwei von den Damen den Arm geben, und so geht's die breite Treppe nach dem Saale hinauf. Die Türen öffnen sich, links stehen die Damen, rechts die Herren; alle drei Kronleuchter brennen. Gerade der Türe gegenüber steht auf einem Tischchen bekränzt und von Kerzen beleuchtet in goldenem Rahmen der große Merzsche Kupferstich der Kaulbachschen Zerstörung Jerusalems — (es ist freilich nicht die, welche den Stoff zu dem Hillerschen Werke gegeben hat, sondern die letzte durch Titus) —, davor liegt in rotem Einbande das große Marxsche Werk über Beethoven. Wir beiden Feierlinge werden je zu einem Stuhle zur Seite des Tisches geführt. Und nun tritt Kollege Bader richtig aus dem Kreise und hält uns eine große Anerkennungsrede, uns schließlich als Zeichen der Dankbarkeit des Vereins mir das Bild und Reymann das Buch überreichend. Und nun kam ich. Aufstehend und mich an das Tischchen lehnend sprach ich: ‚Huldreiche Frauen vom Sopran und Alt, geehrte Männer vom Tenor und Baß usw.‘ Und so schön wie dieser Anfang war die ganze Rede.“

In den Jahren 1863 und 1864 schrieb Storm seine beiden Weihnachtsnovellen: „Abseits“ und „Unter dem Tannenbaum“.

In Erinnerung an einen Besuch im Sommer 1862 schrieb er den Eltern am 24. 9. 1862: „Der heitere

Sommertag auf der Heide wird gewiß noch einmal in einem meiner künftigen Werke zu lesen sein." In der Novelle „Abseits" ist er verewigt worden.

In einem Briefe an die Eltern vom 21. 12. 1863 lesen wir noch darüber: „Meine Novelle liegt in zwei Exemplaren bei, wovon ich das eine an Jakob Harms zu schicken bitte, da die Lokalität der Dichtung ganz seinem Heidehäuschen entnommen ist, eine Frucht jener kleinen, allerliebsten Sommertour, an die ich noch oft mit innigstem Behagen zurückdenke."

„Abseits" wurde von Otto Speckter mit Bildern versehen. Leider erschien die illustrierte Novelle nur in Webers Illustrierten Zeitung. Doch kann man sich, wenn einem die Dichtung gegenwärtig ist, aus dem nachfolgenden Briefe Storms an Speckter fast eine Vorstellung von den Zeichnungen machen.

„Das war ja," schreibt der Dichter, „eine reizende Sendung! Die Bilder haben mir und der ganzen Familie eine große Freude gemacht. Leider ist der Text ihnen wohl kaum ebenbürtig.

Nr. 1 ist seltsamerweise fast Portrait der Lokalität, die mir dabei vor Augen stand; es wird den Besitzer, meinen Freund Harms, demnächst nicht wenig frappieren.

Nr. 2 ganz vortrefflich, selbst das Gesicht der Meta entbehre ich durchaus nicht[1]). Wie glücklich Sie alle den traulichen Hausrat hineinpraktiziert haben! Ernst verlangt noch die Nase des Schulmeisters. Mich an-

[1]) Sie kehrt dem Beschauer den Rücken zu.

langend, so bemerke ich, daß Sie bei der Meta einmal wieder Ihrer Leidenschaft für unbändig große Hände so recht die Zügel haben schießen lassen. Sollte nicht ein Drittel genug sein?

Nr. 3 gefällt mir wohl, obgleich ich mir den Blick über die Gartenlandschaft noch etwas weiter und übersichtlicher gedacht habe, so daß man sich so recht in der hellen, großen Frühlingswelt atmen fühlt. Den alten Herrn bitten wir alle ein bischen weniger grotesk zu nehmen, wenn möglich. Könnte Metas Stirn nicht etwas schmaler erscheinen?

Nr. 4 ist meines Erachtens ein kleines Meisterstück, das nur Otto Speckter machen kann. Der Eindruck der Morgenfrühe ist in der Tat wunderbar. So etwas kann nur komponieren, wer als Knabe in einer alten Stadt herumgekrochen ist. Sollte übrigens nicht der Schatten noch ein wenig rechts an den Häusern hinaufgehen? Ich bemerke das nur, tun Sie aber ja nichts, was die sonst vortreffliche Lage des Bildes verringern kann.

Nr. 5 hat meiner Frau Tränen in die Augen getrieben. Das Bild ist gut, schlicht und innig. Nur mit dem Munde der Meta ist es nicht ganz in der Ordnung, wie mir scheint.

Nr. 6. Hier zeigt sich wieder eine neue Leidenschaft von Ihnen, die sich zugleich mit der entsprechenden Fähigkeit verbindet, nämlich: nicht allein den Beinen oder Armen oder anderen ehrenwerten Körperteilen alter und junger Leute, sondern auch den Gewändern, namentlich ihren Rockschößen, eine wundersame, falten-

lose Pralligkeit und Rundlichkeit zu geben. Übrigens gefällt mir das Bild auch; es ist sehr sprechend und in dem jungen Bengel die Treuherzigkeit trefflich ausgedrückt.

Nr. 7 gefällt mir und uns über die Maßen. Der alte Freischärler kommt ganz prächtig heraus, auch die Meta und die ganz klare, sprechende Situation; nur der pralle Rockschoß des Senators geniert mich ein wenig."

Der Novelle „Abseits" folgte im Jahre 1864 „Unter dem Tannenbaum". „Wahrheit und Dichtung, eine echte Weihnachtsidylle", nennt sie Storm. Allen Lieben daheim, die seine Kindheit reich und hell machten: Vater und Mutter, Großmutter Woldsen und Onkel Woldsen, ja selbst dem alten Kutscher Thomas wurde hier ein Denkmal gesetzt.

Um Weihnachten 1863 im dämmerigen Zimmer im Bette liegend — (die ganze Familie war an Masern erkrankt) — ward dem Dichter, was er sich seit langen Jahren vergebens gewünscht hatte, die Fähigkeit zur Märchendichtung. Hans und Ernst hatten zu Weihnachten Märchen von Hauff und Hackländer bekommen. Als Storm in den Feiertagen den Kindern daraus vorlas, wurden plötzlich mehrere der schönsten Märchenmotive in seiner Dichterseele lebendig.

„Mit Papier und Bleistift stieg ich ins Bett," erzählt Storm seinem Freunde Brinkmann, „und schrieb in der verhangenen Stube trotz des Doktors unaufhaltsam ein Märchen von 49 Postpapier-Quartseiten: ‚Die Regentrude' in zwölf Tagen, von denen ich drei

im Bette lag. Das zweite Märchen, ‚Bulemanns Haus‘, war schon im Kopfe fertig und verlangte mit Ungestüm Gestaltung. Gestern ist nun auch das nur wenig kürzere beendigt. Du kannst Dir ein so unerbittliches Produktionsfieber garnicht vorstellen. Meine Amtsgeschäfte waren mir in der Zeit die allergrößte Qual. Ein drittes Märchen, ‚Spiegel‘, steht schon vor mir.“

Aber in diesem dritten Märchen blieb er stecken. Die politischen Zustände in der Heimat erregten sein Gemüt so, daß er nicht mehr imstande war, den Plan zu einer neuen Dichtung zu entwerfen.

Am 24. Januar 1863 gesellte sich zu den drei kleinen Mädchen noch ein viertes, das nach der Großmutter Esmarch den altmodischen Namen Elsabe erhielt. Von den Geschwistern wurde sie jedoch „Krümchen“ oder auch wegen ihrer gesträubten Haare „der kleine Kommerzienrat“ genannt.

Das Jahr 1863 war sonst traurig und mühevoll. Fortwährende Krankheiten im Hause, Geldsorgen und die Not der Heimat ließen Storm und Constanze zu keinem inneren Frieden kommen. Tief verborgen in ihrem Herzen aber regte wieder leise die Hoffnung auf Rückkehr in die Heimat die Flügel.

„Was soll aus den politischen Zuständen werden?“ schreibt Vater Storm erregt seinem Sohne. „Es sieht bedrohlich aus. Allem Anscheine nach steht ein Krieg zwischen Dänemark und Deutschland bevor. Von einem Kriege erhoffe ich nichts, fürchte aber nach den bisherigen Erfahrungen alles. Namentlich wird unsere Lage in Südschleswig sehr peinlich, wie im allgemeinen,

so auch im Kostenpunkte, wegen der Einquartierung. Wir haben jetzt hier 2000 Mann, von denen wir zwei erhalten und ausquartiert haben, die mir täglich 8 Schilling Kurant kosten. Im November kommen noch 4000 Mann, so daß ich täglich wohl eine Ausgabe von 24 Schilling Kurant haben werde. Doch wir müssen uns in alles finden, was wir nicht ändern können."

In einem Briefe Storms an Mutter Esmarch (6. 2. 1863) heißt es: „Indem ich mich Constanzes Glückwunsch zum Geburtstage unserer lieben Mutter anschließe, kann ich nicht auszusprechen unterlassen, daß wir ihn nächstes Jahr, wenn auch nicht in Segeberg, so doch in der Heimat feiern mögen, denn — die Kugel rollt jetzt wirklich."

Der Tod des Dänenkönigs Friedrichs VIII. am 15. 11. 1863 brachte die Kugel ins Rollen.

Die Schmach ist aus; der eh'rne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Totenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten!

Die Erde dröhnt; von Deutschland weht es her,
Mir ist, ich hör' ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um endlich alle Schande zu verschlingen! — —

jubelt der Dichter[1]).

In den letzten Februartagen des Jahres 1864 ließ seine wieder deutsch gewordene Vaterstadt Husum den Ruf an Storm ergehen, zurückzukehren und das Amt

[1]) Gräber in Schleswig, Band 8, S. 263.

eines Landvogtes zu übernehmen. Die Familie war gerade zur Nachmittags-Teestunde um den großen, runden Tisch versammelt, als die ersehnte Nachricht eintraf. Einen Augenblick herrschte beklommene Stille in dem kleinen Kreise; man vermochte das Glück der Heimkehr noch nicht zu erfassen — dann aber brach der Jubel los. In das Herz des Dichters jedoch zog ahnungsvoll die bange Frage: „Wen von Euch soll ich dafür zum Opfer bringen?“ und verließ ihn nicht mehr.

Noch an demselben Tage teilte Storm diese Botschaft seinem Vater mit und bat um seinen Rat.

„Gestern abend, mein teurer Sohn,“ antwortete der Vater, „erhielt ich Deinen Brief, der mir eine schlaflose Nacht gebracht hat. Erwägt man, was Du jetzt und für die Zukunft dort aufgiebst, und ferner, daß, wenn Du jemals daran denkst, zurückzukommen, jetzt der Augenblick da ist und später schwerlich wiederkommen wird, so kann ich nach sorgfältigster Überlegung zu keinem anderen Ergebnisse kommen, als zu dem: es scheint mir, Du mußt annehmen. Dies ist meine Überzeugung. Wenn Du dieser beipflichtest, so ist es unbedingt notwendig, daß Du gleich kommst.“

Storm entschloß sich zur Rückkehr und suchte einen Urlaub von der preußischen Regierung zu erlangen. Als ihm dieser sowie die Aussicht auf etwaigen Wiedereintritt verweigert wurde, brach er die Brücke hinter sich ab und trat aus dem preußischen Staatsdienste aus. Am 12. 3. 1864 traf er mit seinem ältesten Sohne in Husum ein, während Constanze mit den übrigen Kindern im Mai zu folgen gedachte.

Wie schwer Storm doch auch der Abschied von Heiligenstadt wurde, erkennen wir aus seinem letzten Briefe von dort an die Eltern.

„Diese letzten Tage," heißt es da, „sind höchst aufreibend für mich gewesen, nicht allein wegen dessen, was ich alles zu beschaffen hatte, sondern auch wegen aller Liebe, die man mir hier noch entgegenbringt. Mein Herz ist in der Tat ganz zerrissen bei dem Abschied von hier, mir ist, als schiede ich von einer zweiten Heimat. Ihr könnt es Euch nicht vorstellen, mit welchem Enthusiasmus, ja ich kann sagen, welcher Liebe die Menschen aus den verschiedensten Schichten der Gesellschaft an mir hängen und wie hoch und wie lieb Constanze gehalten wird.

Gestern abend hielten wir noch Konzert, ‚Die Zerstörung Jerusalems', worauf wir fünf Vierteljahre geübt haben. Als ich zuletzt den vollen, prächtigen Chor von über funfzig Sängern, den ich gestiftet hatte, dirigierte, als so aller Blicke an meinem Stäbchen hingen und die Tonwellen nun zum letztenmal aus begeisterter Menschenbrust brausend hervorströmten, da mußte ich mein Herz in beide Hände fassen, um nicht in Tränen auszubrechen. Auch ich sang noch und sang aus meinem bewegten Herzen und mit mächtiger Stimme: ‚Du wirst ja dran gedenken, denn meine Seele sagt es mir.'

Es war eine lautlose Stille. So, nachdem eben der volle Chor ausgebraust hat, zu singen und so gehört zu werden, ist einer der glückseligsten Momente des Menschenlebens. — Es war für mich zum letztenmal!"

III.
Daheim

Storm mietete sich in Husum ein schmales, hochgiebeliges Haus in der Süderstraße. Die Räume darin waren beschränkt, so daß die Amtszimmer der Landvogtei im Stallgebäude untergebracht werden mußten. Hinter dem Hause lag ein langer, schmaler Garten, aus dem eine tief im Gebüsche versteckte Pforte auf eine Ulmenallee führte, die sich in die grüne Marsch verlor. Von den Geschwistern Emil und Charlotte waren sie nur durch ein Haus getrennt, so daß man sich über den Nachbargarten hinweg zunicken konnte. So hatten sie nun wieder einen Garten, in dem Jasmin und Flieder neben Constanzes geliebten Rosen blühten.

Während der ersten sechs Wochen nach der Rückkehr wohnte Storm mit seinem Sohne Hans bei den Eltern, indes Constanze mit den anderen Kindern den Frühling noch einmal in den Bergen verlebte. Jeder Tag, der noch bis zu ihrer Ankunft verfließen mußte, wurde durch einen Kreidestrich an einer Türe bezeichnet und jeden Abend ein Strich ausgelöscht. Endlich war der ersehnte Tag da, an dem Storm nach Hamburg fahren konnte, um seine Frau und die Kinder dort in Empfang zu nehmen.

Nach ihrer Ankunft gingen Storm und Constanze stundenlang in ihrem neuen Garten, wie sie es so gerne taten, Hand in Hand in süßem Nichtstun auf und nieder, nur unsagbar beglückt, daß einer für den anderen da war. Nur dann und wann wurde ein leises Wort gesprochen.

„Ich glaube, daß ich in solchen Stunden das größte Glück genossen habe, dessen ein Mensch teilhaftig werden kann,“ gesteht Storm später.

Nun waren sie wieder in der geliebten Heimat. Mit Entzücken atmeten sie wieder die so lange entbehrte Heimatluft und gingen die altvertrauten Pfade der Kindheit: über die mit Vieh belebte und im Frühling mit „Butterblumen“ goldgestickte, grüne Marsch, oder über die sommerlichen Heiden, wo im Mittagssonnenscheine der blaue Argusfalter über die von Bienen umsummten Blüten flog. Oder sie wandelten hinter der Stadt auf einsamen Feldwegen, wo Hagedornbüsche auf den Wällen standen, vorüber an einem kleinen, mit Wasserlinsen bedeckten Teiche zum Lieblingsplatze aus des Dichters Knabenzeit, wo einst jener märchenhafte Baum in einsamer Schönheit blühte[1]). Auf allen Wegen blickte den Dichter lächelnd seine Jugend an.

Drei Tage nach der Heimkehr erkrankte Karl nicht eben schwer an einer Halsentzündung. Nach 14 Tagen wurde Constanze von derselben Krankheit ergriffen, und es kamen Tage, wo Storm für ihr geliebtes Leben fürchten mußte. Doch sie genas noch einmal; noch ein-

---

[1]) S. „Auf der Universität“, Band 2, S. 114.

mal war es ihr vergönnt, einen heiteren Sommer und einen behaglichen Winter in der Heimat im trauten Kreise der Eltern und Geschwister zu verleben.

Storm versah zunächst das Amt des Landvogts in Husum, dem die Verwaltung und zugleich die Polizei oblag.

„Gestern habe ich,“ berichtet er nach Segeberg, „von morgens 10 bis abends 8 Uhr inquiriert. Ich plätschere nur so in Kriminalsachen: zwiefache Brandstiftung durch ein dreizehnjähriges Mädchen, Schwindelei, Betrug, versuchter Giftmord, Holzdiebstähle. Dazu sollen sie einen Bauern in Schwabstedt halbtot geschlagen haben. Alles das muß ich ausfegen.“

Nachdem Schleswig-Holstein 1866 preußische Provinz geworden war, wurde das Amt des Landvogts aufgehoben und eine neue Justizorganisation eingeführt. Am 14. Juni 1867 erschien der Geheime Oberjustizrat Krüger in Husum und gab im Sitzungssaale des Rathauses vor den Beamten aus Husum, Tönning, Garding usw. ein Bild dieser neuen Justizorganisation. Die Beamten gaben ihm dann einzeln ihre Wünsche zu erkennen. Storm blieb auf seinen ausdrücklichen Wunsch als Amtsrichter in seiner Vaterstadt.

Im November 1867 mußte Storm als ältester Richter allen anderen Gerichtsbeamten und Rechtsanwälten, auch seinem alten Vater, den Eid auf König und Verfassung abnehmen, nachdem er ihn zuerst selbst geleistet hatte.

„Wieviel wir schon geschworen haben,“ schreibt Storm nach Segeberg, „weiß ich nicht; es wird all-

mählich zur Gewohnheit. Ich glaube, ich könnte fast einmal da zu schwören anfangen, wo es garnicht hingehörte."

Storm war, wie alle Friesen, von einer zähen Heimats- und Freiheitsliebe beseelt und war daher, wie die meisten Schleswig-Holsteiner, antipreußisch gesinnt. Er fühlte sich unbehaglich in der Heimat.

„Ich bin," schrieb der Dichter am 21. 7. 1867 an Freund Brinkmann, „durch die öffentlichen Verhältnisse ein ziemlich freudloser Mensch geworden. Wie zur Dänenzeit kann ich nur, stumm die Fäuste geballt, den Schrei des Herzens in meiner Brust ersticken. Ich komme über die Vergewaltigung meines Heimatlandes nicht hinweg. Die preußische Regierung hat dadurch, daß sie die Existenz von Menschen in dem Lande Schleswig-Holstein ignorierte, wieder bekundet, daß sie trotz ihrer Königlichen Konstitution von einer berechtigten Nation nichts weiß, daß in Preußen überhaupt nur der ein Recht hat, der die Gewalt besitzt. Dabei diese unwürdige Stellung der Beamten, diese Kleinlichkeit — hätte ich nicht für andere zu sorgen! Oder:

Wer der Gewalt gegenüber steht
In Sorgen für der Liebsten Leben,
Der wird zuletzt von seinem Ich
Ein Teilchen nach dem andern geben;
Und atmet er auch reinste Luft,
Er wird zuletzt ein halber Schuft.

Es nagt an meinem Leben, daß ich Beamter dieser Regierung bin, denn Staatsbeamte sind leider auch

die Richter nicht in diesem Gewaltstaate. Dabei haben wir auch noch einen Direktor aus der Lippeschen Schule, offenbar ein subalterner Bursche, dessen Geschäftsstil zwischen dem eines Schulmeisters und eines Korporals die Mitte hält. Dem Advokaten Stemann gewährte er in einem solchen schnöden Tone des persönlichen Beliebens und der Herablassung einen Weihnachtsurlaub, daß dieser ruhige Mann die ganze Nacht vor Grimm nicht schlafen konnte. Mir ist außer dem allgemein ungezogenem Geschäftsstil noch nichts passiert, aber ich stehe auf dem Sprunge nach der Bestie, falls sie mir die nötige Ehrerbietung versagt, die ich für meine Person fordere. Ich hatte gedacht, anders in meiner Heimat zu leben. Man muß es diese Leute fühlen lassen, daß wir auf eigenem Grunde stehen, wenn wir auch gegen brutale Gewalt nichts vermögen."

Das Bedürfnis nach Familienanschluß wurde unter diesen Verhältnissen immer stärker. Die Eltern und die beiderseitigen Geschwister bildeten vorläufig ihren einzigen Verkehr. Wenn die Arbeitslast den Dichter gar zu sehr drückte, schwebte ihm wohl wie ein schöner, unerreichbarer Traum der Wunsch vor: „er möchte noch zuletzt ein paar Jahre, frei vom Staatsdienste, pensioniert, mit klarem, teilnehmenden Geiste leben", aber sein kleines Volk bedurfte noch zu sehr der Früchte seiner Arbeit.

Im Sommer 1864 fuhr die ganze Familie zum Besuche zu Johannes Storm nach Hademarschen in Holstein, einem stillen, abseits vom Weltgetriebe liegenden Dorfe. In einem Briefe an Emil Kuh gibt uns Storm

eine anmutige Schilderung von dem Wohnsitze seines Bruders.

„Jetzt bin ich," schreibt er, „in dem schönen, grünen, holsteinischen Dorfe Hademarschen, im Hause meines Bruders. Er betreibt auch einen großen Holzhandel nebst Holzschneidefabrik usw. Das freundliche Wohnhaus, das ihm ein Architekt Claudius, Enkel des Wandsbecker Boten, mitten im Garten traulich und geräumig aufgebaut hat, enthält ein frisches, reiches Familienleben. Der Betriebsplatz meines Bruders liegt zehn Minuten vom Hause, ich besuche ihn dort, gehe zwischen den ungeheuren Holzstapeln umher, um welche immer reges Leben herrscht, oder ich gehe hinab zur Fabrik und sehe nicht ohne ein kleines Grausen die unbarmherzigen Räder sausen. Der Platz liegt hoch zwischen dem Dorfe Hademarschen und dem traulichen Flecken Hanerau; ringsum Ackerfelder im üppigen Gebüsche eingesetzt, Wiesen und sanfte Waldhöhenzüge, die sich duftig einer hinter dem anderen lagern; die Aussicht ist unendlich weit. Nebenan führen einsame, rasige Wege zwischen Wällen, die, wie hier überall, mit dem verschiedensten Gebüsche besetzt sind: Birken, Geißblatt und Brombeerrankengewirr; der auch hier stark vertretene Ginster hat zwar ausgeblüht, aber wilder Thymian, Eriken und in den Zäunen Geißblatt durchwürzen die Luft. O — es ist auch schön in unserem Norden!"

Hier verlebten Storm und Constanze mit ihren Kindern einige fröhliche Sommerwochen. Das brüderliche Haus war auch von einer munteren Kinderschar

belebt. Da gab es denn lustige Ausfahrten und Waldgänge. An den Sonntagvormittagen beteiligten sich alt und jung an diesen Waldspaziergängen. Auf einem Wege, der zum Träumen und Dichten geradezu einlud, ging es zum nahen Walde, der das Dorf begrenzte.

In einem Briefe an seinen Sohn Hans erzählt der Dichter — Constanze ruhte schon unter den alten Linden auf dem St. Jürgen-Friedhofe — von diesen unvergeßlichen Sommerwochen. Sehnsüchtige Erinnerung an die geliebte Tote, die dennoch „wie ein Goldnetz über dem dunklen Grunde hing“, erfüllte, wie so oft, sein Herz, und aus diesem Weh heraus begann er zu erzählen.

„Einzelne Stunden, die ich mit ihr gelebt habe, treten in süßer, sonniger Klarheit hervor. So aus der letzten Reise nach Hademarschen, die wir zusammen machten. Wir waren an einem schönen Sommersonntage mit Onkel Johannes, Scherffs und den Kindern vor Tische ins Gehölz gegangen. Wir kletterten über Wälle und ich fing Mutter in meinen Armen auf. Auf dem Rückwege hatten sich alle um uns her verloren und wir beide gingen Hand in Hand durch den stillen Sonnenschein, zögernd, um nicht zu bald dieses Glück zu verlieren. Das, mein Kind, waren wirklich selige Augenblicke, und sie sind oft und immer wieder aus der Werktäglichkeit des Lebens hervorgebrochen. Keine Braut hat wohl je ihren Bräutigam so entzücken können, wie ihr süßes, edeles Antlitz, ihr ganzes, schönes Wesen in solchen Stunden mich entzückte, nachdem sie schon die Mutter von Euch allen war. Wohl mir, daß ich sie

erkannt und geliebt habe, da sie noch lebte, wenn auch die menschliche Schwäche in mir sie manches Mal kränkte."

„Mit leichtem Herzen kann ich Euch am Geburtstage unserer Constanze die Mitteilung machen," schreibt Storm den Eltern in Segeberg am 5. Mai 1865, „daß gestern nachmittag 4 1/4 Uhr ein kräftiges Mädchen bei uns eingesprungen ist. Die Geburt war leicht, nachher aber haperte es etwas und Emil nahm sich dann der Sache an. Es folgten Stunden ohnmachtartiger Zustände, doch war gegen Abend alles so weit in Ordnung, daß ich sogar noch in meinen Gesangverein ging."

Einige Stunden nach der Geburt des Kindes kam die von Constanze besonders geliebte Mutter Storms, um ihr neues Enkelchen zu begrüßen. Constanze nickte der Eintretenden heiter zu, schlug selbst die grünen Gardinen der alten, braunen Korbwiege auseinander und rief fröhlich: „Guck' nur mal hinein, es ist der Mühe wert!" Bald war die Wöchnerin soweit wieder hergestellt, daß ihr Mann, an ihrem Bette sitzend, ihr und den Kindern aus Reuters Stromtid vorlesen konnte. Er hat sie niemals zu Ende lesen können.

In der ersten Zeit nach der Entbindung dachte keiner daran, daß Constanze sterben könnte, obgleich sie in den letzten Wochen vor der Geburt des Kindes leidend war. Sie mußte viel liegen und stand meistens erst nach dem Mittagessen auf. Wenn sie dann, von ihren Kindern umgeben, im Wohnzimmer saß, traf man sie immer mit dem Ausbessern der Kindergarderobe beschäftigt, unermüdlich bis zum letzten Augenblicke.

In Husum und dessen Umgegend herrschte das Kindbettfieber. Nach 14 Tagen wurde die Wartefrau gewechselt. Die neu Eintretende hatte zuletzt eine junge Frau gepflegt, die am Kindbettfieber gestorben war, und sie übertrug die Ansteckung auf Constanze. Da man damals noch nicht so gute Vorsichtsmaßregeln kannte, wie sie heute überall beobachtet werden, waren die armen Frauen meistens nicht zu retten.

Als Storm erkannte, daß er seine Frau verlieren sollte, war er fassungslos. Auswärtige Ärzte wurden noch zugezogen, aber keiner vermochte zu helfen.

„Lasse mich noch einmal die schöne Gotteswelt sehen,“ bat die Sterbende an einem ihrer letzten Lebenstage, und Storm trug sie auf seinen Armen ans Fenster. Draußen war herrlicher, lichter Frühling: alles stand in Blüte und die Drossel sang. So nahm sie Abschied vom Leben und von ihren Lieben; sie starb mit vollem Bewußtsein. Die vier ältesten Kinder mußten auf ihr Verlangen am letzten Abend zu ihr hereinkommen, um von ihrer Mutter Abschied zu nehmen. Sie sah sie nur still und herzlich an und drückte ihnen die Hand. Nur zu ihrem Sohne Ernst sagte sie auf sein „Guten Abend, Mutter!“ leise mit sanfter Stimme: „Gute Nacht, mein Sohn, ich sterbe.“ Ihr jüngstes Kind behielt sie bis zu ihrem letzten Atemzuge im Arme.

Dann, als alles im Hause zur Ruhe gegangen war, saß Storm nur noch allein am Bette seiner Frau. Am 20. Mai 1865 morgens um 6 Uhr, ihre Hand in der seinen, entschlief sie.

In einem Briefe an Ludwig Pietsch schildert der Dichter ihr Sterben: „Ihr Todesstöhnen war hart und schwer und dauerte lange, zuletzt aber wurde es sanft wie Bienengetön. Dann plötzlich in vernichtender Schönheit ging eine wunderbare Verklärung über ihr Gesicht, ein sanfter, blauer Glanz wandelte flüchtig durch die gebrochenen Augen und dann war Friede."

Und er, der nun sein Liebstes auf Erden verloren hatte, lehnte seinen Kopf an die geöffnete Türe seines Bücherschrankes und weinte. „Es ist das einzige Mal, daß ich Vater weinen sah," erzählte sein Sohn Karl.

Am andern Tage wurde Constanze von Freunden in den Sarg gelegt. Storm nahm dabei ihr noch im Tode schönes Haupt in seinen Arm, wie er es ihr in gesunden Tagen versprochen hatte. Am 24. Mai morgens um 4 Uhr, ehe noch die neugierige Welt erwacht war, wurde sie ganz in der Stille zur Gruft geleitet; nur noch Bruder Emil und die drei Söhne folgten hinter dem Sarge. Es war ein lachender Frühlingstag, der weiße Flieder blühte im Garten und auch der Rotdorn stand in voller Blüte. „Ich entsinne mich," erzählte Storm später, „daß der unvergeßliche Frühlingstag mich damals in meiner Trauer sanft umfing."

Vom Kirchhofe in das leere Haus, aus dem nun aller Sonnenschein verschwunden war, heimgekehrt, setzte sich Storm ans Klavier und spielte stundenlang. Die Musik wirkte tröstend und besänftigend auf sein verwundetes Gemüt. Auch seine Muse reichte dem Dichter die erlösende und verklärende Hand; am Abend



Constanze Storm mit ihrer ältesten Tochter



noch schrieb er das erste Gedicht der Liederreihe „Tiefe Schatten“:

In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das süßeste Antlitz barg.

Den schwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz;
Ein Kranz von Myrtenreisern,
Ein weißer Syringenkranz.

Was noch vor wenig Tagen
Im Wald die Sonne beschien,
Das duftet nun hier unten:
Maililien und Buchengrün.

Geschlossen sind die Steine,
Nur oben ein Gitterlein;
Es liegt die geliebte Tote
Verlassen und allein.

Vielleicht im Mondenlichte,
Wenn die Welt zur Ruhe ging,
Summt noch um die weißen Blüten
Ein dunkler Schmetterling.

„Die letzte Strophe ist Kern und Spitze des Ganzen,“ schreibt Storm an Fontane, „in dem dunklen Schmetterling verkörperten sich damals unwillkührlich meine Gedanken, die in jenen Nächten, wenn ich schlaflos lag, immer drunten in der Gruft um dem bekränzten Sarg waren.“

Ein anderes Gedicht, das dem Dichter am 11. 8. 1865 der Schmerz um die geliebte Tote eingab, ist bisher nicht veröffentlicht worden; es lautet:

Größer werden die Menschen nicht;
Doch unter den Menschen
Größer und größer wächst
Die Welt des Gedankens.
Strengeres fordert jeglicher Tag
Von den Lebenden.
Und so sehen es alle,
Die zu sehen verstehn,
Aus dem seligen Glauben des Kreuzes
Bricht ein andrer hervor,
Selbstloser und größer,
Dessen Gebot wird sein:
Edel lebe und schön,
Ohne Hoffnung künftigen Seins
Und ohne Vergeltung,
Nur um der Schönheit des Lebens willen.

„Du meinst, ich hätte die Gedichte[1]) nicht drucken lassen sollen," schreibt Storm seinem Sohne Hans, „ich glaube, daß Du Dich irrst, mein liebes Kind. Ein Dichter, der an seinen Beruf glaubt, und das tue ich, darf gerade sein Heiligstes dem Volke nicht vorenthalten. Ich glaube sogar, es ist ein Kennzeichen des echten Dichters, daß er es ohne Scheu hingiebt, vielmehr in dem Bewußtsein, dabei im Dienste des Großen und Schönen zu stehen. Wie der Reiche dem geliebten Toten ein Denkmal von Marmor setzt, so setzt der echte Dichter ein Denkmal, in der Kunst des Wortes ausgeprägt, und findet seinen Stolz und sein schmerzliches Glück darin, sich vor aller Welt zu dem Geliebten zu bekennen. Auch irrst Du, wenn Du denkst, die Welt lese künstlerisch, sie liest durchgängig mit dem Herzen."

---

[1]) „Tiefe Schatten" sind gemeint.

„Einsamkeit und das quälende Rätsel des Lebens,“ schrieb der Dichter seinem Schwager Ernst Esmarch, „sind zwei furchtbare Gewalten, mit denen ich jetzt den stillen, unablässigen Kampf aufgenommen habe. Die einzige Erquickung ist, wenn die tötliche Sehnsucht wie ein frischer Blutquell aus dem Herzen springt. Wer Constanze geliebt hat und von ihr geliebt worden ist, dem muß, nachdem er sie verloren hat, wie einem Verdammten zu Mute sein.“

Freude und Behagen waren nun aus dem Dichterhause entflohn und des Lebens Bürde drückte schwerer als je zuvor.

Für die Kinder sorgte eine Engländerin, Miß P. Sie war eine vornehme Dame und eignete sich nicht zur Leitung eines kinderreichen Beamtenhauses. Den Hausstand führte Auguste J., ein junges, prächtiges, geistig bedeutendes Mädchen, das mit allen Kindern, großen und kleinen, vortrefflich zu verkehren wußte.

Hans und Ernst besuchten beide die Sekunda der Gelehrtenschule und arbeiteten fleißig. Storm las täglich mit ihnen den Cicero und trieb mit Karl, dem infolge körperlicher Schwäche das Lernen schwer wurde, deutsche Sprachlehre. Mit Lisbeth, die vorzugsweise für das Klavierspiel begabt war, übte der Vater jeden Tag.

Des Tages Sorge und Arbeit ließen dem Dichter kaum Zeit, sich seines schweren Kummers recht bewußt zu werden. In der Abenddämmerung setzte die kleine Lucie sich auf ihres Vaters Schoß und erzählte irgendeine kleine, anmutige Geschichte, die sie vor Jahr und

Tag mit ihrer Mutter erlebt hatte. „Weine nicht, Vater,“ sagte sie dann wohl, „ich will meine Hand auf dein Herz legen, bis du wieder zu Mutter kommst.“ Dann drückte sie ihre kleine Hand fest gegen des Vaters Brust. Wenn die kleine Ebbe in Not war, rief sie: „Mama, Mama!“ Lisbeth, die zehnjährige Älteste, beschützte mutig ihre kleinen Geschwister, wenn ihnen einmal ein strenges Wort gesagt wurde.

Die Mutter fehlte eben überall. „Eine Frau,“ klagte Storm, „und sei sie die beste, wenn sie gewissermaßen an die Stelle der Frau tritt, bei der jeder Pulsschlag mit dem des Mannes eins war, muß immer ein Gefühl bewirken, als sei man bei sich selber nicht zu Hause.“ Bei Miß P. störte ihn vor allem die Unschönheit ihres Wesens. Seine schöne und geliebte Frau hatte ihn zu sehr verwöhnt.

Eine Trösterin blieb ihm die Musik. Die Übungen des Gesangvereins wurden nach Constanzes Tode nicht einmal ausgesetzt. Die Hymne für gemischten Chor von Mendelssohn: „O könnt' ich fliegen wie Tauben dahin“ wurde gerade geübt. „Das weiß freilich keiner,“ schrieb Strom nach Segeberg (22. 11. 1865), „was in mir vorgeht, wenn ich bei dem schönsten Chorgesang mich umsehe und meine Augen sie suchen und nimmer finden.“

„Die eine, die geliebte Stimme fehlt,
Für die nur alles andre war der Chor!“

Im Juni 1865 brachte Bruder Emil seine Frau zu den Eltern nach Segeberg, damit sie dort ihr Wochenbett überstehen sollte, weil in Husum noch immer das

Kindbettfieber herrschte. Storm nahm von der geliebten Schwester Constanzes schweren Abschied, von dem innigen Wunsche beseelt, sie wenigstens möchte den Ihrigen erhalten bleiben. Einige Wochen später kehrte sie frisch mit einem Knaben im Arme zurück. Glücklich und stolz führte Emil seine Frau durch den blühenden Garten ins Haus, wo Storm sie mit seinen Kindern begrüßte.

Einige Tage darauf wurde Storms mutterloses Kind in das brüderliche Haus hinübergebracht und dort mit seinem Vetter zusammen getauft. „So müßig dieses auch war,“ berichtet Storm über die Taufe nach Segeberg, „so unterließ der Pastor natürlich nicht, in unserem Schmerze und dem Thema von der toten Mutter herumzuwühlen. Als ich nachher in die anliegende Stube ging, fand ich Lucie, die zugegen war, in heftigen Tränen. Auf meine Frage: ‚Was fehlt dir, mein Kind?‘ antwortete sie: ‚Warum sprechen sie immer von unserer toten Mutter?‘“

Ludwig Pietsch, der im Sommer 1865 als Turgenjews Gast in Baden-Baden weilte, erzählte dem russischen Dichter von seinem Freunde Theodor Storm und dessen schwerem Kummer. „Storm muß zu uns kommen und natürlich bei mir wohnen,“ sagte Turgenjew und lud den deutschen Dichter sogleich zu sich ein. Dieser erhielt den nötigen Urlaub und reiste am 1. September ab. Auf dem Wege nach Baden-Baden besuchte er die Dichterin Elise Polko sowie seinen alten Studiengenossen und Dichterfreund Tycho Mommsen und auf dem Rückwege den Gespielen seiner Kindheit, Freund O.

In einem Rundschreiben an die Familie erzählt der Dichter von seiner Reise.

„Baden-Baden, den 11. 9. 1865.

Ich kam um 9 Uhr morgens in Minden an, wo ich im Bahnhofshotel abstieg. Ich begab mich dann gleich zum Betriebsinspektor Polko, der in dem großen Bahnhofsgebäude eine wunderschöne Wohnung hat. Zwischen den vorspringenden Ecken des Hauses läuft ein großer Balkon, von dem man in nicht zu weiter Ferne durch die bewaldete Porta Westphalica in das weite Land hinaussieht. Im Hause ist der größte Komfort. Mann und Frau sind sehr verschieden: er der stramme, kluge Geschäftsmann, der am liebsten über öffentliche Dinge spricht, sie ganz in dem Interesse für Musik und Poesie aufgehend. Zwischen beiden ein vierzehnjähriger, netter Junge. Von beiden wurde ich äußerst herzlich aufgenommen. Elise Polko ist vielleicht eine Frau von Constanzes Alter, aber viel verblühter, als Constanze war. Wenn sie recht im Schatten saß — sie verträgt kein helles Licht —, sah ich, wie schön sie einst gewesen sein muß. Ich war viel mit ihr allein. Obgleich sie wegen eines Herz- und leider auch Halsleidens eigentlich nicht singen darf, so sang sie mir doch einige Lieder, auch das Eichendorffsche ‚Lorelei‘ von Schumann, mit einer wahrhaft dämonischen Kraft, so daß ich bei mir selbst dachte, die singst du nicht nieder. Nachher freilich hatte sie dafür zu leiden. Am Sonntagmorgen war ich frühzeitig in der Stadt und besah mir den alten Dom, den Tag verlebte ich dann im Polkoschen Hause.

Am Montag kam ich um 10½ Uhr abends in Frankfurt am Main bei Tycho Mommsen an und fand die allerherzlichste Aufnahme. Ganz selten prächtige Kinder hat er: drei Knaben und drei Mädchen. Vormittags ging ich ins Städelsche Museum und zu der Danneckerschen Ariadne. Nachmittags fuhren wir mit dem ganzen Kindertrubel aufs Jägerhaus. (S. Goethes Faust!)

Und nun lebe ich schon fast acht Tage in dieser paradiesischen Gegend, die ich leider wegen der unerträglichen Sonnenglut nicht so recht genießen kann. Nur selten bin ich mit Pietsch, der seit sieben Wochen bei Turgenjew ist, auf den Bergen und in den alten Schloßruinen gewesen. In diesen sind die behaglichsten Wirtschaften eingerichtet, so daß man bei einem Glase Wein auf die köstlichen Schwarzwaldberge und die wunderbar mit Gärten, Villen, Schlössern über- und durcheinander gebaute Stadt herabsehen kann. Was soll ich von Turgenjew sagen? Das muß erzählt werden. Turgenjew ist einer der schönsten Männer, die ich jemals sah, eigentlich etwas fremdartig, aber höchst liebenswürdig. Schon am ersten Abend waren wir in der Villa Viardot, die zehn Minuten von der Stadt liegt. In einem besonderen Gebäude neben der Villa liegt der Musiksaal. Nie habe ich bei einer Frau höchste Genialität und reinstes Menschentum in solcher Herrlichkeit ausgeprägt gefunden wie bei der Viardot[1]). Man

---

[1]) Die 1821 in Paris geborene Opernsängerin Pauline Garcia heiratete 1840 den französischen Schriftsteller Viardot, trat von der Bühne zurück und lebte seitdem in Baden-Baden.

möchte gleich vertraulich mit ihr sein, wenn die imponierende Größe der Persönlichkeit nicht davon zurückhielte.

Wie alle übrigen, so sprachen auch sie und Turgenjew vollständig geläufig deutsch. Viardot selbst, ein als spanischer und französischer Literaturforscher bedeutender Mann, spricht leider nicht deutsch, und ich bekanntlich nicht französisch. Das genierte mich etwas. Turgenjew sagte: ‚Können Sie nicht wenigstens einige französische Worte murmeln?‘ Das versprach ich denn zu versuchen und brachte es denn auch wirklich fertig, so daß die anderen ausriefen: ‚Da kommt es ja heraus!‘ Aber mehr kam denn auch nicht.

Als wir am ersten Abend in der Villa Viardot ankamen, waren Viardots im Theater, und nur eine Schülerin der Viardot war da, ein Fräulein von Sörger. Sie ist jetzt als Primadonna für die Berliner Oper engagiert, will aber durchaus nicht fort, weil sie sich in ihrer leidenschaftlichen Liebe nicht von der Viardot trennen will. Pietsch wird sie aber par ordre du mufti mitnehmen, wenn er zurückkehrt. Wir gingen noch lange bei dem wundervollen Mondschein, der die Berge umher mit wahrem Zauberlichte umgoß, im Garten umher, besahen im Mondschein Turgenjews Schlößchen, das er sich dicht an der Villa Viardot erbauen läßt, und schöpften mit der Hand Wasser aus einer Quelle, auf die er so kindlich stolz ist. Endlich kamen Viardots und es wurde köstlicher Tee getrunken, der mir aber eine schlechte Nacht bereitete. Um Mitternacht gingen wir nach Hause.

Ich bin in dem Kur- und Trinksaale und in den Spielsälen gewesen — ich habe doch eigentlich keine Vorstellung von einer solchen Wirtschaft gehabt. Diese jeunesse dorée, die man überall durch die offenen Fenster mit schönen Frauen der Pariser Demimonde bei kleinen Soupers usw. Geld vertun sieht, dies schwindelnde Genußleben der Geld- und Adelsaristokraten, wie weit liegt das ab von unserem Tagewerke und glücklicherweise auch von den schönen und bedeutenden Menschen, unter denen ich hier lebe.

Gestern (Sonntag) war musikalische Matinee bei der Viardot. Nur Fürstinnen, Prinzessinnen und Freunde des Hauses waren geladen. Vorne saß eine feine, freundliche Frau; das war die Königin von Preußen.

Niemals habe ich eine Persönlichkeit gesehen, die mir als Mensch und Künstler zugleich einen so bedeutenden Eindruck gemacht hat, wie die Viardot, es müßte denn dieser Prachtmensch Turgenjew sein. Er sagt sehr richtig von ihr: ‚Obgleich ihre allerdings gewaltige Stimme weder an sich schön, noch jetzt mehr jung ist, so sind alle anderen Sängerinnen doch nur Singvögel gegen sie. Bei ihr hört man immer das Rauschen von Adlerschwingen.‘ Ihre Kompositionen Mörikescher Lieder müßtet Ihr hören. Da hört wirklich alles auf!

Vorgestern vom Diner bis Mitternacht draußen bei Viardots, wohin auch Hiller, der Komponist der Zerstörung Jerusalems, eine Zeitlang kam. Gesang — genialste Musik. Ich sang auch eins von den wunder-

schönen Liedern der Viardot, während sie begleitete, und sie sagte freundlich nickend: ‚Bravo, Herr Storm!‘

Dann mit der Viardot und der Primadonna noch im Mondschein gewandelt in dieser zauberischen Gegend.

Heute vormittag wieder mit Pietsch in den Bergen, tief unter uns die mächtigen Schwarzwaldtannen, dann ins Flußbad. Die Sonnenglut hier ist garnicht zu beschreiben, und dabei webt vor allen Bergen und Wäldern dieser feine, blaue Septemberduft. Für einen, der noch sein Herz gesund in der Brust trägt, muß es entzückend sein.“

Am 13. September verließ Storm Baden-Baden. Der deutsche und der russische Dichter hatten sich gut verstanden und unvergeßliche Tage zusammen verlebt.

„Ich bin zwar nicht Jupiter,“ äußerte Turgenjew beim Abschiede, „aber ich sage doch, so oft du wiederkehrst, sollst du willkommen sein.“

In einem Briefe an seinen Sohn Ernst vom 18. 9. 1865 berichtet Storm über den weiteren Verlauf seiner Reise.

„In Heidelberg — ich konnte an dieser Stätte aus unseres Großvaters Jugend doch nicht vorbeireisen — stieg ich aus und ging hinter der Stadt nach dem Schloßberge hinauf, wo ich bald vor der Restauration bei einem Schoppen Affentaler in das schöne Tal hinabsah. Dann, nachdem ich überall im Schlosse umhergegangen war und für Vater einen Efeuzweig abgebrochen hatte, wanderte ich in die Stadt hinab, besah mir den ‚Ritter‘,

wo ich mit Vater und Mutter vor Jahren logierte, und arbeitete mich, Trauben essend, wieder nach dem Bahnhofe. Abends war ich wieder bei Mommsen in Frankfurt. Weil er viel zu tun hatte, so ging ich nach dem zoologischen Garten, wo ich die schöne Welt Frankfurts, die aber sehr gegen die Baden-Badensche abfiel, bei Konzert versammelt fand. Am anderen Morgen — es war mein Geburtstag — schwamm ich beim schönsten Sonnenscheine den Rhein von Mainz bis Cöln hinab. Ich habe an diesem Tage viel und schmerzlich heim gedacht. Unterwegs machte ich die Bekanntschaft eines jungen, kaufmännischen Ehepaars aus Dortmund, das auf seiner Hochzeitsreise war. Es waren liebenswürdige Leute, beide aus offenbar sehr wohlhabenden Familien. In Cöln logierten wir im Hotel du Nord, dicht am Dome, brillant, aber teuer. Am anderen Morgen, nachdem ich schon früh im Dome gewesen war, mir natürlich auch Eau de Cologne und möglichst viele Trauben gekauft hatte, fuhren wir zusammen nach dem zoologischen Garten. Dieser ist außerordentlich schön angelegt und reich an Tieren, so daß er mit dem Hamburger wetteifert. Von dort begab ich mich aufs Telegraphenamt und telegraphierte nach D. an Pfarrer O.: ‚Ich komme heute abend 6½ Uhr.'

Um 4 Uhr nachmittags ging es dann mit meinen jungen Freunden weiter. Nach einer fünfwöchentlichen Reise sollten sie heute in ihrer Heimat eintreffen und ihre junge Wirtschaft beginnen. Er wollte still und heimlich ins Haus, sie aber wollte die Verwandten benachrichtigen, und sie behielt natürlich recht. Da machte

ich ihnen ein Telegramm in Versen, das mit großer Heiterkeit abgesandt wurde.

Mir aber war im geheimen Innern recht todesweh zu Mute. Es war mein Hochzeitstag, und gerade vor 19 Jahren und um dieselbe Tageszeit war auch ich mit meiner jungen Frau von Segeberg nach der Heimat abgefahren, um dort die junge Wirtschaft zu beginnen.

In D. nahm ich von den jungen Menschen Abschied und sah dort einen hageren Mann mit weißem Haar suchend auf dem Perron umhergehen, den ich für O. erkannte. Selbst seine Sprache ist ganz verändert. Er ist übrigens ein netter, lieber Mensch, auch seine Frau hat mir gut gefallen.

Da war ich nun in einem ganz orthodoxen Pfarrhause. Abend- und Morgenandachten, wozu das Dienstmädchen hereingerufen wurde, habe ich mit durchgemacht. Es geschah das aber in Bezug auf mich durchaus in keiner aufdringlichen Weise, sondern ganz einfach, und als der alte Bursche in seinem Gebete sprach: ‚Ich danke Dir auch, mein Gott, daß Du meinen lieben, alten Jugendfreund in mein Haus geführt hast, nimm ihn, Herr, in Deinen Schutz!‘ da war ich eigentlich ganz entzwei vor Rührung. Abends bei rheinischer Nationalkost plauderten wir von längst vergangenen Knaben- und Jugendzeiten, von manchen längst und jüngst begrabenen Menschen.

Auf meinem Schlafzimmer vor meinem Bette fand ich eine Bibel und ein Buch mit weißen, zum Teil beschriebenen Blättern. Der Titel von O.’s Hand lautete: ‚Pilgerbuch für die lieben Pilger, die einkehren in die

Herberge der Eheleute O., begonnen im Jahre unseres hochgelobten Jesu Christ 1862.' Auf einem zweiten Blatte folgten von derselben Hand Bibelsprüche für die einkehrenden Pilger, wie ich sagen muß, gut und passend ausgewählt. Dann folgten die Eintragungen der ‚Pilger' selbst, wohl lauter Prediger, Missionare und fromme Schwestern. In dieses Buch unter die frommen Phrasen sollte nun auch der Theodor Storm sich einschreiben. Ich besann mich auch nicht lange, sondern schrieb:

„Ein gut' Stück gingen wir zusammen,
Dann trennten uns're Wege sich.
Und wie ich dieses Buch durchblätt're,
Unheimlich dünket die Gesellschaft mich;
Und dennoch heimelt es mich an
Hier im Bezirke Deiner Wände,
Drum tue jeder, was er kann,
Und alte Jugendfreundschaft bis ans Ende!"

Den Beschluß der an interessanten Erlebnissen reichen Reise bildete ein mehrtägiger Besuch bei Freund Wussow, der inzwischen von Heiligenstadt nach Arnstadt in Thüringen versetzt worden war. Bei diesen treuen, teilnehmenden Freunden fühlte Storm sich wieder ganz zu Hause und ruhte einmal recht an Leib und Seele aus. Eine kleine Zeichnung von Arnstadt, die Wussow während des Vorlesens entwarf, wanderte mit nach Hause in die bekannte Mappe.

Storm gehörte nicht zu den Menschen, die sich selber hilflos zugrunde gehen lassen. Er bemühte sich, alle seine bisherigen Lebensinteressen aufrecht zu erhalten. Aber die Furcht, seine Muse sei mit Constanze

schlafen gegangen, bedrückte oft das Herz des Dichters. Niemals, wenn er fern von seiner Frau war, hatte er außer einigen Versen, die die Sehnsucht nach ihr hervorgerufen hatten, auch nur eine Zeile schreiben können. Seit Constanzes Tode war das Gefühl der Vergänglichkeit so mächtig und alles überwiegend in ihm, daß ihm dadurch das liebevolle und behagliche Sichversenken in das Leben, ohne das keine Poesie denkbar ist, unmöglich wurde. Zum Schaffen bedurfte er des Sonnenscheins. Einst beim Scheiden von der Heimat hatte er für seine Constanze die Verse geschrieben:

So komme, was da kommen mag!
So lang Du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo Du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh' Dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

Nun waren die Schatten tief genug. — Abgesehen von den Liedern, die der Dichter als frischen Kranz auf seiner Frau Sarg legte, schwieg seine Muse in den nächsten beiden Jahren. Trotz des Drängens der Redakteure verspürte er nicht den leisesten inneren Drang zu dichterischem Schaffen. „Wenn ihre Hand mich festhielt," schrieb Storm am 18. 6. 1865 über Constanze nach Segeberg, „dann konnte ich unbekümmert aufsteigen in die luftigen Regionen der Phantasie."

Storm sandte seinen Hans im Herbste 1865 nach Heiligenstadt zum Bruder Otto, damit er dort die Gärtnerei erlerne. Er tat es in der Hoffnung, sein Sohn

werde sich bei der Arbeit in frischer Luft am schnellsten so kräftigen, daß er den unterbrochenen Schulunterricht fortsetzen könnte. Lucie wurde, um das lebhafte Kind für einige Stunden des Tages zu beschäftigen, in eine Nähschule geschickt. Jeden Nachmittag erschien die gleichalterige Anna Storm aus dem Nebenhause, stellte sich mit ihrem Strickbeutel über dem Arme stramm hin und sagte: „Lute, zur Schule!" Elsabe, die Ebbe genannt wurde, war ein liebenswürdiges Kind, das immer still vor sich hin spielte und kleine Lieder summte. Gertrud gedieh bei der Amme, „nur das kleine Gesicht blieb, wie durch geheimnisvollen Einfluß, immer blaß". Die Amme war gut, aber etwas überspannt, und gab oft Anlaß zur Heiterkeit. Einmal, als in den unteren Räumen gesungen wurde, tut sich plötzlich die Tür auf, und herein stürzt in höchster Erregung die Amme mit dem Rufe: „Herr Landvogt, Herr Landvogt, Sie sollen das Lied nicht singen, ich kann es nicht aushalten!" Ein ungeheures Gelächter war die Antwort. Storm hatte eben den Erlkönig gesungen.

Im Herbste 1865 schied die freundliche und heitere Auguste J. und Miß P. übernahm alleine die Sorge für die Kinder und das Haus. Sie besaß kein Verständnis für die Kinder, verbot ihnen kleine, unschuldige Freuden, die ihnen von der Mutter stets gewährt worden waren, auch zweifelte sie oft an ihrer Wahrhaftigkeit. Den Kindern schien es infolge ihrer Erziehung natürlich, die Wahrheit ohne jede Rücksicht zu sprechen. So kam es immer häufiger zu Uneinigkeiten zwischen Miß P. und den Kindern, die sich nun dichter

und herzlicher um den Vater scharten, der die kleinsten Regungen ihrer Kinderseelen verstand. Wie oft brachte der Vater abends die kleinen Mädchen selbst zu Bett und betete ein eigens für sie gemachtes Gebet mit ihnen:

Min' Ogen will ick sluten,
De Welt lat ick da buten
Un dat ick nich alleene si,
Min leve Gott kumm Du to mi.

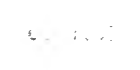
Oft beschäftigte Storm während seiner Arbeit die kleinen Mädchen, denen die Mutter am meisten fehlte. Der kleinen Ebbe mußte er Bilder umschlagen, während Lucie ihn fortwährend aufforderte, allerlei seltsame Blumen zu bewundern, die sie so gerne aufs Papier kritzelte. Den Großeltern gegenüber beklagte sich Storm über den Mangel an Verständnis, den Miß P. den Kindern entgegenbringe. Er habe sie getroffen, wie sie vor der weinenden Lucie mit dem Fuße aufstampfte und erregt ausrief: „O Ihr abscheulichen, nichtsnutzigen Kinder!"

Es fehlte eben die Mutter, die überall, wo sie erschien, Sonnenschein hinbrachte. Bei ihr hatten die Kinder immer und unter allen Umständen Trost und Hilfe in ihren kleinen Nöten gefunden. Die Kinder fanden sich jetzt nicht mehr zurecht.

„Selbst die kleine Ebbe ist ganz wunderlich geworden," schreibt Storm, „sie muß jeden Morgen, wenn sie sich mit Hilfe einer mitleidigen Seele ihren Tisch heruntergetragen hat und nun, ihr Frühstück erwartend, dahinter sitzt, erst ein Stück weinen. Eben weint sie wieder,



Frau Do



und als ich sie frage: ‚Warum weinst du?' sagt sie: ‚Der Vogel soll nicht weinen.' Der grüne Hänfling zwitschert nämlich ganz morgenfrisch in seinem Bauer."

Storm wurde sich mit jedem Tage schmerzlicher bewußt, daß seinem Hause und vor allem den Kindern eine treue, sorgsame Frauenhand fehlte. Der Hausstand verkam, die Kinder waren wie eine Herde ohne Hirten und unser Dichter bedurfte, um wirklich zu leben, der Frauenliebe, er bedurfte ihrer vielleicht mehr als andere. Das war niemandem, der ihn wirklich kannte und liebte, verborgen. Nachdem er erst aufgehört hatte, unablässig in den Abgrund zu starren, der die geliebte Frau verschlungen hatte, überkam es ihn in allem Leide wie ein unsägliches Glück, daß es noch eine Liebe für ihn gab, die nie etwas anderes begehrt hatte als nur ihn. Es war Dorothea Jensen, eine Jugendgespielin seiner Schwester Cäcilie, an die er dachte. Sie mußte, nach des Dichters eigenen Worten, mit der Liebe für ihn auf die Welt gekommen sein. Ja, es gab eine Zeit in seinem Leben, wo seine Liebe schmerzerfüllt zwischen diesen beiden Frauen, Constanze und Dorothea Jensen, schwankte, und viel bitteres Leid über diese drei Menschen brachte.

„In mein Leben wie in meine Poesie teilen sich zwei Frauen," so beginnt die Beichte, die Storm in einem Briefe vom 21. 4. 1866 seinem Freunde Brinkmann ablegte, „die eine, die Mutter meiner Kinder, Constanze, die so lange der Stern meines Lebens war, lebt nicht mehr, die andere lebt, nachdem sie fern von mir allein und oft in drückender Abhängigkeit verblüht

ist. Beide habe ich geliebt, beide liebe ich noch jetzt, welche am meisten, weiß ich nicht. Die erschütterndste Leidenschaft hat mir einst die noch Lebende eingeflößt. Die leidenschaftlichen Lieder, die Ihr oft gelesen habt, sind der Kranz, den sie noch jetzt in ihrem Haare trägt. Beide sind sie, obwohl sonst mannigfach verschieden, die mildesten, süßesten Frauenseelen, die ich je gefunden habe, und von grenzenloser Hingabe an den geliebten Mann. Das wäre noch alles schön und gut, aber die Leidenschaft für die Lebende brach über mich herein, als die Verstorbene schon mein Weib war.

So kam es. Während meines Brautstandes kam meine Schwester Cäcilie mit einem etwa dreizehnjährigen Mädchen, einer feinen, zarten Blondine, auf mein Zimmer. Sie hatten sich verkleidet und hielten sich eine Zeitlang auf meinem Zimmer bei mir auf. Als sie gingen, sagte ich mir betroffen, daß dieses Kind mich liebe, und erinnere mich dessen noch wohl, daß sie schon damals einen eigentümlichen Reiz für mich hatte. Ich heiratete, und jenes Mädchen, damals eben aufgeblüht, kam oft in unser Haus. In meiner jungen Ehe fehlte eins: die Leidenschaft. Meine und Constanzes Hände waren mehr im stillen Gefühle der Sympathie in einander liegen geblieben. Die leidenschaftliche Anbetung des Weibes gehört ihrer Entstehung nach einer späteren Zeit an. Aber bei jenem Kinde da war jene berauschende Atmosphäre, der ich nicht widerstehen konnte. Die Entfernung kam mir zu Hilfe, und mit Hilfe der Notwendigkeit besiegte ich das Gefühl, so daß es vollständig in mir erlosch — oder doch den vollständigen

Todesschlaf schlief. Dann folgte die lange Reihe von Jahren, wo sich zwischen mir und Constanze, die alles wußte, eine so innige Lebensgemeinschaft ausbildete, wie sie wohl wenig Ehen aufzuweisen haben und wie Ihr sie bei uns gesehen habt.

Sie aber, die nun verlassen war, hielt an dieser Liebe vollständig hoffnungslos in grenzenloser Treue fest und wies alle Männer, die sich ihr nahten, zurück und träumte sich als einziges Glück, einst, wenn ihr Herz soweit ruhig geworden sein würde, bei mir und Constanze zu leben. Denn Constanze hatte sie längst an ihr Herz genommen, was wohl für die edele Natur beider spricht. In den letzten 13 oder 14 Jahren war Constanze sich meiner Liebe mit Recht bewußt, aber nicht trotzdem die andere einen Teil meines Wesens besaß; die arme Do[1]) besaß kein Stückchen mehr davon. Habe ich mir für diese Zeit einen Vorwurf zu machen, so ist es nur der, daß ich ihrer in ihrem öden Leben, in ihrer grenzenlosen und entsagenden Liebe so wenig, auch nur mit der gewöhnlichen menschlichen Teilnahme gedacht habe, daß der Gedanke an sie, die ich so gewaltsam in mein Leben gerissen hatte, mich so wenig beunruhigte. Aber Constanze tat es für mich. Sie hoffte immer, dies leidenschaftliche, kleine Herz würde sich so weit beruhigen, um in unserem Hause einmal einen stillen Lebensabend mit uns ertragen zu können.

Ja, da wir in gesunden Tagen einmal über unseren Tod sprachen, meinte sie, wenn ich wieder heiratete, so müßte ich Do heiraten, ihr wollte sie am liebsten ihre

[1]) Kosename für Dorothea.

Kinder anvertrauen. Glaube mir, Do ist so zart, daß sie nichts verletzen kann, am wenigstens Constanzes Gedächtnis, die sie verehrt und liebt. Das ist wie eine Religion zwischen uns. Constanzes schönes, liebevolles Wesen, unser Verhältnis zur Toten, das ist der ewige Stoff unserer Briefe.

Im ersten Sommer nach unserer Rückkehr hatte Constanze Do zu uns eingeladen, um zu versuchen, ob sie bei uns leben könnte. Aber eines Abends ging Do weinend auf ihr Zimmer; Constanze ging ihr nach; die beiden Frauen waren allein. Dann kam Constanze zu mir und sagte mit ihrer schönen, liebevollen Milde: ‚Es geht noch nicht, wir müssen Geduld haben.'

Constanze ist tot, sie lebt. Meine Kinder, große wie kleine, hoffen auf sie wie auf die Rückkehr eines Schimmers von dem Sonnenschein, der einst, da ihre Mutter noch lebte, in unserem Hause war.

Seit einem Monat ist Do bei ihrer Schwester, und ich kann nicht leugnen, daß der so lange verschlossene Reichtum, der mir aus ihren Briefen entgegenströmt, mich alten Menschen bis ins tiefste Herz hinein entzückt.

Mein Gefühl für sie ist in furchtbaren Ernst zwischen Tod und Leben gestellt; die Liebe zu der Toten ist auch mit darin enthalten. Als das Gefühl zuerst erwachte, da dachte ich, sie müßte sich mit einem Teile meiner Seele begnügen. Aber versuche es einmal, halb zu lieben, wo so wie hier für mich in Gegenwart und Vergangenheit alle Bedingungen einer ganzen Liebe vorhanden sind. Ja auch in der Gegenwart! Nicht allein, daß sie den frischen Kranz meiner schönsten Lieder

noch im Haare trägt, den ich einst selbst auf ihr junges Haupt gesetzt habe, auch diese ganze Erscheinung in ihrer Totalität ist gewiß noch dazu angetan, die ganze Leidenschaft einer nicht bloß sinnlichen Natur zu erregen. Allein ihre schöne Hand, die ja in der deutschen Literatur so viel besprochen wird, gehört der deutschen Poesie und zum Glück auch mir. Das weiß ich: ich liebe sie unsäglich, mit einer Leidenschaft, wie nur ein Weib geliebt werden kann, und in Gedanken ist sie mir wie ein unbegreifliches, unfaßbares Glück."

So nahm er sie in der Stille an sein Herz und in sein Haus. Er wußte, daß sie, wenn der Schmerz um die geliebte Tote ihn, wie so oft, übermannen würde, sich nicht von ihm wenden, sondern nur still ihre Hand in die seine legen würde.

Storm stellte Dorothea Jensens Liebe gleich auf eine harte Probe. Ein warmes Mutterherz sollte sie den sieben verwaisten Kindern entgegenbringen, und doch sollte ihr nicht der traute Name „Mutter" zuteil werden.

„Ich gedachte heute morgen Eurer, Ihr guten, geliebten Frauen," schrieb Storm ihr, „die Ihr Euch in mein Leben teilt und doch meine Liebe jede ganz gehabt habt. Wenn Du ‚unsere Kinder' sagst, so ist es mir recht und lieb; wenn ich aber hörte, daß sie ‚Mutter' zu Dir sagten, so klänge das wie eine Beraubung der Toten. Laß sie ‚Tante Do' zu Dir sagen, meine Do, und, wenn es möglich ist, laß sie ein Mutterherz fühlen."

Eine rechte Weihnachtsstimmung wollte in diesem Jahre (1865) nicht aufkommen. Es war wohl das trau-

rigste Weihnachtsfest in Storms Leben. Um den Eltern in Segeberg eine kleine Freude zu bereiten, ließ Storm sich mit seinen Kindern photographieren und sandte ihnen das Bild mit einem Bande seiner Märchen zum Feste. „Es sind freilich,“ schrieb er dazu, „nur Träume und Schatten, aber doch das Beste, was ich noch zu bieten habe, meine Märchen, die ich noch unter ihren Augen schrieb. Wenn ich sie ihr soeben nach der Niederschrift vorlas und ihr dann etwas besonders gefiel — ich weiß die Stellen noch —, dann sah sie mich so herzlich an und in ihr liebes Gesicht trat ein Lächeln, das unmittelbar aus dem Herzen heraufgestiegen war. ‚Reizend‘ sagte sie dann. Könnte ich das noch einmal hören! Mir ist, als hätte ich diesen Trunk der Poesie noch lange nicht ausgekostet, als müßte ich den Becher noch einmal an meine Lippen setzen.“

Am 13. Juni 1866 ließ Storm sich in Hattstedt von einem alten Schulkameraden, Pastor Herr, mit Dorothea Jensen trauen. Es war eine stille, einfache Feier. Nach einem Frühstücke bei den Eltern in der Hohlen Gasse fuhren die Brautleute mit der Mutter, den vier ältesten Kindern und Constanzes Bruder Hermann in das alte, von hohen Linden umschattete Pfarrhaus. Hermann Esmarch und Storms ältester Sohn Hans waren die Trauzeugen. Nach der Trauung wurde Tee getrunken, und man erging sich ein wenig im Garten, der voller Kindheitserinnerungen für den Dichter war. Nachmittags fuhren die Eheleute auf einige Tage zu den Verwandten in Hohn und Westermühlen, um sich dort in der ländlichen Stille Mut und Kraft für das neue,

zu beginnende Leben zu holen, denn eine schwere Last nahm Frau Do bei aller herzlichen Liebe auf ihre Schultern.

„Seit 14 Tagen waltet die kleine Do in meinem Hause,“ schreibt Storm an Freund Brinkmann, „wie ein kleiner, guter Hausgeist. Sie tut schwere Arbeit und tut sie mit großer Liebe und Hingebung. Für mich wird an der Seite dieser milden Frau wohl noch ein stiller Abendschein anbrechen, wenn es auch Herbst ist und die Blätter fallen.“

IV.

Die letzten Jahre in der grauen Stadt

Seit Constanzes Tode glaubte der Dichter, seine Muse habe Abschied von ihm genommen. Zwei Jahre ruhte auch seine Feder, dann schrieb er schnell nacheinander in zwei Monaten die Novellen: „In St. Jürgen“ und „Eine Malerarbeit“. Für den Helden der Malerarbeit hatte ihm der kleine Maler Sunde als Vorbild gedient.

„Es ist spaßig,“ schreibt Storm seinem Bruder Otto über „In St. Jürgen“, „wie die Husumer darüber rätseln, wer ‚die Hansen‘ sein könnte, die natürlich nirgendwo anders als in meiner Phantasie existiert. Ich glaube, daß mir bei Harres Heirat nur das im Sinne lag, was freilich hätte angedeutet werden müssen, das rein menschliche Bedürfnis einer festeren Heimstätte, denn seine Liebe lag fast zu weit zurück. Er war alt geworden; daß sie indessen sein vergeblich harrte, darin lag die Tragik.“

An Ludwig Pietsch schrieb der Dichter am 8. 11. 1867 über dieselbe Novelle: „Es liegt eine einfache Mitteilung aus einem unserer alten Volksbücher zu-

grunde. Da aber wird der Mann wirklich untreu und dabei hätte auch ich es lassen sollen. Eine reelle Schuld war besser als diese Schwäche.“ —

Dann stockte der Quell der Dichtung wieder. „Könnte ich nur wieder etwas Ordentliches schreiben,“ klagt Storm im Herbste 1867 seinem Sohne Hans, „aber wo ist meine Muse? Sie schläft auf Nimmerwiedererwachen! Ich werde nichts mehr schreiben, was ein Menschenherz begeistert! O nur noch ein wenig frischen Wind, um das für Euch, meine geliebten Kinder, zu benutzen!“

Storm hatte das Vertrauen zu sich selber verloren, wie wir aus einem von ihm an Pietsch gerichteten Briefe vom 8. 11. 1867 erfahren.

„Ich selbst habe zu dem,“ heißt es da, „was ich jetzt mache, kein rechtes Vertrauen mehr; mir ist, das könnten andere auch; zum Teil bin ich nicht mehr der alte, ich habe den größten Teil meiner freudigen Kraft verloren. Auch jetzt fehlt es mir, daß, was jetzt noch entsteht, keinen Widerhall in Constanzes Herzen findet; es sind opera posthuma. Es ist mir alles wie posthum, was jetzt noch in mein Leben tritt, die neuen Bilder, die an meinen Wänden hängen, die neuen Bücher, die ich gelesen habe; namentlich wenn ich in die ungebraucht stehenden Gastzimmer meines Hauses trete, so muß ich in Gedanken zu mir sagen, das sind die Zimmer nach ihrem Tode.“ —

Als im Herbste 1868 die erste sechsbändige Gesamtausgabe seiner Schriften bei Westermann in Braunschweig erschien, sagte der Dichter: „Das ist mein

Testament. Seit vorigem Frühjahre schweigt alles in mir; ich habe zu viel Sorgen und Grimm in mir zu verarbeiten."

Im Herbste 1866 verließ Storm die Süderstraße und bezog ein altes, geräumiges Haus der Wasserreihe, in dem sich auch die Landvogtei befand. Ein kleiner, freundlicher Garten, in dem die Kinder spielten und die Eltern nachmittags ihren Tee tranken, umgab das Haus. Oft spricht Storm in seinen Briefen von diesem Garten, in dem sich ein großer Teil des Sommerlebens abspielte.

„Tante Do und ich sitzen in der Laube," heißt es in einem Briefe an seinen Sohn Hans, „und beenden unsere Briefe. Das sind Sommertage! Der Garten funkelt nur so von Rosen und frischem Laubgrün. Lute, in beiden Händen das Buch haltend, geht laut lernend um das große Rosenbeet herum. Ebbe und Dette sind mit dem Kindermädchen zum Markte; eben schwipsen Anna Pietsch und Lite durch den Garten — Sommerstille."

„Der Frühling ist so schön," lesen wir in einem anderen Briefe, „daß man in diesem Augenblicke den Nachmittagsteetisch im Garten rüstet. Gegenüber die Wand mit den Schattenmorellen ist bedeckt mit Blütenschnee, der täglich zu Dodos Freude von überwinterten Schmetterlingen, sogar von einem großen Pfauenauge besucht wird. Auf dem Steinberge ist eine Erinnerung an unsere Waldtour, die Primel, wieder da. Dette sagt, sie röche nach Honig. Die Schwalben zwitschern lebhaft: aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit."

Sein Arbeitszimmer in dem neuen Hause hatte Storm sich besonders behaglich eingerichtet. Die Decke von dunkelem Eichenholze paßte gut zu den roten, von Bücherschränken und -regalen umstandenen Wänden. Durchs Fenster, an dem ins Zimmer hinein der einfache Schreibtisch stand, blickte man in den Garten; ein Fliederbaum grüßte ins Zimmer.

„Ich wollte, Du säßest hier bei mir," schreibt Storm seinem Sohne Hans, „wo mir die lichte Morgensonne so ins Fenster scheint; draußen das junge Grün. Die Dichtung dieses Stübchens ist nicht meine schlechteste."

Nur einmal hat der alte Johann Casimir es über sich gewinnen können, den Sohn in seinem neuen Heim zu besuchen. Ernst mußte ihn holen und wieder nach Hause bringen. Beim Abendessen brachte der alte Mann bewegten Herzens einen Trinkspruch auf Eltern und Kinder aus, sie möchten noch lange froh und gesund im neuen Hause zusammen leben. Dabei übermannte ihn die Rührung so, daß er die Tränen nicht zurückzuhalten vermochte. Sein Sohn Theodor setzte sich ans Klavier und begann zu spielen, um die Rührung zu verdecken.

Aber am Geburtstage des Alten versammelten sich seine Kinder und Enkel um ihn zu einem fröhlichen Feste. Der Großvater war an diesem Tage immer besonders heiter. Abends wurde ein großer Puter verzehrt, den der gleichalterige Freund, Peter Nahne, auf der Insel Nordstrand als regelmäßiges Geburtstagsgeschenk sandte. Der den Puter begleitende Brief begann stets: „Anbei ein schönes Huhn."

Im Sommer 1867 lernte Storm bei einem Besuche in Kiel den Verfasser des Quickborn, Klaus Groth, kennen, und fand in seiner Persönlichkeit wieder, was ihn in seinen Dichtungen erfreute. Auch Groths anmutige und liebenswürdige Frau entzückte ihn. Sie musizierten zusammen, und Frau Groth begleitete Storm beim Gesange. Er erzählte später oft, wie Groth einmal, während Storm sang, im Zimmer auf und nieder gegangen sei und immer wieder ausgerufen habe: „Theodor, dat is ja as Öl, dat is ja as Öl!“

Auf einem Spaziergange in der Umgegend Kiels sollen Storm und Groth sich darüber unterhalten haben, ob sich die plattdeutsche Sprache für Hexameter eigne. Während sie noch darüber sprachen, begegnete ihnen ein Mann, der eine Herde Schweine vor sich hertrieb und ärgerlich rief:

Kiek een doch eenmal an, dat verdeubelte Beest is nu utneit!
Krieg ick di wedder to fat, gew ick di een mit de Pietsch.

Sehr belustigt dadurch, daß es gerade ein göttlicher Sauhirte war, der diese Verse sprach, gingen sie weiter.

In dieses Jahr fällt auch die Bekanntschaft mit Hermann Heiberg und Wilhelm Jensen. Schon als Kieler Gymnasiast hatte Jensen in begeisterten Versen Storm seine Verehrung kundgegeben.

„Ich habe Sie von frühester Kindheit an geliebt und verehrt,“ schrieb Jensen später an Storm, „und kein zweiter hat einen so innerlich tiefen Einfluß auf mich geübt wie Sie. Mein Dichtungsflämmchen hat sich an Ihrer Flamme entzündet. Meine ersten Sachen

waren sämtlich nur ein Nachhall der Ihrigen. Nachher sind unsere Arten auseinandergegangen, aber ohne Sie wäre ich nie zu der meinigen gelangt."

„Donnerstag waren Dr. Jensen und der junge Heiberg nebst Frauen bei uns;" heißt es in einem Briefe Storms vom Juni 1867 an seinen Sohn Hans, „es war ungemein behaglich. Leider mußte Frau Heiberg, eine Halbspanierin aus Carracas, nachmittags wieder fort. Die Übrigen blieben die Nacht, und Freitag fuhr ich mit nach Schleswig, wo es mir sehr gut ward. Das sind so kleine Oasen im werktäglichen Leben."

Storm blieb als Gast des jungen Jensenschen Ehepaars mehrere Tage in Schleswig. Jensen erzählt in seinen Heimat-Erinnerungen von diesem ersten Besuche eine köstliche Geschichte. „Ich holte aus dem Keller," heißt es da, „das Beste, was er enthielt, eine seit langem für besonderen Fall aufbewahrte Flasche Chateau d'Yquem vorzüglichsten Jahrgangs. Sie mußte jedem Kenner irgendwie Zeichen der Achtung abnötigen, Storm trank indes ein paar Gläser, ohne ein Wort zu äußern, noch eine Miene zu regen. Zuletzt konnte ich mich nicht enthalten, einmal zu fragen, ob der Wein ihm zusage, und er antwortete: ‚O ja, er könnte nur ein bißchen süßer sein.' Süßer als alter Yquem — mir ging's plötzlich wundersam auf, daß man dem Dichter des Oktoberliedes zu einem beliebigem Rebsafte einige gutgefüllte Löffel Zucker rühren mußte, um ihm ‚den Wein, den holden', zu seiner vollen Befriedigung herzustellen. Übrigens war er — darin völlig von Geibel

und Groth abweichend — eigentlich kein Wein-, sondern ein Teeliebhaber."

Die gegenseitigen Besuche wiederholten sich nun oft, bis Jensen 1876 nach Freiburg i. B. übersiedelte. Wenn Storm auch sein Versprechen, ihn dort zu besuchen, nicht erfüllt hat, so blieben sie doch im regen Briefwechsel und Austausche ihrer Dichtungen bis zu Storms Tode.

Den reichsten Stoff für Storms Lebensbeschreibung bieten die Jahre 1846 bis 1866. Danach floß sein Leben für den oberflächlichen Beobachter scheinbar still und gleichmäßig dahin. Aber an schweren inneren Erlebnissen fehlte es bis ans Ende seines Lebens nicht. Es war für den körperlich zarten Mann schwer, die Mittel für den Lebensunterhalt seiner großen Familie zu beschaffen. Seine Frau stand ihm zwar tapfer zur Seite. Aber die ersten Jahre ihrer Ehe, bis Frau Do, herausgerissen aus der Stille ihres bisherigen Daseins, sich mit ihrem ganzen Denken und Empfinden dem neuen Leben angepaßt hatte, waren schwer.

„Tante Do," schreibt der Dichter seinem Sohne Hans, „hat in unserer ziemlich verwilderten Wirtschaft so viel zu schaffen im Schweiße ihres Angesichts, daß ich sie tagsüber wenig zu sehen bekomme. Da Mutter nicht mehr lebt, so konnte mir keine liebevollere Hand gereicht werden, als die mir jetzt den Rest des Lebens verschönt."

Do vermochte sich anfangs in dem neuen Leben nicht zurechtzufinden. Eine quälende Angst, allen For-

derungen des Tages nicht gerecht werden zu können, bedrückte ihr Herz so schwer, daß sie nahe daran war, gemütskrank zu werden. Die Mühen und Arbeiten, denen sie sich freudig für die Kinder des geliebten Mannes unterzog, wären ihr wohl erleichtert worden, wenn Storm ihr zugleich mit den Mutterrechten auch den Namen „Mutter" hätte zuteil werden lassen. Dies erschien ihm aber wie ein Raub an der Toten. „Nenne Tante Do nicht Mutter," schrieb er einmal seinem Hans, „ich ertrage es nicht." Aber Hans schrieb eines Tages dem Großvater Esmarch: „Ich nenne Tante Do jetzt mitunter Mutter, weil dies meiner Ansicht nach ein besseres Verhältnis bedingt." Erst die Geburt einer Tochter — (4. 11. 1868) — löste die Schwermut. Das Problem der Stiefmutter hat Storm in seiner Novelle Viola tricolor behandelt und sich damit erlöst.

Der gesellige Verkehr beschränkte sich bald nicht mehr auf die Eltern und Geschwister. Es bildete sich ein großer Freundeskreis um den Dichter, mit dem er und Do bis ans Lebensende verbunden blieben. Zu ihren nächsten Freunden gehörte Graf Ludwig Reventlow mit seiner Familie. Er war zunächst Amtmann und später Landrat in Husum. Seine Wohnung befand sich im Schlosse, in dem Storm nur seine Gerichtsstube in einem sonnigen, freundlichen, nach der Gartenseite gelegenen Zimmer hatte. Der Dichter bedauerte oft, daß er darin nichts anderes als trockene Juristerei treiben könne.

Wilhelm Jensen, der mit Storm und dem Grafen Reventlow gleicherweise befreundet war, zeichnet in

seinen Heimaterinnerungen trefflich ihr gegenseitiges Freundschaftsverhältnis.

„Größere menschliche Gegensätze, als die beiden, waren kaum erdenkbar; in allem, dem äußeren Auftreten und inneren Wesen, den Anschauungen, Neigungen und Gewohnheiten gingen sie fast diametral auseinander. Reventlow war, frei von jedem törichten Adelshochmute, doch durch und durch aristokratisch, schneidig und sarkastisch, von ungemein scharfer Denkkraft und politischer Befähigung, fraglos zu einer weit bedeutenderen Stellung als der eines Landrats in Husum berufen und durch sein beiseite Geschobensein im Inneren ziemlich stark verbittert. Doch barg sich unter der hartspröden, mannigfach schrullenhaften Schale neben unantastbarer Ehrenhaftigkeit eine tiefe Empfindung, fast ein weiches Gemüt, so spöttisch er selbst gelacht haben würde, wenn jemand dies ihm zugemessen hätte. So entstand zwischen dem Landrat und dem Amtsrichter, dem Politiker und dem Dichter dennoch ein eigentümliches Freundschaftsverhältnis, das länger als zwanzig Jahre andauerte. Vielfach beklagten sie sich über einander, nannten sich wechselseitig oft unerträglich; Reventlow zeigte sich nicht selten geringschätzig gegen ihm besonders zuwiderlaufende Stormsche Novellen und ließ seinen Spott an ihnen aus. Aber er trug doch auch einen feinfühlig, für manches Poetische empfänglichen Sinn in sich, und sie blieben stets auf gutem Fuße, nicht allein weil der gesellige Verkehr in der kleinen Stadt sie fast ausschließlich auf einander anwies und sie sich gegenseitig als

Menschen achteten, sondern weil im stillen trotz aller Gegensätzlichkeit, oder vielleicht gerade um dieser willen, ein Unentbehrlichkeitsgefühl, das nahe an Liebe grenzte, sie zusammenhielt. Ich hatte Ludwig Reventlow schon als halben Knaben in Kiel gekannt, bin mit beiden, ungeachtet ihrer Artverschiedenheit, herzlich befreundet gewesen und habe manche sturmdurchheulte Nacht auf dem alten ‚Schloß am Meer' verbracht. Er, der jahrelang als Landrat darin hauste, wo nächtlich auf den Treppen und in dem weiten, leeren Raume aus alter Zeit eine kleine ‚Frau in Braun' umging, war mehr als ein Edelmann, ein Mann von edler, menschlicher Gesinnung; ich erhalte sein Gedächtnis mit treuer Pietät wie das eines noch Lebenden in mir fort und habe seinen Tod nicht weniger betrauert als den Theodor Storms."

„Ein so herzenswarmes, so zu harmlosem Frohsinn geneigtes Menschenkind wie diese Frau," sagte Storm von der Gräfin Reventlow, „ist in der Tat das Erquickendste, was man haben kann."

Ferner gehörten zum Stormschen Freundeskreise die Familien Tönnies und Cornils, die in den alten, früher zum Schlosse gehörenden Kavalierhäusern wohnten.

Man lebte in Husum nach Goethes Schatzgräberspruch:

„Tages Arbeit — abends Gäste,
Saure Wochen — frohe Feste."

Aufführungen des Gesangvereins, Vorlesungen in der Aula des Gymnasiums, Gesellschaften, Bälle, Theaterproben wechselten in buntem Durcheinander.

Einen gewissen Ruf erlangte allmählich die Nachmittags-Teestunde um 4 Uhr, zu der sich gern die vertrauten Stormfreunde einfanden, besonders im Winter, wenn das große Zimmer links vom Flur behaglich durchwärmt war. Wenn dann Storm, von seinem Mittagsschlafe herunterkommend, mit einem Buche in der Hand ins Zimmer trat, war meistens schon ein kleiner Freundeskreis versammelt. Nachdem zuvor etwas geplaudert und der Tee getrunken war, wurden die Lampen gebracht. Die geleerten Tassen mußten, weil es Storm so behaglicher dünkte, auf dem Tische stehen bleiben. Ehe Storm zu lesen begann, wurde an jeden der Zuhörer die Frage gerichtet, ob er auch bequem sitze, damit die Aufmerksamkeit nicht etwa durch eine Unbequemlichkeit abgelenkt würde. Vielleicht wurde noch einmal das Feuer im Ofen geschürt, und dann begann der Dichter mit leiser, wie von Musik getragener Stimme zu lesen. „Es klang immer, als würde das, was er vortrug, in der Ferne von einer Violine begleitet," erzählte Fontane.

Zweimal nahm Jean Becker, ein besonders liebenswürdiger Mensch, der mit seinem Florentiner Quartett ein Konzert in Husum gab, an einer solchen Teestunde teil, freilich ohne Tee zu trinken, weil ihm sonst abends beim Spiele der Bogen hüpfte. Auch andere fremde Gäste erweiterten mitunter den heimatlichen Kreis, wie Lepel, der Maler Magnussen aus Hamburg mit seinen Töchtern, Klaus Groth, Hans Hopfen und andere.

Kleine, anmutige Geschichten aus der Kinderstube belebten auch jetzt noch die Briefe an die fernen Lieben:

„Heute mittag fuhren Lisbeth, die Kindermagd Anna, Ebbe, Dette und Tute beim Amtsgerichte vorbei, wo ich am Fenster stand. Alsbald begann von Tute und Dette ein solches Winken und Paparufen, daß ich, um das Aufsehen auf der Straße zu vermeiden, nur flink meine Bude schloß und mit ihnen nach dem Schloßgarten kutschierte. Auf dem Wege trafen wir Reventlow, der mitgenommen wurde."

Ein anderes Mal erzählte der Vater: „In der Kinderstube fand ich eben Ebbe und Dette, letztere strickend, erstere unter strömenden Tränen vorlesend. Und was lasen sie? Viola tricolor! Ich hatte ihnen das Buch geschenkt, freilich für künftige Tage. Als sie fertig waren, kamen sie zu mir, und ich habe dann von Mutter mit ihnen gesprochen, in deren Gedächtnis ja auch das Buch geschrieben ist."

Im Herbste 1868 bezog Hans die Universität Kiel und ein Jahr später Ernst.

„Hast Du, mein alter Junge, wohl daran gedacht," schreibt Storm in seinem ersten Briefe an den jungen Studenten Ernst, „wie es gewesen sein würde, wenn Mutter noch lebte? Wenn wir nun zu Weihnachten Euch beide zurückerwartet, Euer Stübchen und alles für Euch in Bereitschaft gesetzt hätten und wenn wir dann abends nach Eurer Ankunft alle beisammen gewesen wären. Ich habe mir, da Ihr klein waret, diesen Augenblick des Glücks oft mit Mutter zusammen ausgemalt. Aber Deine Mutter hat Dir nicht das Geleit ins Leben geben können. Vergiß sie nie, lasse sie im Geiste noch bei Dir sein, wie sie es allzeit bei mir ist."

Der Vater hörte nie auf, das Gedächtnis der Mutter in seinen Kindern lebendig zu erhalten, sie war überall still dabei. Man muß es Frau Do hoch anrechnen, daß sie nicht nur immer freundlich zuhörte, wenn ihr Mann den Kindern von der Mutter sprach, sondern auch bei Gelegenheit selbst aus dem reichen Schatze ihrer Erinnerungen von der Toten erzählte. So gewannen auch die jüngsten Kinder, die ihre Mutter nie mit bewußten Augen gesehen hatten, ein lebendiges Bild von ihr, fast so, als hätten auch sie einst mit ihr gelebt. Frau Dos einziges Töchterchen sprach von der Verstorbenen ganz ernsthaft als von „mein ander Mutter“.

Im Mai 1869 erhielt Storm von dem österreichischen Dichter Julius von der Traun — (Reichsrat Alexander Schindler) — in Wien die verlockende Einladung, ihn im Sommer auf seinem Schlosse Leopoldskron bei Salzburg zu besuchen.

„Vielleicht,“ schreibt Storm seinem Hans, „schlüge nach einer solchen Reise — denke Dir, drei bis vier Wochen Sommerfrische auf einem Ahnenschlosse und der Schloßherr ein Poet wie ich — mein Pegasus noch einmal seine Flügel. Aber da es mir pro futuro düster ist, wie alles werden soll, muß ich diesen anmutigen Traum zerfließen lassen.“

Im Jahre 1871 erneuerte von der Traun seine Einladung. „Urlaub bekomme ich wohl,“ antwortete ihm Storm, „aber mir fehlen die silbernen Flügel. Nach solchen silbernen Flügeln will ich mich umtun.“

Die Einnahme für die ersten 5 „Zerstreuten

Kapitel“ sollte dem Dichter zu den silbernen Flügeln verhelfen. In diesem Buche, das anfangs unter dem Titel „Aus der grauen Stadt am Meer“ erscheinen sollte, wollte Storm aus Husums Vergangenheit, aus den Erzählungen der alten Großmutter Woldsen, über selbst Erlebtes und Geschautes aus der eigenen Kindheit berichten. Es sollte ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung werden.

Nach langer, sorgfältiger Arbeit wurde das Manuskript an Julius Rodenberg für seinen Salon abgesandt. Storm ging in den Tagen bis zum Eintreffen der Antwort Rodenbergs unter dem drückenden Gefühle einher, daß ihm diese Dichtung nicht gelungen sei. „Es ist,“ schrieb er seinem Sohne Ernst, „eine größere Aufgabe als ich dachte. Noch weniger als ein geschlossenes Dichtungswerk verträgt diese Art auch nur einen bedeutungslosen Satz. Liegt es an dem zu großen Schilderungsmaterial, an seiner unrichtigen Verbindung mit novellistischer Zutat, oder an dem Mangel persönlicher Frische und Kraft — es ist nicht, wie es sein sollte. Die Verbindung des Memoirenartigen mit dem frei Phantasierten erwies sich in der Ausführung als so schwierig, daß ich oft verzweifelte.“

Einige Tage später schickte Rodenberg das Manuskript zurück, das Storm völlig umarbeitete und an Westermann für seine Monatshefte sandte. Es wurde angenommen und sogar fürs erste Vierteljahrsheft aufgespart.

„Schönsten Dank, lieber Storm,“ schreibt Wilhelm Jensen, „für Ihre zerstreuten Kapitel. Der poeta hat

seine disjecta membra hier so fein zusammengelesen, daß kaum ein Glied an seiner ganzen Gestalt fehlt. Ich meine, man kann den kompletten Storm nirgend so bequem in die Tasche stecken, wie in diesem Büchlein."

Die silbernen Flügel für eine Reise nach Schloß Leopoldskron lagen nun bereit, und im August 1872 nahm Storm die freundliche Einladung an, zumal Bruder Emil ihm für die stark mitgenommenen Nerven Bergluft verordnet hatte. Es war die zweite und letzte größere Reise seines Lebens.

Eigenartig ist es, daß Storm in den Briefen an seine Angehörigen nur flüchtig über seinen Aufenthalt bei dem Dichter auf dem Alpenschlosse berichtet, während er länger und liebevoller bei seinem Besuche in Heiligenstadt verweilt.

„Also es ist morgens 8 Uhr," erzählt Storm am 11. August 1872 auf Schloß Leopoldskron seinem Sohne Hans, „draußen vor meinen offenen Fenstern, nahe dem Garten, liegt im Sonnenscheine ein kleiner See mit zwei Garteninselchen, dann folgt ein Streifen Wald, dahinter, als erhöbe er sich unmittelbar daran, in der Tat stundenweit entfernt, der gigantische Kranz der Alpen, von zartem Dufte umwebt. Auf dem See schwebt in einem Nachen Ludwig Scherff, denn auch er ist seit gestern Gast in diesem gastfreien Hause.

Wir leben hier wie Gott in Frankreich, nur ist mir Kaffee und Wein zu reichlich. Ich bin nicht geschaffen, mich ins Schlaraffenland hineinzuessen. Mit Schindlers fliegendem Gespanne — 5 Luxuspferde stehen im Stalle — geht es täglich in die Stadt oder in die wun-

derbare Gegend hinaus: zum Königsee, den wir ganz befahren haben, bis zum Obernsee nach Reichenhall, nach dem alten Schlößchen Hellborn, das mit seinen Wasserspielereien und Puppenmosaiken wie eine halb verschollene Sage daliegt, und Gott weiß wohin noch.

Auf der Hinreise fuhren Ludwig Scherff und ich zuerst nach Göttingen, von dort anderen Tages mit Ernst nach Heiligenstadt. Ich konnte doch nicht vorbeikommen ohne einzukehren. Dort blieben wir bei dem Strohwitwer Onkel Otto zwei Nächte. Als wir um 11 Uhr abends beim Weine auf seinem Hausflur saßen, ertönte plötzlich draußen vierstimmiger Gesang:

Hier in weiter, weiter Ferne,
Wie's mich nach der Heimat zieht.

Ich ging hinaus, da standen sie mit Lichten und Noten, viele vom alten Heiligenstadt und schüttelten mir die Hände. Alfred Westphal, einst ein männliches Sopranküken, jetzt bärtiger Student, Kollege Reymann und Frau, Rose Stein, auch zur Mühlen und Frau, sie waren alle sehr herzlich. Den zweiten Abend waren wir bei zur Mühlen eingeladen und saßen bis gegen Mitternacht bei einer Bowle zusammen. Klärchen von Byern und Frau Tielsch waren auch da, zuletzt kam noch Baderchen, ein seltsam vertrocknetes Seelchen. Es war die schönste Mondnacht, mir war seltsam zu Mute. Die Begrüßung mit Klärchen und ihrer Mutter, Mamachen Kaisenberg, war ebenso herzlich wie schmerzlich."

In den ersten Septembertagen kehrte Storm wieder

heim, wo ihn treue Liebe, aber auch die alten Sorgen erwarteten.

Wenn mir beim Beginnen dieser Arbeit die Liebe zu meinem Vater und die ehrerbietige Rücksicht auf ihn zu verbieten schien, das große Leid zu erwähnen, von dem er sich durch die Novelle Carsten Curator zu erlösen suchte, so gab mir später eine schon im 11. Kapitel angeführte Briefstelle von ihm den Mut und das Vertrauen, es dennoch zu tun, denn wie er dieses Kreuz getragen hat, gehört zu seinem Bilde.

„Ein Dichter, der an seinen Beruf glaubt, und das tue ich," schreibt Storm, „darf gerade sein Heiligstes dem Volke nicht vorenthalten. Ich glaube sogar, es ist das Kennzeichen eines echten Dichters, daß er es ohne Scheu hingiebt, vielmehr in dem Bewußtsein, dabei im Dienste des Großen und Schönen zu stehen."

Zur Sorge um das tägliche Brot gesellte sich bald die um seinen ältesten Sohn Hans, die mit den Jahren eine Kette von Kummer und Leid wurde. Hans stand dem Vater besonders nahe, weil er von den Kindern am längsten mit Constanze zusammengelebt hatte. Siebzehn Jahre alt bezog er die Universität Kiel, um Medizin zu studieren, und bald schon schrieb ihm sein Vater: „Mir ist, als sollte von Dir noch ein böser Stoß auf mein Herz kommen." Diese dunkle Ahnung erfüllte sich, denn Hans wurde Alkoholiker.

Aus welcher Tiefe der Vererbung tauchte das auf, was die Hand nach dem Frieden seines Kindes ausstreckte? Der Tropfen Blut, der aus dem Geschlechte seines Großvaters Storm auf ihn überkommen war,

mochte ein Teil seines Unglücks und vielleicht auch seiner Schuld sein. Wer vermag das da zu entscheiden, wo so schwer zu erkennen ist, was Ursache und was Wirkung gewesen sein mag. Jedenfalls hat er niemals einen ernstlichen Versuch gemacht, sich dem Dämon, der ihn gepackt hatte, zu entreißen.

Nach dem ungebundenen Studentenleben pflegen die jungen Leute den Leichtsinn abzuschütteln und verständig zu werden. Hans vermochte es nicht. Bei alledem besaß er kein Gefühl für den Vater und die Geschwister, er wich überall nur der Notwendigkeit. Storm bot alles, was in seinen Kräften stand, auf, um den Sohn zu retten. Aber alle Opfer, die oft des Vaters Kräfte weit überstiegen, alle herzlichen Bitten vermochten nicht, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen.

Wie gerne hätte Storm in solchen Zeiten tiefsten Seelenschmerzes seinen armen Kopf mit dichterischen Arbeiten verschont, aber die gebieterische Notwendigkeit des Broterwerbs zwang ihn dazu.

Lange Jahre hindurch legte er sich jeden Abend mit schweren Sorgen um die Zukunft seines Sohnes schlafen, und die Qual, die er so im stillen leiden mußte, war bisweilen so groß, daß ihm der Tod dagegen nur als eine Erlösung erschien. Oft bat er Hans in seinen Briefen, er sollte doch das Seine tun, um ihm sein Kissen etwas sanfter zu legen. „Es ist keine Sorge mehr," schrieb der Dichter im Januar 1875, „es ist ein Entsetzen, das mir das Blut vergiftet. Ich bin dem Unglücke gegenüber völlig machtlos."

Mitunter klopfte wohl die Hoffnung leise bei dem

treuen Vater an. So einmal, als Hans ihm zu seinem Geburtstage einen Strauß selbstgezogener Blumen schickte.

„An meinem Geburtstage erhielt ich viele Blumen," schrieb Storm seinem Sohne Karl, „sogar einen großen, selbstgebundenen Blumenstrauß von Hans. Der war mir der liebste, der von meinem Sorgenkinde, das doch an mich gedacht hatte. Sein Strauß steht frisch und leuchtend auf dem Geburtstagstische."

Ein andermal aber, bei der Abreise eines Neffen, der sein Glück in fremden Landen suchen wollte, schreibt er tief entmutigt: „O könnte ich unseren Hans noch einmal unter solchen Hoffnungen hinaussenden, aber

> Sein Schifflein, das liegt im Grunde,
> So still ist's rings in die Runde,
> Und über die Wasser wehts kalt."

Nachdem Hans mehrfach im Leben Schiffbruch gelitten hatte, sandte er vom Bord der Stadt Utrecht auf dem Wege nach Batavia in einem langen Briefe voll schmerzlicher Sehnsucht nach Liebe dem Vater ein selbstverfaßtes Gedicht, aus dem die Hoffnung auf ein neues, besseres Leben spricht.

> „Tropisch Regen niedertroff,
> Tropischer Verjüngungsstoff;
> Tropisch tropft der Regen nieder
> Und verjüngt die Erde wieder.
> Also zeitigt mein Gemüte
> Vollen Lebens kräft'ge Blüte,
> Wenn die Hoffnung warm tropft nieder
> Und verjüngt das Herze wieder."

„Es ist nicht nur ein gutes Gedicht,“ schreibt Storm, „es zeigt auch, was mir in ihm verloren geht, wenn die Rettung nicht mehr möglich ist.“

Noch einmal breitet die Hoffnung ihre Flügel aus, und in dem Manuskripte der Gedichte finden wir:

„An Hans.

Bald schon liegt die Jugend weit,
Komm' zurück, o noch ist's Zeit!
Seitab wartend steht das Glück —
Noch ist's Zeit, o komm' zurück!“

Aber leise schläft die Hoffnung wieder ein, und auf der nächsten Seite steht:

„Friedlos bist Du, mein armer Sohn,
Und auch friedlos bin ich durch Dich.
Wären wir, wo Deine Mutter ist,
Wir wären geborgen, Du und ich.

Sie legte wohl um ihr verirrtes Kind,
— Wenn die Toten nicht Schatten bloß —
Schützend und warm ihren Mutterarm
Und nähme Dein Haupt in den Schoß.“

Außer den „Zerstreuten Kapiteln“, die 1873 noch durch „Von heut und ehedem“ vermehrt wurden, schrieb Storm 1871 „Die neuen Fiedellieder“, eine kleine, zusammenhängende Erzählung in 10 Liedern, darunter fünf Strophen aus den alten Fiedelliedern. Durch Ludwig Scherffs schöne Kompositionen von Liedern aus Scheffels Trompeter von Säkkingen wurde Storm zu dieser Dichtung angeregt. Ein wahres Produktions-

fieber überkam ihn. Blatt für Blatt ließ er diese Lieder, gewissermaßen noch naß, vom Schreibtische zu Ludwig Scherff hinüberflattern, der sie komponieren wollte.

„Es ist nichts Großes,“ schrieb Storm seinem Sohne Ernst, „aber frisch sind sie, das wird niemand leugnen können, und sie lassen die alten Fiedellieder weit hinter sich.“

In einem Briefe vom 12. 7. 1871 an Ernst lesen wir: „Dein Urteil über die Fiedellieder ist wohl nur aus der liebevollen Sorge hervorgegangen, Dein Vater könnte seinen wohlverdienten Ruhm nahe seinem Alter wieder aufs Spiel setzen, denn kokett und gemacht sind sie nicht, sie könnten ja sonst nicht so frisch sein. Auch sind sie ohne Bestellung gemacht. Sie sind alle aus dem innersten Behagen herausgeschrieben, Nr. 6 und 9 in einer Nacht und derart, daß ich immer wieder aus dem Bette sprang und bei der Nachtlampe eine neue Strophe hinkritzelte. Die sechs Strophen von Nr. 10, doch gewiß ein hübsches und herzliches Lied, entstanden in etwa fünf Minuten, als ich zur Erholung aus unserem Gerichte in die Allee hinter den Gärten der Süderstraße hinaustrat. Die glückliche Stimmung erfüllte auch mich damals. Freilich sind die Lieder wohl stellenweise zu frisch.“

Die neuen Fiedellieder erschienen im Augusthefte des Salons mit einer kleinen Einleitung und einer Widmung an Ludwig Scherff.

„Ich denke mir den Augenblick köstlich,“ schreibt Storm an Hans, „wenn ich Anfang August, dann werde ich bei Scherffs sein, das betreffende Salonheft

wie ein Schwert unterm Rocke hervorziehe und Ludwig, aber laut, den kleinen Artikel zu lesen bitte.“

Die Sommerferien wurden oft in dem von Wald und Wiesen umgebenen Dorfe Hademarschen bei Bruder Johannes verlebt. Einen anmutigen Waldausflug dort schildert Storm in einem Briefe vom 6. 8. 1870 seinem Sohne Hans.

„Gestern, mein alter Hans,“ heißt es da, „war der anmutigste Tag, den ich seit lange erlebt habe. Annettes[1]) Geburtstag wurde mit einer Waldtour gefeiert. Auf drei Wagen fuhren wir um 2 Uhr nachmittags davon. Erster Wagen: Onkel Kühl und ich, drei seiner Söhne und sein Neffe, der Tertianer Brandt aus Rendsburg. Zweiter Wagen: Tante Rieke[2]), Do mit Ebbe, Anna, Ernst und Onkel Otto Jensen als Fuhrmann. Dritter Wagen (ein Blockwagen) gefahren von dem Müller. Alles saß auf Strohsäcken: die beiden Lucien, Helene und sonstiges Grünes. Fünfundzwanzig Personen waren es im ganzen. Zwei Stunden fuhren wir in exemplarischem Staube und Hitze, Kessel und Grapen[3]), Kartoffeln und Kaffee und Gott weiß was noch auf den Wagen. Endlich kamen wir in eine hügelige Waldlandschaft, fast wie bei Heiligenstadt. Kurz vorher, bei einem einsamen Hause, hielten wir und füllten die großen, mitgenommenen Blechgefäße mit Wasser; die Knaben mußten sie abwechselnd über den Wagen hinaushalten. Noch eine Viertelstunde

[1]) Pensionärin von Johannes Storm.

[2]) Johannes Storms Frau, Frau Dos Schwester.

[3]) Gefäße aus Steingut.

durch Busch und Felder, dann ging es auf ungebahnten Wegen in den Wald hinein durch blühende Heide und hohes Gras, zur Seite der Wald auf mäßigen Höhenzügen: Buchen, Eichen und Birken. Wo aber war der ‚tiefe Grund‘, das Ziel unserer Reise? Wir hatten uns natürlich verirrt. Da gewahrten wir zwei Holzarbeiter auf einer sanft ansteigenden Höhe, die fragten wir. Die Wagen mußten umkehren. Wir aber stiegen aus und brauchten nur über die Höhe zu klimmen, um in den tiefen Grund zu gelangen. Ein ziemlich großes Tal, rings von bewaldeten Höhen umschlossen, lag vor uns. Man sah es, bis hierher war die Kultur noch nicht gedrungen. Hohes Gras, blühende Heide, dazwischen Buchen- und Ebereschengesträuch bedeckten den Boden des Talkessels, man mußte überall durchs Gekräute waten. Hier wurden die Pferde abgeschirrt und an Bäume gebunden, hier bauten wir unsere Hütten. Du hättest das bunte Getümmel sehen sollen, als die Kinderschar vom Blockwagen herunterkrabbelte. Dennoch war in dieser Wildnis zu unserer Bequemlichkeit eine Spur von Menschenhänden. Von einem vor etwa zwanzig Jahren hier abgehaltenen Sängerfeste war an einem Rande des Talkessels, der gerade jetzt im Schatten lag, ein großer Rasensitz unter Buchen in Form eines römischen Trikliniums. Darauf wurden nun Tücher und Decken ausgebreitet und, wer müde war, lagerte sich darauf. Die Übrigen trugen mit großer Geschäftigkeit alle Geräte und Lebensmittel in die Mitte des Trikliniums. Dann wurde ein Feuerplatz unter einem Kranze junger Eichen ausgesucht, ein

Feuerloch gegraben, vorsichtig die dünne Moosdecke abgestochen und ein Eimer mit Wasser zum Löschen danebengestellt. Onkel Kühl kommandierte alle Krinolinen nebst den weiblichen Wesen, die darinsaßen, ‚drei Schritte vom Feuer!‘ Aber im Kreise dieser drei Schritte stand dann nun auch alles wie eine Mauer herum. Welch ein Vergnügen, ein Feuer im Walde brennen zu sehen, ein Feuer, worauf der Kaffeekessel kochen sollte. Dann wurden zwei Gabeln und ein Querholz gesucht, um den Kessel daraufzuhängen. Was das für eine Hitze war, was da für Schweiß vergossen wurde und wie äußerst anmutig das war, ist garnicht zu beschreiben. Hurra, das Wasser kocht! Nun kniet Annette sittig hin, und ihr blaues Halsbändchen weht dabei in einem Zephir, der vorüberflattert, und tut den Kaffee in den Kessel. Jetzt wird der Stock, an dem er hängt, über dem Feuer gehalten, denn der Kaffee soll nur dreimal leicht aufkochen. Sie haben Taschentücher über dem Kopfe, darunter vergießen sie Ströme von Schweiß. Da braust der braune Schaum schon aus der Tülle! Schnell fort vom Feuer, aber noch einmal und noch einmal — nun ist er fertig. Darauf erscheint ein Ausdruck tiefer Befriedigung auf allen Gesichtern. Wie das schmeckt! Schon beginnt die Jugend die Höhe uns gegenüber zu erklimmen, da krabbelt bereits die ganze Kette. Was das für ein Lachen und Geschrei ist, denn der Boden ist glatt und hier und da purzelt einer und reißt den andern mit hinab. Die dicke Ebbe ist unermüdlich, Lute, in höchster Aufregung, sieht man mit beiden Armen durch die Luft fechten. Endlich haben

alle die Höhe erreicht und nun sitzen sie oben unter den Bäumen im Heidekraute, binden und flechten Kränze von Eichenlaub und schmücken die Kinder damit."

In dieses Friedensidyll traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland. Alle Beamten wurden auf ihre Posten gerufen, und auch Storm mußte nach Husum zurückkehren. Frau Do und die jüngsten Kinder blieben einstweilen in Hademarschen, während sich der Vater Lisbeth und Karl zum Troste mit nach Hause nahm.

„Das sind schlechte Ferien," klagt Storm, „die Welt ist so schön, aber in alle Gedanken kriecht einem der Krieg. Eine so frevelhafte Kriegserklärung hat es wohl kaum je gegeben, aber der böse Nachbar denkt Deutschland zu zertreten, ehe es ganz ausgewachsen ist. Was mich hauptsächlich beherrscht und alles andere verschlingt, das ist der Ekel, einer Gesellschaft von Geschöpfen anzugehören, die außer den übrigen, ihnen von der Natur auferlegten Funktionen des Futtersuchens, der Fortpflanzung usw. auch die mit elementarer Stumpfheit ausübt, sich von Zeit zu Zeit gegenseitig zu vertilgen. Das Bestehen der Welt beruht darauf, daß alles sich gegenseitig frißt, oder vielmehr, der Mächtigere den Schwächeren. Den Menschen als den Mächtigsten vermag keiner zu fressen, also frißt er sich selbst und zwar im Urzustande buchstäblich. Dies ist die eigentliche Ursache der Kriege, die sogenannten Ursachen sind nur die Veranlassungen. Keine Zivilisation wird, ja darf das je überwinden. Aber niederdrückend

ist der Gedanke. Ist er richtig, so ist schon der Umstand, daß man ihn fassen kann, doch wieder ein Beweis, daß wenigstens der Einzelne sich über diesen Zustand erheben kann.

Ich bin natürlich auch zu Schutz- und Trutzliedern aufgefordert worden, aber leider drückt zu vieles meine Begeisterung nieder. Der Singverein giebt ein Konzert zum Besten der Verwundeten."

Im Jahre 1871 entschloß sich Karl, der stille Musikant, zum Studium der Musik. Dazu ging er mit seiner Cousine Lucie Storm zusammen nach Leipzig. Karl Reinicke versprach, sich der beiden jungen Menschen anzunehmen und hat es auch getan. Karl wurde im Elternhause sehr vermißt. „Es giebt wenig Menschen," schrieb Storm an Ernst, „mit denen es sich so anmutig leben läßt, wie mit Karl."

Nun studierten die drei Söhne, und seit sie das Elternhaus verlassen hatten, glaubte der Vater, die beste Zeit seines Lebens sei vergangen. Das Haus in der Wasserreihe wurde noch durch fünf heranwachsende Töchter belebt, und die Geldsorgen mehrten sich. „Wir müssen uns im Sparen raffinieren," ermahnt Storm seine Söhne, „vergeßt nur nicht, daß, sowie ich die Augen schließe, die Geldquelle versiegt." Wenn auch der allzeit getreue Großvater Storm nicht aufhörte, still mitzusorgen, so mußte Storm doch fast alles, was er zum Studium der Söhne gebrauchte, neben seinem Gehalte beschaffen, d. h. mit seinen dichterischen Arbeiten verdienen oder borgen.

„Ich sagte Dir," schrieb Storm am 22. 6. 1872

seinem Karl, „daß ich wieder eine große Summe von der Sparkasse habe anleihen müssen. Als der Beutel mit dem geliehenen Gelde ins Haus kam, wurde die kleine Dodo, die uns vorher von Geldsorgen hatte sprechen hören und ihrer Mutter schon von ihren Spargroschen aufgedrängt hatte, ganz erregt. ‚O Mutter,‘ hat sie ein über das andere Mal gerufen, ‚wie sind wir nun glücklich!‘ Das kleine Ding ahnte nicht, daß mit dem schweren Beutel eine neue Last auf ihres Vaters Schultern gelegt wurde. In diesem Quartale beträgt meine Amtseinnahme 523 Taler, meine Ausgabe 1050.

Wenn Du wüßtest, was es heißt, jeden Frühlingsmorgen mit Kummer und Nahrungssorgen zu begrüßen! Ich bekomme jedesmal einen Schrecken, wenn ich Gedanken und Sorgen bei mir verarbeitend immer aufs neue mein heißes Kissen wieder umwende und dann plötzlich im ersten Morgenschimmer im Garten nebenan erst eine Schwalbe oder ein Spatz seine Stimme wie ein kleiner Trompeter erhebt und dann auch sogleich alle unsere Spreen im ganzen Chor einfallen.“

Die Spannkraft seiner Natur ließ Storm jedoch nur selten und nur für Augenblicke verzagen. „Vorwärts ruft uns das Leben zu, es schenkt uns nichts!“ oder „Man muß sich immer zu fassen suchen, man darf nicht verzweifeln!“ Mit solchen Worten sprach er sich selber Mut zu, das schwere Leben immer wieder von neuem anzugreifen.

Er lebte ja nicht nur sein eigenes Leben, er lebte zugleich das Leben aller seiner Kinder; ihr Leid war sein Leid und alle ihre Freuden fanden in seinem Herzen

einen frohen Widerhall. „Sein eigenes, schweres Herz zu tragen, hält mitunter sauer,“ sagte Storm, „das seiner Kinder zu tragen, wenn man ferne ist, ist noch schwerer.“

Wie die Jahre gingen, so gingen auch leise einer von den Alten nach dem andern aus diesem Leben, die so treu über Storms Jugend gewacht und auch den Enkelkindern unermüdlich fürsorgend zur Seite gestanden hatten.

1873 wurde Großmutter Esmarch, die Storms erste, unsichere Schritte ins Leben leitete, in der alten Familiengruft beigesetzt. Dort ruhte sie von der Wirrsal ihrer letzten Lebensjahre aus. Sie starb in der Irrenanstalt zu Schleswig.

„Sie ist,“ schrieb Storm, „obgleich Mutter von vielen, noch lebenden Kindern, in ihrer Todesstunde alleine unter Fremden gewesen. Das ist der Schluß eines Lebens, das mit einer selten freuden-, gesangesreichen und vielbewegten Jugend einst begann. Ich sehe sie noch lebhaft vor meinem inneren Auge, wie sie sich einmal strahlend von Jugend und Heiterkeit, in eine für mich — ich bin vielleicht sechs Jahre alt gewesen — hergerichtete Schaukel setzte.“

Lisbeth stieg bei dieser Gelegenheit in die Gruft hinunter, um einen Kranz von Zypressen auf den Sarg ihrer Mutter zu legen.

In der Nacht vom 14. auf den 15. September 1874 starb der gute, alte Johann Casimir Storm, der Mann mit der hilfreichen Hand und dem warmen Herzen. Er starb in derselben Mitternachtsstunde, in der ihm vor 57 Jahren sein ältester Sohn geboren wurde. In der

letzten Stunde umstanden seine treue Lebensgefährtin, seine vier Söhne und sein Enkel Ernst Storm sein Lager. Sein jüngster Sohn Emil beobachtete ihn als Arzt, während er bisweilen sein Schluchzen in des Vaters Sterbekissen erstickte. Der Kranke schlief zuletzt noch sanft, dann, ohne daß er sich gerührt oder nur das Gesicht bewegt hätte, hörte er zu atmen auf. Emil hob den Kopf von seinem Munde und sagte: „Wir haben ihn gehabt.“ Einmal noch war er aus seinem Schlummer erwacht und hatte gefragt: „Was nun?“ Das waren seine letzten Worte.

„Und diese Frage hat er uns Lebenden zurückgelassen,“ sagte Theodor Storm, „aber wir wissen keine Antwort.“

An einem Sonntage wurde der alte Storm bestattet, und zwar in einem Grabe mit der trefflichen Urgroßmutter Federsen, die er so sehr verehrt hatte und neben der er ruhen wollte. Viele vom Lande, von den Inseln und aus der Stadt folgten in Liebe und Dankbarkeit seinem Sarge, und die Worte, die der Geistliche an seinem Grabe in den klaren Herbsttag hinaussprach: „Ist einer in dem großen Kreise, der dieses Grab umsteht, der es nicht bezeugen könnte, daß er treu gewesen ist?“ fanden freudige Zustimmung in aller Herzen.

„Ja, mein lieber Junge,“ schreibt Storm seinem Sohne Karl am 30. 9. 1874, „Dein alter Großvater ist zur Ruhe, er geht nur noch in unserem Herzen um. Bei mir ist er dort jetzt neben Eurer Mutter. Der Garten in der Hohlen Gasse mit seinem alten Gestrüppe und dem breiten Schatten des Ahorns ist mir jetzt ein rechter

Garten der Vergangenheit. Wenn ich dort alleine bin, so ist mir immer, als müßten mir aus dem Untergarten geliebte Tote entgegentreten, wie Eure Mutter es getan hat, als sie noch schön und lebend war. Oft, wenn ich mich besinne, fühle ich, daß Großvaters Tod recht schwer auf mir lastet; mir ist, als sei mir selber das Grab unendlich nahe gerückt."

1869 gab Storm eine Sammlung deutscher Gedichte unter dem Titel: „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" heraus. Im behaglichen Zimmer beim traulichen Scheine der Lampe wurde abends mit Frau Dos und der erwachsenen Kindern Hilfe das Material gesichtet, die Gedichte vorgelesen und abgeschrieben.

Über das Hausbuch schreibt Storm am 4. 5. 1870 an Ludwig Pietsch: „Die Arbeit hat mich in allerlei interessante Beziehungen gebracht. So zum Reichsrate Schindler in Wien (Julius von der Traun als Dichter), so mit Solitaire vier Wochen vor seinem Tode, so mit Ada Christen, von der der Kleinstädter viel Wahres gesagt hat, nur nicht die Hauptwahrheit, daß sie in ihrem kleinen Finger mehr vis lyrica hat, als alle bei unseren Zeitschriften engagierten Lyriker zusammen in ihrem Leibe, so mit Hans Hopfen."

Das Hausbuch wurde wohl auch die Brücke zu den Herzen seiner jungen Freunde Ferdinand Tönnies und Hans Speckter. Tönnies benutzte schon als Knabe gerne die Gelegenheit, seine Schwester Lisbeth aus dem Hause in der Wasserreihe abzuholen, weil ihm das Dichterheim geheimnisvoll und interessant war. Als Ernst dann im Herbste 1869 die Universität bezog, bat Storm

den jungen Primaner, dessen Stelle zu vertreten und ihm beim Lesen der Korrekturbogen zu helfen.

Hermann Heiberg erklärte sich bereit, den Verlag des Hausbuches zu übernehmen, aber schließlich ließen seine Mittel es nicht zu. So kam es 1869 bei Mauke in Hamburg heraus. Sehr beglückt schreibt der Dichter über eine Besprechung in der Wiener Presse von 1869, die seinem Hausbuche unter allen derartigen Sammlungen den ersten Platz einräumte.

1874 wurde eine neue, mit Bildern versehene Ausgabe vorbereitet. Hans Speckter, der Sohn des bekannten Zeichners Otto Speckter, wurde mit Anfertigung der Bilder beauftragt und sandte bald schöne Entwürfe. Es entspann sich ein eifriger Briefwechsel zwischen Storm und Speckter. Der Dichter malte dem Künstler mit Worten die Bilder zu den Liedern seiner Lieblingsdichter, die ihm seine Phantasie vorzauberte. Besonders um Eichendorff war es ihm zu tun.

„Die Illustration wertvoller Dichtungen," schreibt Storm am 7. 3. 1874 an Speckter, „halte ich für eine herrliche Sache. In puncto Eichendorff, so hat er mit Elfen und dergleichen nichts zu tun. Das Romantische — das Wort sei gestattet — in ihm liegt in der Stimmung; in der Stimmung der Vergänglichkeit, der Einsamkeit, wo die Dinge eine stumme Sprache führen. Musikalisch ist diese Stimmung noch schöner in dem ‚Es rauschen die Wipfel und schauern' von Schumann und in dem ‚Aus der Heimat hinter den Blitzen rot' ausgesprochen. Diese Stimmung ist unendlich viel tiefer, als sie durch Elfen oder dergleichen Verkörperungen

ausgesprochen werden könnte. Die geistige Atmosphäre ist die des 18. Jahrhunderts. Lassen Sie uns sehr behutsam mit Eichendorff sein. Lesen Sie doch etwa sein ‚Marmorbild‘ oder ‚Die Glücksritter‘ noch einmal.

Was meinen Sie zu folgendem Bilde? Mondnacht, rechts im Schatten unmittelbar vor dem Beschauer ein Park, Springbrunnen, weiße Statuen, vielleicht ein Stück durch die Bäume lugend. Der irgendwo eingeschlafene Pfau darf nicht fehlen. Links Aussicht in ein weites Tal, wo ein Strom in die dämmernde Mondferne hinausgeht. Vielleicht noch besser statt des Mondes ein Gewitterschein, der das Ganze beleuchtet, schwüle Sommernacht. Ich bin sehr neugierig, einen Versuch von Ihnen zu sehen.“

Weihnachten 1874 kam Speckter nach Husum, um sich mit Storm über die Stellung der Bilder im Texte zu besprechen. Tannen- und Weihnachtskuchenduft umfingen ihn beim Eintritte in das Dichterhaus. Während seines kurzen Besuchs begleitete er Storm auf seinen Amtsfahrten über Land, und dabei wurde eine Freundschaft geschlossen, die bis zum frühen Tode des jungen Künstlers währte.

„Allerschönsten Dank, lieber Storm,“ schreibt Paul Heyse, „für Ihr Hausbuch. Das ist gerade die Sorte von Illustrationen, die mir zusagt. Keine ausgeführten Genrebilder, die das Werk des Dichters stören oder gar Lügen strafen, wenn die Malerphantasie ganz andere Züge hingeträumt hat, als dem Dichter vorschwebten, sondern Vignetten mit charakteristischen Andeutungen, Landschaften und Portraits.“

Elwin Paetel übernahm 1870 mit seinem Bruder Hermann zusammen die Verlagsbuchhandlung Dunckers unter der Firma Gebrüder Paetel, in deren Verlag 1872 Storms Einzelnovellen übergingen. Der erste Abdruck der neuen Dichtungen erschien von jetzt ab abwechselnd in Rodenbergs Deutscher Rundschau oder in Westermanns Monatsheften.

Bald erkannte Storm, daß seine Produktionskraft sich nicht nur erhalten, sondern sich in Breite und Tiefe noch gesteigert hatte. Seit 1875 zeitigte jedes Jahr eine oder mehrere dichterische Arbeiten, trotz des Kampfes ums tägliche Brot und der sonstigen mannigfachen Sorgen.

„Wenn Sie sich wundern," schrieb Storm in bezug auf seinen Kummer um seinen ältesten Sohn an Hans Speckter, der sein vertrautester Freund geworden war, „daß ich dabei künstlerisch schaffen kann, so haben Sie recht. Aber außer dem, was mich äußerlich und innerlich dazu drängt, läßt mich das Leben mit und das Sorgen für die andere große Familie nicht immer das Auge auf diese dunkle Seite meines Lebens richten."

Nach Vollendung der fünf „Zerstreuten Kapitel" hat Storm bis zu seiner Übersiedelung nach Hademarschen im Jahre 1880 folgende Prosadichtungen geschrieben: „Draußen im Heidedorf" und „Zwei Kuchenesser der alten Zeit" 1871, „Beim Vetter Christian" 1872, „Von heut und ehedem" und „Viola trikolor" 1873, „Pole Poppenspäler" 1873—74, „Waldwinkel" 1874, „Ein stiller Musikant" 1874—75, „Psyche" und „Im Nachbarhause links" 1875, „Aquis submersus"

1875—76, „Von Kindern und Katzen und wie sie die Nine begruben“ und „Meine Erinnerungen an Eduard Mörike“ 1876, „Karsten Kurator“ 1877, „Renate“ 1877—78, „Zur Wald- und Wasserfreude“ 1878, „Im Brauerhause“ 1878—79, „Eekenhof“ 1879, „Die Söhne des Senators“ 1879—80.

Über das Ereignis, das in der Novelle „Draußen im Heidedorf“ von Storm dichterisch gestaltet wurde, schrieb er am 17. 5. 1866 an Dorothea Jensen, seine spätere Frau:

„Ein junger Mann, der sich durch Liebschaften und Schulden sein Leben anscheinend unheilbar zerrüttet hatte, war seit einigen Tagen verschwunden. Ich ließ alle Trinkgruben und Brunnen des Dorfes absuchen, und heute ist er bei Rantrum tot in einer Trinkgrube gefunden worden. Die Frau ist guter Hoffnung. Gestern abend kam ich von der traurigen Fahrt zurück. Es war der Leichnam eines stattlichen jungen Mannes, der am Rande der öden Mergelgrube lag. Von dort fuhren wir nach Rantrum. Ich vernahm zuerst die junge Frau, die er nicht geliebt, aber geheiratet hatte, um mit Beihilfe ihres Geldes den väterlichen Besitz aufbessern zu können, und dann das bezaubernde, in süßester Jugendfrische blühende Mädchen, das er schon, da es noch fast ein Kind war, geliebt, und um das er sich, mir ganz unzweifelhaft, den Tod gegeben hatte. Sie war, wahrscheinlich auf Antrieb seines Vaters, von ihrer Mutter fortgeschickt gewesen, aber, nachdem seine Ehe ein Jahr lang gedauert hatte, zurückgekehrt. Nun ist er wieder zu ihr gegangen und hat sich aus diesen wunder-

baren Augen Leidenschaft und Tod getrunken. Einen Tag vor seinem Selbstmorde ist er nach ihrer Angabe zuletzt bei ihr gewesen, auffallend niedergeschlagen, und hat gesagt, er halte das Leben zu Hause nicht mehr aus, es brächte ihn unter die Erde. Dann ist er eines Abends um 9½ Uhr im Arbeitsanzuge in der Dunkelheit fortgegangen, hat zu seinem zehnjährigen Bruder ein letztes Wort gesagt, das dieser nicht verstanden hat, und ist geradeswegs nach der eine Viertelstunde entfernten Grube gegangen, denn die Uhr, die wir aus seiner Tasche zogen, stand auf ¾10. Die Frau, die ihn sehr geliebt und ihm, wenn überhaupt, nur milde Vorwürfe gemacht zu haben scheint, hatte ihn abends, als sie bereits im Bette lag, auf die Außendiele treten, dann aber an der Stubentüre vorbei wieder aus dem Hause gehen hören. Das junge Mädchen schien beim Verhöre eigentlich nur von Angst vor irgend einer kriminellen Verantwortung erfüllt zu sein. Sie war in höchster Aufregung, aber von Schmerz um den Toten gewahrte ich nichts, obgleich seine Leiche eben durchs Dorf gefahren wurde.

Wie wunderbar ist es doch, daß ein Mensch dem andern die ganze Welt sein, daß er die ganze Welt nur durch ihn haben kann.

Da hast Du das Drama einer Leidenschaft auf dem Lande. ‚Ach Gott, führ' uns liebreich zu Dir!' schließt Eichendorff ein Lied, das ich Dir vorsingen werde, und damit will auch ich in Deinem Sinne, mein geliebtes Kind, diese Mitteilung schließen."

„Meinen Vetter Christian," erzählte Storm, „hat

mich ein Hauch aus dem achtzehnten Jahrhundert, der, noch über meinen Knabenjahren hinstreichend, mir einen Eindruck der damaligen, in sich befriedigten Gesellschaft hinterließ, schaffen helfen.“ Er selbst nannte diese Dichtung ein kleines Kabinettstück. Mit besonderem Behagen schuf er die Figur der alten Karoline, an der auch seine Kinder, wenn er ihnen die eine oder andere humoristische Szene im Kinderzimmer vorlas, innigen Anteil nahmen.

„Mir hat ‚Von heut und ehedem‘ im Vereine mit dem ‚Vetter Christian‘ besonders zugesagt,“ schrieb Wilhelm Jensen an Storm, „ersteres noch mehr als letzteres. Das ist die alte Mutter Vergänglichkeit, wie sie leibt und lebt und uns die Backen streichelt mit ihrer weichen Hand, ohne daß wir es merken, wie jede ihrer Liebkosungen uns eine Runzel im Gesicht hinterläßt. Und immer ist es doch die Sonne Homers, immer, immer! Die Leute nennen so etwas eine hübsche, interessante, spannende oder langweilige Geschichte, aber Sie und ich, lieber Freund, wissen, was es eigentlich ist.“

Über „Pole Poppenspäler“ schreibt Wilhelm Jensen unterm 3. 11. 1875 an Storm: „Ich habe meiner Frau Ihren Pole Poppenspäler mit herzlicher Freude an dem braven Nasenkasperle und dem alten Ziehen der Marionettendrähte zusamt dem Dialekt-Töchterchen vorgelesen. Mich aber hat der Gedanke nicht dabei verlassen, daß wir allesamt selbst ein Puppenspiel, und zwar mit höchst zerbrechlichen Figuren, darstellen, die über länger oder kürzer einmal, weil an ihrer höchst sinnreichen Maschinerie etwas in Unordnung geraten

ist, in den Kasten gepackt und, wie einige glauben, auf den höchsten Boden hinaufbefördert, wie ich dagegen mit Ihnen annehme, einfach auf den allgemeinsten Boden hinunterbefördert werden."

Julius von der Traun nennt diese Novelle eine liebliche und quellenrein fließende Erzählung, die, da sie den Problemen aus dem Wege gehe, ihren Einzug mitten in die jungen und alten Herzen hielte.

Von der Novelle „Waldwinkel" erzählt der Dichter: „Ich habe den Stoff dazu, d. h. die Urzelle, schlankweg aus der Wirklichkeit geschaffen. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, auf die ein Schullehrer, ihr Stiefvater — übrigens ein hübscher Mann —, einen solchen Versuch gemacht hatte und gegen den ich die Voruntersuchung führte, machte mir den Eindruck. Daher hat es einen unschönen Anfangspunkt und, zumal da der Jäger wohl etwas zu subaltern gehalten ist, ein pessimistisches Ende."

Paul Heyse schrieb über diese Dichtung an deren Verfasser: „Es ist wohl Ihr virtuosestes Stück, von einem unsäglichen Reize der Durchführung. Leider steht die Melodie nicht ganz auf der Höhe ihrer Variationen. Aber dahinter kommt man nicht, solange man noch zuhört, da einem der Atem versetzt wird und alle Kritik in der Bewunderung des Stoffes untergeht."

„Gehen Sie hinaus und holen sich vom Waldesrande einen Kreuzdornzweig mit roten Beeren," schreibt Storm seinem Freunde, dem Regierungsrate Petersen in Schleswig, „genugsam groß, um einen Strauß daraus zu machen. Den stellen Sie in Wasser

vor sich auf den Arbeitstisch; das ist verkörperte, farbige Herbststimmung. Bei mir steht er auf dem Nußbaumschranke und giebt mir die Waldwinkelstimmung zurück. In Waldwinkel mußte die Naturbeschreibung stärker hervortreten, weil nur dadurch der Eindruck der Abgeschiedenheit von den Menschen und des gleichsam Verlorenseins in der Natureinsamkeit hervorgebracht werden konnte."

In „Was der Tag giebt" finden wir unter dem 18. 8. 1883 folgende Eintragung.

„Antwort an Reck
auf dessen poetische Zuschrift in puncto meiner ‚Psyche'.

Die arme Psyche, alle suchten ihr
Am Kleide, das um ihre Füßchen weht,
Etwas zu flicken: erst der schwarze Freund,[1])
Dann der in Freiburg,[2]) und zu diesen gar
Der Blut- und Schönheitskenner, ja, der Paul![3])
Wie tröstlich nun, daß Du, der Du doch auch
Mit Göttern Umgang pflogst von Jugend auf,
Sie ohne Schelten bei Dir aufgenommen,
Ja überdies mit Liebesworten sie
Empfangen hast. Ich dank' Dir für das Kind;
Doch bitt' ich dies: wenn wieder scharfes Licht
Aus Sommerhöhe auf die Erde fällt,
Sollt'st dann auch Du, die ja nicht fehlen werden,
Die Mängel an dem zarten Kind entdecken —
Behalt' sie lieb! Denn Liebe ist es ja,
Die alle Blößen deckt. Und überdies
Da Liebe lebt, so dünket mir gleichwohl
Noch ganz erträglich diese schlechte Welt!"

---

[1]) Regierungsrat Petersen in Schleswig.
[2]) Wilhelm Jensen.
[3]) Paul Heyse.

Bei der Novelle Psyche mußte Hans Speckter etwas helfen, indem er dem Dichter einige technische Fragen beantwortete. Storm schrieb ihm: „Hier stehen die Ochsen am Berge. Werkstatt eines jungen Bildhauers — früher Dezembermorgen — er sieht ins Morgenrot — es gestaltet sich in ihm. Nun also:

1. Kann ich sagen, er ergriff einen zur Hand liegenden Ballen weichen Gipses?

2. Was braucht man zum Modellieren, die Finger und was sonst z. B., um das Gesicht zu machen?

3. Wie wird der Gips oder Ton, der gebraucht wird, angefeuchtet? Kann er sich über Nacht weich in einem Ballen oder so erhalten?

4. Läßt sich ein aufgestelltes Modell in übernatürlicher Größe (brauner Ton, eine Walküre) denken, das unten unvollendet wäre, und wie?

Bitte schreiben Sie mir die Antworten auf die Fragen kurz dahinter, damit meine Psyche nicht verraucht und bitte: bis dat, qui cito dat!"

„Ihre ‚Psyche' hat mir nicht recht eingehen wollen," schreibt Heyse an Storm, „mir scheint, als hätten Sie sie angefangen, ohne daß Sie recht damit fertig geworden wären. Das Motiv von dem Schwimmer, der eine Badende rettet, hat auf Ihre Phantasie gewirkt und nun wollen Sie eine Geschichte daraus machen, ehe noch recht eine Geschichte daraus geworden war. Und doch ist das Motiv, da es ausschließlich auf dem Gefühle der Schamhaftigkeit basiert ist, nicht günstig. Sie haben sich bemüht, äußerst dezent zu bleiben, um so aufgeregter arbeitet die Phantasie des Lesers mit. Baden

denn Mädchen splitterfasernackt? Und wenn nicht, wie kann ein im Strandkostüm ohnmächtig den Wellen entrissenes junges Ding gerade eine Bildhauerseele so mächtig entzücken, der so mit ganzer Nacktheit vertraut ist?

Ihr ‚Im Nachbarhause links‘ habe ich mit großer Freude und dem eigentlichen poetischen Gruseln gelesen.“

Den Anstoß zu der Novelle „Aquis submersus“ gab ein großes, aus vier Abteilungen bestehendes Bild in der alten Dorfkirche zu Drelsdorf in Schleswig. Die Mittelbilder zeigen in lebensgroßen Kniestücken den Pastor Andreas Bonnen und seine Frau, während sich rechts und links davon die Bilder ihrer Kinder, eines Mädchens und eines Knaben, befinden. Ein geschnitzter Rahmen umgibt und verbindet die Bilder. Neben dem des Sohnes läuft im Schnitzwerk ein Band mit der Aufschrift: culpa servi aquis submersus. Seitlich hing noch ein bei einem späteren Brande verschwundenes Gemälde, das denselben Knaben tot in liegender Stellung, mit einer roten Nelke in der Hand, darstellte. In der Phantasie des Dichters wandelte sich culpa servi in culpa patris.

In den Aufzeichnungen „Was der Tag giebt“ finden wir zwei uns hier interessierende Stellen.

„1. 10. 1880. H. Heiberg sagte mir, ein ihm bekannter Prediger habe geäußert, er habe vor, über mich zu schreiben und dabei nachzuweisen, daß die Personen meiner Novellistik ohne eigene Schuld zugrunde gingen. Wenn das ein Einwand gegen mich sein soll, so beruht

er auf einer zu engen Auffassung des Tragischen. Der vergebliche Kampf gegen das, was durch die Schuld oder auch nur die Begrenzung, die Unzulänglichkeit des Ganzen, der Menschheit, von der der (wie man sich ausdrückt) Held ein Teil ist, der sich nicht abzulösen vermag, und sein oder seines eigentlichen Lebens herbeigeführter Untergang scheint mir das Allertragischste. (Karsten Kurator, Renate, Aquis submersus, bei welchem ich an keine Schuld des Paares gedacht habe.)"

Unterm 28. 5. 83 finden wir folgendes eingetragen:

„Man würde durchaus fehlgehen, wenn man in ‚Aquis submersus' in der, freilich die bestehende Sitte außer Acht lassenden, Hingebung des Paares die Schuld der Dichtung suchen wollte. Das hat dem Dichter ebenso ferngelegen wie etwa Shakespeare bei Romeo und Julia. Die Schuld, wenn man diese Bezeichnung beibehalten will, liegt auf der anderen Seite, hier auf dem unerbittlichen Geschlechterhasse, dort auf dem Übermute eines Bruchteils der Gesellschaft, der ohne Verdienst auf die irgendwie von den Vorfahren eroberte Ausnahmestellung pochend, sich besseren Blutes dünkt und so das menschlich Schöne und Berechtigte mit der ererbten Gewalt zu Boden tritt. Nicht zu übersehen ist, daß es eben diese feindliche Gewalt ist, die das Paar einander fast blindlings in die Arme treibt."

„Gruß und Dank auch von meinem lieben Weibe, das mit mir aufs tiefste und nachhaltigste von dieser wundervollen Dichtung ergriffen worden ist," schreibt Heyse an Storm über Aquis submersus. „Ich glaube

fast, Du hast nichts Besseres gemacht, nichts von so eigen herber Süße und reinster Mannhaftigkeit des Schmerzes. Aber es ist eine üble Manier und ungerecht dazu, das Jüngste auf Kosten seiner älteren Geschwister herauszustreichen. Das aber wirst Du Dir selber sagen müssen, daß Du noch immer im Aufsteigen begriffen, Deiner Meisterschaft immer sicherer und froher bewußt und in Deiner Aufgabe immer reicher und reifer geworden bist.

Während Du im 17. Jahrhundert versunken warst, lieber Storm, entschuldige, das Sie will mir durchaus nicht mehr aus der Feder, und ich dächte, da wir schon längst über die silberne Freundschaft hinaus sind, sollten wir es uns endlich bequem machen, also: während Du im 17. Jahrhundert versunken warst, hatte ich mich zum 10. begeben und eine Jugendliebe dort wieder aufgesucht[1])."

Wilhelm Jensen äußert sich über dieselbe Novelle: „Ich rechne Aquis submersus entschieden zu Ihren besten Prosadichtungen. Es ist ein voll ausgetragenes Lied, ein Bild, das mir augenblicklich zu meiner Freude recht nahe liegt, und die Ausführung im höchsten Maße zugleich romantisch und realistisch. Die erste Bezeichnung ist nicht im gewöhnlichen Sinne zu nehmen. Ich verstehe eine gewisse Beleuchtung darunter, wie sie manchmal gegen Abend unsere Berge haben: deutlich, scharf umrissen, jeder Baum und Fels klar erkennbar und doch alles in ein purpurwebendes Goldlicht ge-

---

[1]) Heyse meint sein Trauerspiel Elfriede.

taucht, das sie von ihrer wirklichen, bekannten Basis abzulösen, sie als reizvolle Gestaltungen einer Fata Morgana heranzuzaubern scheint.

Wenn ich etwas hinzu wünsche, so wäre es eine schärfere Hervorstellung des Pfarrers. Er erscheint etwas unvermittelt am Schlusse und bleibt es insofern auch, als man über die persönlichen Motive, welche ihn zur Ehelichung der Katharina veranlaßten, keine deutliche Empfindung erlangt. Ist er ein harter, jedes Gefühl tötender Sittenrichter oder au fond du cœur selbst Leidenschaft? Beides scheint und bricht den Charakter in zwei verschiedene Hälften, deren Zusammenhang sich im Lichteffekt widerstrebt, weil er selbst nirgendwo einen Schlüssel für seine herb abgeschlossene Erscheinung darbietet."

Heyse hielt „Karsten Kurator" für eine trefflich geformte und nachdrücklichst hingestellte Geschichte.

Wilhelm Jensen schrieb über diese Dichtung: „Ich habe Karsten Kurator gelesen und lüfte den Hut, hauptsächlich vor der Juliane und dem alten Geschwisterpaare. Es webt von Poesie in der Novelle, daß sie mir erquicklich gewesen ist, kann ich nicht behaupten. Wo man ein unabänderlich heranschreitendes Geschick aus weiter Ferne wetterwolkenartig aufrücken sieht, nur nicht den Augenblick, die begleitenden Umstände weiß, unter denen die Blitze niederfahren werden, doch von Anfang an schon den Brandgeruch des zerstörten Hauses und Glückes in der Nase trägt, da vermag wenigstens ich mich durch keinen reinen ästhetischen Genuß täuschen zu lassen. Ich höre von allem nur das ‚Nein', und der

reizvollste Augenblick besitzt nur eine gespenstische Sonne, die unheimlicher ist, als bräche die Rache schon jetzt herein.

Der Karsten Kurator hat einen pessimistischen Zug zum Tragischen, Bedrückenden noch mehr, der freilich durch die überwiegende Mehrzahl Ihrer Prosadichtungen geht. Wäre es nicht besser, sich davon frei zu machen? Ich wenigstens strebe danach. Es braucht ja etwas nicht fröhlich zu enden, nur nicht so niederschmetternd schmerzlich, nicht so hoffnungslos. Ich finde, unsere Literaturperiode krankt an einer Tendenz zur Tragik. Wer in einem dreiviertel aus Glas gebautem Hause sitzt, soll sich allerdings vorsehen, ehe er mit Steinen wirft. Doch ist es immer schon etwas, sich reuig an die Brust zu schlagen: ‚Herr, Herr, lasse den Geist über mich kommen, den besseren, schöneren Geist der Heiterkeit, nach dem wir uns im Leben so sehnen, für den wir zu jeder Stunde dankbar sind,' und ich glaube, die Mehrzahl unserer Todesbrüder dankt dem Dichter ebenso dafür."

Anders urteilt Freund Held[1]) in Würzburg, der unserem Dichter am 14. 10. 1878 folgendes schrieb. „Da kam gestern Ihr Kurator Karsten zu mir, mit dem ich sofort die intimste Bekanntschaft machte. Ich danke Ihnen herzlichst, daß Sie mir diesen Mann zugeleitet haben. Er hat mich umsomehr interessiert, als ich schnell zu der Ansicht kam, er erinnere sehr an Sie. Vielleicht läßt er mich manches erraten, was wir bei der Kürze

[1]) Professor an der Universität Würzburg.

unseres letzten Wiedersehens aus dem langen, vorausgegangenen Leben kaum andeuten konnten.

Aber auch ganz abgesehen hiervon und ungerechnet, daß man so etwas nur schreiben kann, wenn man es gelebt, gefühlt hat, es ist ein wunderbar treffliches Büchlein, das große Pathos des menschlichen Daseins in der lieblich-unvergleichlichsten Form. Es giebt Maler, die zehn Meter Leinwand gebrauchen, um nichts zu malen. Sie nehmen ein Schnitzel Papier, machen Miniaturbildchen, und alles ist doch groß, fast unendlich. Die Sprache ist doch noch ein viel gewaltigeres Mittel als Meißel und Palette.

Und so danken wir denn, meine gute Alte und ich, recht von ganzem Herzen dem lieben, liebenswürdigen Freunde und wollen nur hoffen, daß das Ende des Kurator Karsten und der Seinen in jeder tragischen Hinsicht ein schönes Gedicht bleibe und daß sich der Abend seines Schöpfers wirklich wie eine freundlich erglühende Abendröte gestalte."

Für „Renate" haben die in Biernatzkys Sammlungen enthaltenen „Bilder aus dem Predigerleben der Vorzeit" den Stoff geliefert. Den Hintergrund bildet bei dieser Novelle ebenso wie bei „Zur Wald- und Wasserfreude" das Dorf Schwabstedt.

„Ich habe gestern die ‚Renate' gelesen," schreibt Heyse an Storm, „mit großer Bewunderung Deiner Kunst und der wundersamen Welt, die Du von den Toten auferweckt hast. Der Held bleibt freilich an einer Grenze stehen, über die man ihm gerne hinaus-

helfen möchte. Daß Du es gleichwohl nicht getan hast, ist ein Zeugnis Deiner feinen, weisen Selbstbeschränkung, in der sich erst der Meister zeigt. Wie die Geschichte von originellen, kleinen Zügen wimmelt, die sich der Phantasie unvergeßlich einprägen, brauche ich Dir nicht erst zu sagen, Du hast ja die Freude beim Erfinden und Hinzeichnen gehabt. Aber schön ist es, daß Du bei allem, zumal die Tonart ja Deine Lieblingsakzente gestattet, durchaus nicht der Manier verfällst, sondern immer wieder mit frischem Respekt vor der Natur mit ganz eigener Liebe ans Werk gehst."

„Wenn ich etwas auszusetzen hätte," äußert sich Wilhelm Jensen über diese Novelle, „so ist es eine gewisse Undeutlichkeit am Schlusse, die der Willkür des Nachdenkens ein wenig zu starken Spielraum läßt."

Theodor Fontanes Urteil lautet dagegen: „Ich finde Renate ausgezeichnet, und zwar ohne alles wenn und aber. Ich stelle sie über ‚Aquis submersus', über dessen Schluß bei höchster Würdigung des Herzens sich streiten läßt. So muß gearbeitet werden, aber wie wenige kommen dem nach."

„Man darf das Ganze," schreibt Erich Schmidt über ‚Renate', „wohl in Stil und Art nahe an ‚Aquis submersus', Ihr herbes und trauriges Meisterstück, stellen. Daß mein jugendlicher Wunsch, es möchte sich wieder einmal ein Stormsches Liebespaar kriegen, trotz Eid und Teufelswehr, es möchte eine Maid über die Heide traben, um fortan beim Geliebten zu bleiben, töricht war, sehe ich ein. Ihre Entwickelung ist konsequent und zwingend und wieder haben Sie die lange

Entsagung des einförmig verklingenden Alters so recht Stormisch süß und wehmütig austönen lassen."

„Der ‚Wald- und Wasserfreude' liegen keine Tatsachen zugrunde," erzählt Storm, „sie wurde mir schwer. Der erste Teil ist mir nicht recht, ich dachte oft, es geht nicht mehr. Besonders ein so zarter Stoff, wo die Szenen alle aus der Luft herabgesponnen werden müssen, darum schrieb ich darüber:

Noch ein Versuch im Schmetterlingefangen,
Allein der Herbst, der Abend macht mich bangen!

Im zweiten Teile glaube ich denn doch den Schmetterling gefangen zu haben."

„Das ist eine interessante Geschichte," schrieb Erich Schmidt an Storm, nachdem er „Im Brauerhause" gelesen hatte. „Ich bewundere immer die dem modischen Raffinement gegenüber so keusche Einfachheit Ihrer Mittel. Sie versetzen uns unter die guten Leute am Teetische, man hat garnicht das Gefühl, Gedrucktes zu lesen, sondern warme, lebendige Rede zu hören. Alles Unglück trifft die Braven unverschuldet, aber Sie lassen keine harte Stimmung zu, sondern ziehen Ihr Balsamfläschchen hervor. Sie beschreiben den Lorenz nicht, lassen ihn auch wenig reden, und doch sieht und hört man ihn. Und diese frische Anschaulichkeit erfüllt die ganze Geschichte."

Storm nannte diese Dichtung im Gegensatze zur Novelle eine Erzählung. Sie beruhte auf einer Überlieferung aus einer befreundeten Familie und war anfangs „Der Finger" betitelt.

Chamissos Gedicht „Der Geist der Mutter“ gab dem Dichter die Anregung zu der Novelle „Eekenhof“, die ihm die volle Zustimmung von Heyse und Gottfried Keller einbrachte. „Die Guten,“ schreibt Storm seinem Sohne Ernst, „sprechen von meiner Unverwüstlichkeit, daß meine Kraft sich darin im ununterbrochensten Lichte zeige, sogar daß die Jahre mir eher hinzuzutun als zu nehmen schienen. Sie sehen es nur nicht, wie vorsichtig ich die sparsamer werdenden guten Stunden benutze.“

Im Sommer 1877 weilte Storm mehrere Wochen in Würzburg, um sich nach seinem Sohne Hans, der seine Staatsprüfung ablegen sollte, umzutun. Er wohnte bei Frau Strecker, der Frau des verstorbenen Professors der Zoologie.

„Wenn nicht wäre, was ist,“ schreibt Storm von dort an Hans Speckter, „würde ich hier angenehm leben, im Hause fast wie zu Hause. Meine Hausgenossen sind: Frau Lina Strecker, eine Frau wie der sonnige Tag, ihre mir kindlich zugetane Tochter Walli und deren Bräutigam Dr. Erich Schmidt, Germanist, ein reizender Mensch, der vorgestern, er ist 24 Jahr alt, einen Ruf nach Straßburg als Professor erhielt. Diese prächtigen Menschen haben mich fast als Familienmitglied aufgenommen, so daß ich jede Stunde Freundlichkeit und Teilnahme vollauf habe. Auch Professor der Zoologie Semper, der Mathematiker Prym und der Jurist Held halten nebst Frauen zu jeder berufsfreien Stunde das Innerste ihres Hauses für mich offen. Prym holt mich immer ab und schleppt mich nach den sehenswerten Orten. Ich wollte wohl zu schöner Frühlingszeit oder

Herbstzeit hierher zurückkehren mit freiem Herzen und natürlich mit vollem Beutel."

Seit dieser Zeit wurde die Zahl der jungen Freunde Storms durch Erich Schmidt vermehrt. Auf dem behaglichen, kleinen „Streckerschen Sofa", in Gesprächen über ihren gemeinsamen Liebling Chodowiecki, gewannen sie sich lieb. Erich Schmidt nahm fortan regen Anteil an Storms Arbeiten, und von jeder fertigen Dichtung fanden Korrekturbogen den Weg zu dem jungen Germanisten. Es entspann sich dann ein ausführlicher Meinungsaustausch über das jüngste Geisteskind.

Im Jahre 1877 begann auch die Dichterfreundschaft zwischen Storm und Keller. Gottfried Kellers Schriften standen schon lange vollzählig in einem der Bücherschränke. Freund Petersen in Schleswig, der mit Heyse, Jensen, Keller und Storm gleicherweise befreundet war und auf seinen alljährlichen Reisen Grüße von einem zum andern trug, vermittelte die Annäherung. Storm schrieb am 27. 3. 1877 den ersten Brief an Keller. Die Antwort darauf traf schon am 31. März ein, und von diesem Tage an flatterte von Zeit zu Zeit ein Schreiben aus Zürich in das Dichterheim in der Wasserreihe. Es war jedesmal ein Ereignis, wenn es hieß, ein Brief von Keller sei angekommen. Groß und Klein und gute Freunde wurden zum Zuhören eingeladen und auch Storms alte Mutter erhielt ihren Teil an der Freude. Der Briefwechsel zwischen Storm und Keller ist von Albert Köster zur Freude aller Verehrer dieser beiden Dichter erläutert herausgegeben worden.

In demselben Jahre kehrte der Dichter Julius von der Traun in der grauen Stadt am Meer als Storms Gast ein. Er freute sich an dem bunten Kinderleben im Hause und brachte allen Teilnahme und Verständnis entgegen. Von der Tochter Elsabe sagte er, sie sei wie eine aus einem Märchen gestiegene Gestalt. Von der Traun entzückte sich an den Deichspaziergängen, an der Teestunde bei Storms Mutter im alten Familienhause, an den Ausfahrten nach Schwabstedt oder durch die grüne Marsch, nur mit den norddeutschen süßen Suppen konnte er sich nicht befreunden.

Wieder heimgekehrt, schrieb von der Traun nach Husum: „Ich weiß mir meine Tage nicht besser zu verschönern, als durch die Erinnerung an die Husumer Tage in Ihrem Hause bei Ihrer guten Frau und den lieben Kindern. Wann werde ich so viele treuherzige Augen wiedersehen? Oft noch wandele ich in Husums traulichen Straßen und stillen Gärten, dann höre ich die Nordsee wieder rauschen und höre den leisen Flug der Möven, Seeschwalben und Regenpfeifer, die, als ich mit Ihrem juristischen Sohne auf dem Steindeiche ging, mir alle Vorliebe für die Wasserjagd wieder zu erregen wußten. Ich werde plötzlich, wie der Schnee vom Himmel fällt, diesmal aber mit Flinte, Pulver und Blei in Husum sein und meine Flagge auf dem Hause Thomas'[1]) aufpflanzen. Ihrer hochgeehrten Mutter melden Sie, ich bitte darum, meinen süddeutschen Handkuß. Ich erinnere mich noch immer mit Entzücken an

---

[1]) Gasthaus in Husum.

ihr Rokoko-Gärtchen, und mit Mißvergnügen an die schlimmen Dohlen im Ahornbaume, die den Morgenschlaf der alten Dame störten."

Die „kleinen schwarzen Dinger mit den Fledermausflügeln", die Sorgen, verflüchtigten sich für eine kleine Weile. Hans bestand 1878 die Staatsprüfung und ließ sich als Arzt in einer kleinen Stadt Holsteins nieder. Karl ging in demselben Jahre nach der kleinen Wald- und Gartenstadt Varel als Musik- und Gesanglehrer, nachdem er zuvor noch ein Jahr unter Stockhausen in Berlin Gesang studiert hatte.

Lisbeth verlobte und verheiratete sich im Oktober 1879 mit dem Pastor Gustav Haase in Heiligenhafen, einem klugen Menschen und menschlichen Pastor, wie ihn Storm in einem Briefe seinem Sohne Karl vorstellte.

Karl fand in Varel die freundlichste Aufnahme im Hause Julius Prellers, eines Neffen des bekannten Odyssee-Prellers. Dieses Entgegenkommen verdankte er einem kleinen Haben aus der Vergangenheit. Storm hatte als Student im Elternhause der Frau Preller, einer geborenen Nolte aus Hamburg, viel verkehrt. Frau Preller war damals noch ein Kind. Eines Abends, als Storm im Nolteschen Kreise, wie er es so gern tat, Märchen erzählte und Gedichte vorlas, wollten die Kinder noch aufbleiben, um zuzuhören. Sie wurden jedoch unbarmherzig ins Bett geschickt. Da plötzlich, mitten in eine geheimnisvolle Stimmung hinein, wurde von draußen mit kleinen, geballten Fäusten an die Türe gehämmert. Sie tat sich auf und man erblickte

die ganze Kinderschar in langen Nachthemden. „Gode Nacht ji Mulapen!“ riefen sie und waren wie ein Nachtspuk verschwunden.

„Der geborenen Nolte,“ schreibt Storm, „konnte ich mich nicht mehr entsinnen. Da mit einem Male stieg aus dem Dunste der Vergangenheit das Bild vor mir auf. Als alter Kieler Student besuchte ich häufig mit Professor Kirchner, damals jungen Privatdozenten, dessen Eltern in Altona. Bei der Gelegenheit waren wir mitunter in Hamburg bei einer Familie Nolte. Ich erinnere mich besonders eines Abends, wo ein etwas blasses, geistig sehr angeregtes, hübsches Mädchen von 8 bis 10 Jahren mich sehr interessierte. Ich entsinne mich, daß ich ihr Hebels Gedichte vorlas und daß sie bei mir stand und mich mit schönen, lebhaften Augen ansah, auch daß Kirchner, und zwar die Figaro-Arie, sang. Ob die Kinder diesen Gesang von ihrer Schlafstube aus mit ‚Mulapen‘ begleitet haben, weiß ich nicht mehr. Wohl aber weiß ich, daß ich derzeit noch oft des anmutigen Kindes habe gedenken müssen.“

Im Sommer 1878 besuchte Storm seinen Sohn Karl in Varel. Viel Freude schenkte ihm der achttägige Aufenthalt dort, wo Karl mit Recht als ein tüchtiger Lehrer anerkannt wurde. Storm wohnte auch mitunter einer Unterrichtsstunde seines Sohnes bei und war mit seiner Art zu lehren einverstanden. Die gütige Aufnahme, die Storm in der Familie Preller fand, und nicht weniger ihr Verständnis für die Eigenart seines Kindes trugen wesentlich dazu bei, die Erinnerung an Varel freundlich zu gestalten. Frau Preller

und Storm spannen den Erinnerungsfaden bis weit in die Vergangenheit zurück und gedachten auch der lustigen Kindergeschichte. Der jungen Tochter Agnes, die Storm jeden Morgen, wenn Karl seinem Berufe nachging, zu einem Waldspaziergange abholte, widmete er später das kleine Gedicht:

An Agnes Preller.
(Als ich abends einen Rosenstrauß auf meinem Zimmer fand.)

Die Tage sind gezählt, vorüber bald
Ist alles, was das Leben einst versüßt;
Was will ich mehr, als daß vorm Schlafengehn
Die Jugend mich mit frischen Rosen grüßt!

Schon im Jahre 1876 überkam Storm mitunter die Sehnsucht, sein Amt niederzulegen. Seinem Sohne Karl schrieb er am 23. 10. 1876: „Ich habe viel, fast zu viel zu arbeiten, acht Stunden angestrengtester Denkarbeit, da sehne ich mich dann recht nach dem Tage, wo diese Last von mir fallen wird. Die Pensionierung schreckt mich oft gespenstisch. Es geht ja noch nicht, aber die Arbeit bewirkt, daß ich nachts nicht schlafe."

Auch aus einem Briefe an Freund Petersen vom 9. 9. 1877 spricht diese Sehnsucht. „Die Lust zu fabulieren schwindet," heißt es da, „und das Leben wird alt. Es ist noch so viel für mich zu tun, während ich lieber auf der Abendbank sitzen und in die untergehende Herbstsonne sehen möchte."

Am 28. 7. 1878 schied Storms Mutter nach langem Siechtume aus diesem Leben. Am 1. 8. 1878 schrieb

Storm seinem Sohne Karl: „Eben, mein lieber Junge, haben wir Großmutter zur letzten Ruhe gebracht. Während der Pastor am Grabe sprach, sang höchst lieblich ein Vogel aus einem Busche. Und somit, mein alter Junge, ist denn auch das vorbei. Unsere alte Großmutter vergessen wir so wenig wie unseren Großvater, aber trotzdem müssen wir nun wieder frisch ins Leben hinein."

Storm erkannte mehr und mehr, daß er mit seinem Amte abschließen müßte, wenn er von seinem Leben noch etwas haben und den Rest seines Nervenkapitals nicht ganz verausgaben wollte. Damit eine rechte Verjüngung des Lebens eintrete, kaufte er sich im Dorfe Hademarschen ein geräumiges Grundstück mit wahrhaft Eichendorffscher Fernsicht, um sich hier nach Niederlegung seines Amtes ein Haus zu bauen. Er hoffte, so mitten in der freundlichen Natur, im Wechsel der Jahreszeiten, umgeben von einem hübschen Garten lebend, seine überanstrengten Nerven noch einmal zu verjüngen und sich ungeteilt dem dichterischen Schaffen hingeben zu können.

Mit Hilfe seines jungen Freundes Hans Speckter wurde noch in demselben Jahre der Garten, von den Dorfbewohnern später „uns Hademarscher Park" genannt, angelegt. Nicht zu kleine, schnell wachsende Bäume wurden gepflanzt, weil der Dichter noch in ihrem Schatten wandeln wollte. Der große Obst- und Gemüsegarten wurde mit Tannen umgeben.

Mitunter kam Storm wohl der Gedanke, ob er den kaum herangewachsenen Töchtern mit seinem Fortgange

aus der Stadt aufs Land auch zu viel nehme. Aber eines wußte er, wenn er einst nicht mehr sein würde, konnten seine Kinder auf ein weit traulicheres und innigeres Zusammenleben mit ihrem Vater zurückblicken, als es in der Stadt möglich gewesen wäre.

So standen im Herbste 1879 das Dichterheim in der Wasserreihe und das alte Familienhaus in der Hohlen Gasse zum Verkaufe. Es war dem Dichter zumute, als hätte er nun den festen Boden unter den Füßen und damit jede Fähigkeit dichterischen Schaffens verloren.

In einem Briefe vom 27./30. 12. 1879 an Gottfried Keller schreibt Storm über den Verkauf des Elternhauses:

„Was Sie von dem Verkaufe des alten Familienhauses sagen, so steht es bei mir so: ich glaube, die Übernahme desselben könnte für mich geradezu gefährlich werden; ich bin zu alt dazu. Ein solches Haus darf man vielleicht übernehmen, wenn man demselben noch das Gepräge eines neuen, frischen Lebens aufdrücken kann; jetzt, fürchte ich, könnte das Gespenst der Vergänglichkeit, das für mich in allen Ecken sitzt und auf allen Treppen schleicht, mich leicht erdrücken. Für ein neues Haus, um das die freien Lüfte spielen, habe ich hoffentlich noch Jugend genug in mir und um mich.“

Nach dem Verkaufe des Hauses schrieb Storm seinem Sohne Karl am 12. 2. 1880 darüber folgendes: „Heute vor meinem Nachmittagsschlafe trat es mir plötzlich so deutlich vor das innere Auge, belebt, wie es in meiner Jugend war: Großvater und der alte Klaussen in ihrem Kontor, drei Mägde in Küche, Keller und

Kinderstube, auf dem Hofe und im Stalle der Kutscher mit zwei fetten Rappen, im Hause Großmutter und Mutter wirtschaftend. Wir Kinder, Schwestern — wo sind sie geblieben? — und Brüder, überall auf Treppen und in Stuben, im Garten und im Hofe, in den Bäumen, mitunter auch auf den Dächern. Ich sah, ich hörte das alles so farbig, so deutlich, und dann überfiel mich ein vernichtendes Gefühl der Vergänglichkeit. Man darf nicht in Erinnerungen schwelgen, wenn man für das Leben noch etwas leisten will. — Vorwärts! —“

V.

Hademarschen

Die Übersiedelung der Familie und des Hausrats nach Hademarschen fand bereits am 23. April 1880 statt, während Storm selbst noch in Husum im Reventlowschen Hause zurückblieb, weil noch keine Antwort auf sein Entlassungsgesuch eingegangen war.

In dieser Zeit schrieb er seinem Sohne Ernst, der in Kiel seine Assessorprüfung ablegte: „Ich muß Dir, mein alter Junge, doch einmal wieder einen Gruß in Deine Arbeitszelle senden, aus der Du hoffentlich als sonnenfroher Schmetterling herausbrechen wirst. Die Sehnsucht nach Lösung der Spannung kann übrigens nicht stärker sein, als die meine nach Erlösung von dem Amte. Ich werde ganz mager und nervenzitterig, denn, abgesehen von täglich etwa achtstündiger Amtsarbeit, ist auch sonst Beunruhigendes von allen Seiten. Da sehne ich mich denn nach dem Tage, wo diese zu große Last von mir abfallen wird."

Am 29. April traf endlich die Mitteilung des Justizministers ein, daß die Entlassung am 1. Mai erfolgen würde.

Als Storm zum letztenmal seinen Gesangverein dirigierte, wurde ihm von dessen Mitgliedern ein aus

Storm im Kreise seiner Familie



Nußbaumholz geschnitztes Notenpult und ein aus Ebenholz und Elfenbein gefertigter Taktstock überreicht.

Bei dem Abschiedsessen, das Husum dem Dichter der „grauen Stadt“ gab, sprach Justizrat Cornils, ein Freund der Stormschen Familie, ein selbstverfaßtes Gedicht, durch das mit Recht die Frage klingt, warum der Dichter sein Husum noch einmal freiwillig verlassen wollte, wohin ihn durch lange, trübe Jahre der Verbannung die Sehnsucht seines Herzens gezogen hatte. Das Gedicht lautete:

„Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt.“

So sangst du damals, als mit Widerstreben
Du südwärts steuertest Dein Lebensschiff,
Weil Dir zum Kampf ums Dasein nur gegeben
Blieb Deutschlands geographischer Begriff.

Du zogst dahin. — Nach Jahren kamst Du wieder
Zurückgerufen an den Heimatsstrand,
Und immer klang durch jedes Deiner Lieder
Der Preis der grauen Stadt durchs deutsche Land.

Und wiederum die schnellen Jahre schwanden,
Die Haar und Bart schier schneeweis Dir gebleicht.
Sag' an, warum Du aus den alten Banden
Das Herz gelöst! Wird es denn gar so leicht?

Schau' um Dich! Sieh' die alten Giebel ragen,
Umglänzt von Deiner Dichtung gold'nen Schein.
Hörst Du nicht ihre Wetterhähne klagen:
Ist es denn wahr, muß denn geschieden sein?

Am Deiche sieh' die Nebelschleier wallen,
Vom Strande klingt wie sonst der Mövenschrei;
Die Heide lockt. Du Dichter, Du vor allen
Kennst es ja ganz. Ist alles nun vorbei?

Warum, wozu? Wir dürfen so nicht fragen.
Du willst es selbst, das sei auch uns genug.
Wir können nur im Herzen tief beklagen,
Daß Dich Dein eig'ner Wunsch von hinnen trug.

Und wissen doch, daß wo Du auch magst gründen
Das neue Heim, Dein Dichterherz bleibt hier,
Und nimmer wird es schön're Kränze winden
Als Deiner Jugend Zauber für und für.

Wie auch Dein Abendstern Dich möge führen,
Laß' immerdar Dein eigen Wort bestehn,
Und uns in Deinem Schaffen ferner spüren
Der Heimat Pulsschlag — das heißt Wiedersehn!

Storm bezog in Hademarschen zunächst eine Mietwohnung, die in der Nähe seines Bauplatzes und des brüderlichen Hauses lag. Es begann nun für den Dichter ein ganz neues Leben mit ungewohnten Beschäftigungen, wie Beaufsichtigung des Baues und Anlegung des Gemüsegartens. Außerdem unterrichtete er seine beiden jüngsten Töchter. Das geschah aber nicht mehr mit der früheren Ungeduld, unter der die Brüder gelitten hatten, sondern mit Milde und in Behaglichkeit für den Lehrer und seine Schülerinnen.

Trotz der ihn umgebenden Unruhe beendete der Dichter seine noch in Husum angefangene Novelle „Die Söhne des Senators“, die Freund Petersen gewidmet wurde.

Den Anstoß zu dieser Dichtung gab eine Stelle in der Woldsenschen Familienchronik. „Es erübrigt,“ heißt

es da, „noch zu erzählen, daß der Geist der Zwietracht nach dem Tode Simons[1]) unter seinen Kindern fortgelebt hat. Die beiden Söhne, Friedrich und Simon, Halbbrüder, gerieten wegen eines zum Nachlasse ihres Vaters gehörigen Gartens in Streit. Sie wohnten Haus an Haus in der Hohlen Gasse und ihre Häuser hatten unmittelbar hinter sich keine Gärten. Quer über die Straße, unweit der Wohnhäuser, lag der zum Streitobjekte gewordene Garten. Die Entzweiung der Brüder dauerte angeblich bis an ihr Lebensende. Um sich nicht zu sehen, führte Simon zwischen den Höfen der Wohnhäuser eine hohe Mauer auf, die noch steht. Simon scheint der Unverträgliche gewesen zu sein. Aus der Verteilungsliste des Woldsenschen Familienlegats ersehen wir, daß die Brüder auch zu diesem Zwecke, wie bei anderen Erbteilungsangelegenheiten, nur schriftlich miteinander verkehrten, Simon stets opponierte und die übrigen Familienmitglieder immer auf seiten des ruhigen und besonnenen Friedrichs waren."

„Es ist Sommer," schrieb Storm im Juni 1880 an Erich Schmidt[2]), „voller Sommer. Gestern in der einsamen Mittagstunde ging ich nach meinem Grundstücke und konnte mich nicht enthalten, in meinem Bau herumzuklettern. Auf langer Leiter gelangte ich nach oben, wo nur noch die etwas dünnen Verschalungsbretter lose zwischen den Balken liegen und wo die Luft frei durch

---

[1]) Gemeint ist Simon I. Vergl. den dem ersten Bande beigegebenen Stammbaum.

[2]) H. Treitschke und Erich Schmidt, Essays, Deutsche Bücherei Band 30, S. 132/33.

die Fensterhöhlen zieht. Ich blieb lange in meiner Zukunftsstube und webte mir Zukunftsträume, indem ich in das sonnige, weithin unter mir ausgebreitete Land hinausschaute. Wie köstlich ist es zu leben, bloß zu leben! Wie schmerzlich, daß die Kräfte rückwärts gehen und ans baldige Ende mahnen! Einmal dachte ich, wenn nun die Bretter brächen, oder die Sicherheit meiner Hände einen verhängnisvollen Augenblick versagte und man fände den Bauherrn unten liegen als einen stillen Mann. Ich ging recht behutsam, nur von einem festen Balken zum andern — und draußen schimmerte die Welt in mittagsstillem Sonnenscheine. Sehen Sie, so schön erscheint noch heute im 63. Jahre trotz alledem mir Welt und Leben."

Der Garten machte Storm viele Freude. Vor dem Hause, durch eine Reihe Tannen und Birken von der Dorfstraße getrennt, breitete sich ein großer, freier Platz aus, den die Jugend zu ihren Spielen benutzte. Vor der nach Osten gelegenen Terrasse schimmerte grüner Rasen, auf dem im Sommer eine Fülle von Rosen blühte. Tannengänge führten in den Blumen- und Nutzgarten, wo Obstbäume aller Art gepflanzt, Erdbeer- und Spargelbeete angelegt wurden.

Als Storm den Bau unternahm, glaubte er nach dem Urteile seines Bruders Emil und der Art seines Geschlechts, noch auf eine Reihe von Lebensjahren hoffen und die Früchte seines Gartens genießen zu können. Einige Stellen aus Briefen an seine Kinder zeugen davon, wie sehr ihn sein Garten beschäftigte.

„Im Dufte der Hochsommerglut," heißt es in einem

Briefe an seine Tochter Elsabe, „verschwand der Kranz der fernen Wälder[1]); um uns her das Summen der Insekten klang fast zornig, als wollten sie die Menschen die Augenblicke ihrer kurzen Sommerherrschaft fühlen lassen.“

In einem Schreiben an Karl lesen wir: „Außer dem Feuerfalter, blauen Argus, Pfauenauge und Zitronenfalter, die sich schon länger im Garten zeigen, kam bei dem heutigen Sommerwetter auch der große Perlmuttervogel. Ich habe die beiden unteren Rasen ungemäht gelassen, um ihnen die darauf blühenden Feld- und Heideblumen nicht zu entziehen.“

In einem anderen Briefe an Elsabe schreibt der Dichter: „Es ist Sonntagvormittag. Die Sonne glüht. Vom Garten herauf leuchten die roten und weißen wohlriechenden Erbsen, die Eure Mutter sich so gerne mit einem Resedastengel vorsteckte. Mitunter klingt das Laufen von Lisbeths Kindern zu mir herauf. Ein Zug von Männern, Frauen und Kindern zieht auf der Landstraße vorüber mit fröhlicher Hornmusik, die in die goldene Luft hinausjauchzt. Warum schießen mir die Tränen in die Augen?“

Schon im Juni 1880 suchte der Dichter Wilhelm Jensen seinen Freund Storm in Hademarschen auf. Freilich mußte er diesmal noch im Gasthause wohnen. Die beiden Dichter kletterten im Neubau umher und wandelten zusammen im neuen Garten. Jensen mußte jeden Baum und jeden Strauch ansehen und bewundern.

---

[1]) Diesen Blick hatte man von der Terrasse.

Jensen nahm einen Nagel aus Storms neuem Hause mit heim, um daran in seinem Arbeitszimmer ein Bild des alten Brunswiker Hauses zu hängen. „Kommen Sie bald, Freund Storm," schrieb Jensen, „und sehen sich das gute Einvernehmen der beiden an. Wie ein Traumbild liegt mir Ihr freundliches Haus auf dem Walfischrücken des Holstenlandes in weiter Ferne. Und daß wir beiden Weißbärte zusammen in Ihrem Garten gewandelt sind, däucht mich, habe ich in einem alten Buche gelesen."

„Wenn nur die Muse einmal wieder in die Türe träte," schreibt Storm am 14. 10. 1880 sehnsüchtig an Freund Petersen, nachdem die Zerstreuungen durch den Bau und die Anlage des Gartens aufgehört hatten. Bereits vier Wochen später meldet er: „Die Sorge ist schon gehoben. Zu einem alten Anfange: ‚Also Sie haben die Bestie noch gekannt?', der jahrelang gelegen hat, haben sich plötzlich die Szenen eingefunden, so daß ich an dem wunderlichen Dinge jeden Morgen in alter Behaglichkeit schreibe."

Am 3. 1. 1881 erzählt Storm seinem Freunde Petersen: „Der ‚Etatsrat' wird wohl Anfang nächster Woche fertig. Übrigens kann ich nicht leichthin arbeiten. Ich muß, was ich auch habe, so gut machen, wie ich kann. Da wird denn manches gestrichen und umgeschrieben und im einzelnen viel geändert.

Die Novelle erregt viel Für und Wider. Auf Westermanns Bitten mußten drei Stellen geändert werden, die aber für den Buchabdruck erhalten blieben."

„Wie kommst Du dazu," schrieb Storm seinem Neffen Ernst Esmarch, dessen Urteil er gerne hörte, „als ästhetische Forderung aufzustellen, daß in einer Dichtung bei jeder der darin auftretenden Gestalten deren Werden und Wachsen geschildert werden müsse? Fast in allen epischen Dichtungen werden bereits fertige Persönlichkeiten nötig sein, und hier kam es nicht auf den Vater, sondern auf die Entwickelung der Kinder durch jenen an. Da lag hier das Problem. Daß dies gelöst wurde, muß ich doch wohl im wesentlichen in Anspruch nehmen. Was kommt es ferner darauf an, daß die Gestalt allerdings keine edele ist? Das moralisch und ästhetisch Häßliche ist von der Verwendung in der Kunst nicht ausgeschlossen, ja es ist in gewisser Weise unentbehrlich. Es kommt nur auf die richtige Vorführung desselben an. Daß mir die wie nur irgend etwas hier gelungen ist, muß ich wiederum in Anspruch nehmen. Jedem gereiften ästhetischen Urteile muß es ein künstlerisches Behagen erwecken, wie die Gestalt des Etatsrats, dieses trunkenen Dämons, von mir geschaffen wurde. Sind Archimedes und Phia etwa unedele Gestalten, nimmt der Dichter nicht für diese die ganze Teilnahme des Lesers in Anspruch, und gelingt ihm dies etwa nicht? Der Arbeit liegt die Stimmung einer etwas finsteren Weltanschauung zugrunde, aber ihr dichterischer Wert wird dadurch ebensowenig wie der des Hamlet verringert. Heyse, der einen ziemlichen Wert auf die Arbeit legt, meint, ich sei ein Verschwender. Diese Figuren seien so ausgiebig, daß ich sie zu einem größeren Werke hätte verwenden sollen.

Von dem Helden der Geschichte meint er, er hätte doch nicht das letzte Wort behalten sollen."

Erich Schmidt betonte die glückliche Verwebung des Grotesken mit dem Zarten.

Über das Groteske finden wir in „Was der Tag giebt" folgende Eintragung von der Hand des Dichters: „Das ästhetisch oder moralisch Häßliche muß durch den Humor wiedergeboren werden, um in der Kunst verwendet werden zu können; dann entsteht das Groteske. (Der Herr Etatsrat.)"

Frohe und traurige Ereignisse wechselten auch im ersten Jahre in Hademarschen. Am 2. Mai 1880, einem frohen Tage für den Vater, bestand Ernst seine Assessorprüfung.

Der erste Enkel des Dichters, der auf den Namen Hans Theodor Haase getauft war, schloß schon wenige Tage nach der Geburt wieder die Augen.

Eine nach Berlin geplante Reise mußte aufgegeben werden, weil das Reisegeld einen anderen Weg ging. Frau Do mußte sich einer schweren Operation unterziehen, die Bruder Emil unter Beistand des Hausarztes ausführte. Bange Wochen, wo die Kranke still und schwermütig umherging, waren vorhergegangen. Die Operation gelang und führte zur völligen Genesung.

Ein neues, glückliches Familienereignis überstrahlte die Trauer der letzten Wochen. „Mein Assessor," erzählt Storm seinem Freunde Petersen, „schreibt mir vor ein paar Tagen: ‚Lieber Vater, ich habe mich mit einem ganz blonden, armen Mädchen

verlobt. Sie heißt Marie Krause und ist eine Tochter des Musikdirektors Krause in Tondern.' Sie sehen, er schlägt nicht aus der Art; die Storms können nun einmal nicht mit dem Kopfe freien."

Weihnachten brachte Ernst den Eltern seine Braut. Hüben wie drüben kamen alle Kinder zum Feste und ein unglaublicher Jugendtrubel brach mit ihnen herein. Die Jugend beider Häuser bildeten 7 Paare, und wenn sich auch die Alten anschlossen, so waren es 9. Ein Spaßvogel unter ihnen schlug vor, alle 9 Paare sollten hintereinander durchs Dorf spazieren. Der erste Weihnachtstag wurde bei Theodor Storm in den etwas engen, aber um so behaglicheren Räumen gefeiert, der zweite in den tannengeschmückten Zimmern des Johannes Stormschen Hauses: Karl sang die Fontanesche Ballade „Douglas" in der schönen Komposition von Loewe, Lucie und Karl spielten „Nußknacker und Mausekönig" von Karl Reincke, während Storm den Text dazu las. Am Sylvesterabende versammelten sich alle bei Johannes Storm, um bei einem Glase Punsch den Zwölfuhrschlag vom alten Kirchturme zu erwarten. Einer stand am Fenster und hielt dessen Flügel etwas geöffnet. Wenn der erste Schlag erdröhnte, stimmten alle das Lied von Johann Heinrich Voß an: „Des Jahres letzte Stunde ertönt mit ernstem Schlag", nach dessen Beendigung sie sich die Hände reichten. So wurde es alle Jahre gehalten, in denen es den Geschwistern vergönnt war, die Weihnacht zusammen zu verleben.

In den ersten Maitagen des Jahres 1881 erfolgte

der Umzug in die „Altersvilla“, wie Storm sein neues Haus nannte, das aber gar nicht so aussah, denn schmuck und anheimelnd blickte es aus dem grünen Garten auf die Straße. Für den Sommer hatte sich viel Besuch angemeldet, besonders Karl und Lisbeth mit ihren Kindern. Die Geldverhältnisse waren für gemäßigte Ansprüche geordnet und das Haus voll frischer, lachlustiger Jugend machte das Leben froh.

Am 1. Mai 1881 schrieb der Dichter an Petersen: „Morgen feiere ich den Sonntag als zuerst Eingezogener für mich allein in meiner unsagbar traulichen Stube, ohne alles Hinausverlangen.“ Einige Tage später schrieb er demselben: „Auf der Terrasse meines Gartens würden Sie mich oft noch in tiefer Dämmerung ganz alleine antreffen können. Der funkelnde Sternenhimmel und der milde Mond stehen mir dort gegenüber. Bis in den tiefen Herbst hinein wird es dort köstlich sein, nur fühle ich leider, daß mir nicht zu viele Herbste übrig sind.“

Erst im Winter empfand der Dichter die volle Behaglichkeit seiner hoch über der schönen Welt liegenden Poetenstube, wo ihn alle seine Bücher umgaben. „Auf meinem Zimmer,“ erzählte er am 4. 12. 1881 seinem Sohne Karl, „ist es in roter Wintersonne wahrhaft entzückend, wie nicht im Frühling oder Sommer. Jetzt erst ist das Wohnen auf der luftigen Höhe, sind die duftigen, braunen und violetten Fernen schön.“

Die Jahre in Hademarschen flossen ruhig und gleichmäßig dahin. Die Stille und Behaglichkeit des häuslichen Lebens wurde nur durch den Besuch lieber

Gäste oder durch kleine Reisen nach Husum und Hamburg unterbrochen. Wie der Garten unter sorgsamer Pflege mehr und mehr heranwuchs, wurden die Gäste stets mit selbstgezogenen Gemüsen bewirtet. Den Nachtisch mußten sie sich selbst von Baum und Strauch pflücken. An einigen Stachelbeersträuchern konnte man zur Zeit der Reife auf großen Pappschildern: „Vaters Busch“ lesen, denn der Jugend war nichts heilig. Besonders wenn der stille Musikant in den Ferien kam, verschwanden Kirschen und Stachelbeeren wie Butter an der Sonne.

Im Herbste 1881 kehrte Paul Heyse als Gast im Dichterheim zu Hademarschen ein. An einem sommerlich warmen Septembertage, um die Mittagsstunde, als alle im Hause noch der Ruhe pflogen, schritt er leise ums Haus und trat schließlich in die Veranda, deren Stille nur durch das Summen der Fliegen unterbrochen wurde. Hier traf er vorerst nur eine Tochter des Hauses, die, behaglich auf einem Liegestuhle hingestreckt, den Frieden genoß. Frohe, unvergeßliche Tage folgten. Heyse war immer von einem Kreise alter und junger Menschen umringt, die seinen mit weicher, sympathischer Stimme vorgetragenen Erzählungen lauschten. Nachmittags wurden bei schönem Wetter Waldausflüge unternommen. Die gesamte Jugend ließ es sich nicht nehmen, dabei zu sein, denn Heyse hatte alle Herzen wie mit einem Zauber umsponnen. Bei seiner Abreise schrieb er darum auch einer der Töchter ins Gedenkbuch:

„Das ist ein liebliches Treue Halten
Zwischen der Jugend und den Alten.“

„Ich wollte heute," schrieb Heyse nach seiner Heimkehr an Storm, „nichts anderes, als Dir und Deiner teuren Frau für die unvergeßlichen Tage danken, die ich mit Euch verlebt habe. Denn alte Lieb' und Treue und die neue Herzlichkeit Deines Weibes haben mich doppelt erquickt.

Wir wollen beisammen bleiben und möglichst mit einander leben, mein Alter. Ich war so gern bei Euch, daß mich jedes Wort, was mich dort wieder einführt, ganz wundersam anheimelt. Wir müssen noch einmal au grand complet, Frau Anna mit inbegriffen, um den Tisch herumsitzen."

Aber Heyse kam nicht wieder nach Hademarschen. Nur noch einmal trafen sich die beiden Dichter, als Heyse im November 1883 zur Aufführung seines „Recht des Stärkeren" nach Hamburg gekommen war.

In „Was der Tag giebt" hat Storm über Heyse folgendes eingetragen: „Heyse ist einer von den wahrhaft liebenswerten Menschen; nach ihrem Scheiden bleibt noch längere Zeit ein Leuchten an den Orten, wo sie gewesen sind. Er ist krank; die Ärzte haben zweijährige Arbeitsruhe verlangt. Um eine Novelle mehr oder weniger sei es ja einerlei, aber ein Werk, in dem er seine Lebensanschauung auszuprägen vorhabe, könne nun nicht geschrieben werden. Ihm sei mitunter, als habe er nicht viel mehr auf der Welt zu schaffen.

Wir sprachen über Kugler und seinen frühen Tod; ich sagte: ‚Es tut mir auch leid, daß er nicht die zweite Periode meiner Novellistik noch erlebte.' ‚Ja,' meinte Heyse lächelnd, ‚als Du in Öl zu malen anfingst.'

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß anno 52 bis 54 in Berlin unter denen, die sich bei Kugler versammelt und in unserem ‚Rütli‘ wir uns am fernsten gestanden hätten und daß nun wir die seien, die zusammengehalten hätten und sich am nächsten ständen. Er entgegnete: ‚Ja, Liebster, das macht, weil wir beide fortgearbeitet haben.‘“

Vom Sommer bis tief in den Herbst hinein war das Dichterhaus lieben Gästen geöffnet. Wilhelm Jensen mit seiner Frau, Freund Petersen, Klaus Groth, Hermione von Preuschen, Ilse Frapan sowie die jungen Freunde Tönnies, Speckter und Schütze weilten häufig als Gäste in Hademarschen.

Einmal nur kehrte Erich Schmidt dort ein, und zwar am 31. Dezember 1884. Er selbst erzählt davon[1]): „Der schönste Duft, den ein deutsches Familienzimmer aufbieten mag, der würzige Geruch der lieben Weihnachtstanne erfüllte die anheimelnden Räume. Kleine Dorfjungen, possierlich vermummt, drangen truppweise in den Vorsaal, sangen und stimmten — zum Dank für eine Nickelmünze — auf Missingsch[2]) ein kräftiges ‚Hoch schall he leven‘ an.“

Aus dieser Zeit stammt auch die Widmung an Erich Schmidt:

> Du gehst im Morgen-, ich im Abendlicht —
> Laß' mich dies Buch in Deine Hände legen;
> Und konnt' ich jemals Dir das Herz bewegen,
> Vergiß es nicht.

---

[1]) H. Treitschke und Erich Schmidt, Essays.

[2]) Eine Mischung von Hoch- und Plattdeutsch.

Durch Storms Sohn Ernst wurde Alfred Biese, derzeit ein junger Lehrer des Kieler Gymnasiums, in die Familie des Dichters eingeführt und bald in den Kreis der jungen Freunde eingereiht. Im Jahre 1883 veröffentlichte Biese seinen ersten Aufsatz über „Theodor Storms Lyrik“ in den Itzehoer Nachrichten. Seit dieser Zeit zählte er zu den oft und gern gesehenen Gästen des Dichters und wurde einer der treusten Träger seines Ruhmes. Seine zahlreichen, von tiefstem Verständnisse für die Eigenart der Stormschen Poesie zeugenden Arbeiten haben wohl viel zur Verbreitung seiner Dichtungen beigetragen. In Bieses schöner Literaturgeschichte gehört der Storm gewidmete Abschnitt wohl zu den reichsten und interessantesten.

Für den Winter gründete Storm, wie einst in Heiligenstadt, einen „römischen Abend“, an dem die Familien der Honoratioren Hademarschens und Husums teilnahmen. Er fand alle 14 Tage bei den Mitgliedern abwechselnd statt.

In jedem Winter wurde ein Dorfkonzert für die Warteschule in Hademarschen gegeben, in dem auch Storm mitwirkte.

„Ich sprach in dem Konzerte für die Warteschule,“ erzählte der Dichter seinem Sohne Karl, „den Hebbel-Schuhmannschen Heideknaben und las etwas. Lisbeth Tönnies sang das Ständchen von Schuhmann ‚Komm' in die stille Nacht‘ in Ton und Vortrag vollendet, und reizend die Figaro-Arie ‚O säume länger nicht‘. Anna Storm sang vortrefflich ‚Du meine Seele, du mein Herz‘. Das Publikum war sehr dankbar. Namentlich entzückte

Lisbeth mit ihrer zarten, freundlichen Erscheinung und ihrem Sopransilber alle Welt. Das Bravo kam zuerst aus der Bauernecke."

Das häusliche Leben mit Frau und Kindern gestaltete sich so, wie Storm es sich bei seinem Fortgange von Husum gedacht hatte: traulich und innig. Nachmittags um 4 Uhr trat Storm, durch den Mittagsschlaf erquickt, unten in die Wohnstube, stets ein Buch, aus dem vorgelesen werden sollte, in der Hand. Der große, weiße Kachelofen, in dem, wie einst zu Storms Kinderzeiten, die Bratäpfel schmorten, verbreitete eine behagliche Wärme, der Teekessel sang sein Lied, die Tassen standen bereit und der Tee erfüllte mit seinem Dufte das Zimmer. War dann der Tee getrunken, so begann Storm mit sanfter Stimme zu lesen. Er empfand es immer mit Betrübnis, wenn zu dieser Stunde ein Familienmitglied fehlte. Ein fremder Gast, der die Behaglichkeit der Teestunde unterbrach, wurde als Störung empfunden, ausgenommen die Töchter von Johannes Storm, Lucie und Helene, die in einem innerlich sehr nahen Verhältnisse zu ihrem Onkel standen. Bis 6 Uhr wurde an den Winternachmittagen gelesen. In den letzten Jahren, als Storm es nicht mehr vermochte, las immer eine der Töchter vor.

Um 8 Uhr vereinigte das Abendessen Eltern und Kinder, und danach fanden sich alle zum Tagesschlusse in Storms Poetenwinkel wieder zusammen. Diese Stunden waren die schönsten des Tages. Wenn dann die Vorhänge an den Fenstern zugezogen waren, die Hängelampe über dem Tische brannte, der Sturm ums

Haus tobte und der Regen gegen die Fenster schlug, so holte Storm wohl einen Band seines Lieblingsdichters Eichendorff aus dem Schranke und begann zu lesen. Wie schnell war das schlimme Wetter draußen vergessen, und man hörte einen Fluß rauschen, Hunde in der Ferne bellen und in einem blütenreichen Garten die Nachtigall schlagen. Eichendorff hatte alle in das Land der Phantasie geführt.

Leitete Storm auch in Hademarschen keinen Gesangverein mehr, so unterrichtete er doch seine jüngste Tochter Dodo im Gesange. Er übte täglich eine Stunde mit ihr und hatte die innigste Freude an ihren Fortschritten. Mitunter sangen Vater und Tochter auch Duette zusammen. In den Ferien mußte Karl ihn beim Unterrichte unterstützen.

Im Januar 1883 erhielt Storm den ihm vom Könige von Bayern verliehenen Maximiliansorden. „Vor acht Tagen," schrieb er am 7. 2. 1883 seiner Tochter Elsabe, „erhielt ich von Dr. Horn, früher Redakteur der Flensburger Zeitung, ein Bayer und jetzt in München, die Mitteilung, daß ich dem Könige von Bayern von dem betreffenden Ordenskapitel einstimmig für den Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft vorgeschlagen sei an Stelle des verstorbenen Dingelstedt. So wenig es mir in den Sinn gekommen ist, daß man meiner einmal so gedenken werde, und so gleichgültig ein Orden wie der Rote Adlerorden ist, der jedem Beamten als Alterszeichen aufgeheftet wird, eins vorausgesetzt, daß er keine silbernen Löffel gestohlen oder sich staatsgefährlich gemacht hat, so ist diese, auf

Grund des Urteils sachverständiger Männer erfolgende Auszeichnung doch als eine erfreuliche Anerkennung anzusehen. So eine echte Anerkennung dessen, was wir im Leben als unsere eigentliche Leistung betrachten müssen, tut am Abend des Lebens wohl, mein Kind. Ich bin so glücklich, daß diese Zeichen sich mehren. Ich wurde nur allmählich anerkannt, ich denke um so dauernder. Auch Ihr, meine Kinder, werdet das, wenn ich nicht mehr bin, so hoffe ich, noch mannigfach mit Freude und Genugtuung erfahren."

Im Juni 1883 fuhr Storm mit den Seinigen nach Tondern, um seinen Sohn Ernst zu verheiraten. Schon im Spätsommer besuchte er die jungen Leute in Toftlund, hoch im Norden Schleswigs, wo sein Sohn in einem alten, schloßartigen Gebäude hauste. Er fuhr mit der geheimen Hoffnung hin, dort endlich selbst eine Spukgeschichte zu erleben, aber es wurde nichts daraus. Die Nachmittags-Teestunde wurde in dem großen, baumreichen Vorgarten abgehalten, wo Ernst zur allgemeinen Freude Heinrich Seidels Odysseus vorlas.

Im Mai 1884 wurde die schon lange geplante Reise nach Berlin angetreten. Storm und seine Frau waren dort die Gäste des alten Heiligenstadter Freundes Wussow. Die größte Freude, die der vierwöchige Aufenthalt in Berlin Storm gewährte, war die herzliche Aufnahme bei seinen alten Freunden Fontane, Mommsen, Wussow und Zöllner.

„Als er siebzig wurde," erzählt Fontane[1]), „ward

[1]) Von Zwanzig bis Dreißig, S. 373.

ihm von allen Seiten her gehuldigt, und auch Berlin, als er es im selben Jahre[1]) noch besuchte, veranstaltete ihm eine Feier. Die Besten nahmen teil, an ihrer Spitze sein Landsmann und Freund Theodor Mommsen. Man empfing von ihm einen reinen, schönen Poeteneindruck. In allem Guten war er der alte geblieben, und was von kleinen Schwächen ihm angehangen, das war abgefallen. Alt und jung hatten eine herzliche Freude an ihm und bezeugten ihm die Verehrung, auf die er so reichen Anspruch hatte."

„Unsere Wege sind sehr auseinander gegangen," schrieb Theodor Mommsen im August desselben Jahres an Storm, „seit wir zusammen Kaffee kochten und Reime fingen, aber ich habe doch das Gefühl gehabt, als Sie hier bei uns waren, daß wir beide jene prähistorische Epoche, oder, wie Sie sie nennen, Ihre erste Periode, nicht missen möchten und daß wir uns auch so noch angehören."

Die besten Erzählungen Storms, die im Schimmelreiter ihren Höhepunkt erreichten, sind in Hademarschen entstanden. „Wenn ich jünger wäre," sagte der Dichter nach Vollendung des Schimmelreiters, „so würde ich zum Drama übergehen."

Im Herbste 1881 besuchte Storm seine Tochter Lisbeth in Heiligenhafen und fand dort den Stoff für eine Winterarbeit, seine Novelle „Hans und Heinz Kirch". Die Erzählung beruht auf einer wahren Begebenheit, die sich vor Jahren in dem Städtchen zuge-

---

[1]) Hier irrt Fontane, Storm war 1884 in Berlin, 1887 nicht.

tragen hatte. Die Heiligenhafener sollen nichts weniger als erfreut gewesen sein, als sie die Novelle in Westermanns Monatsheften lasen. Man erzählt sogar, daß sie sie aus dem betreffenden Hefte herausgeschnitten hätten.

Über besagte Begebenheit finden wir in „Was der Tag giebt" unterm 5. 10. 1881 folgendes eingetragen:

„Ein kleiner Schiffer war Brandt, der mit einem eigenen, kleineren Schiffe (‚Jacht') nur die Ostsee befuhr und Getreide nach Kiel und den anderen Ostseeplätzen brachte. Sein Haus lag dicht am Pastorate. Er besaß etwas Land und während er zur See war, besorgte die Frau die kleine Landwirtschaft. Davon wurde gelebt, Proviant für die Fahrt besorgt, bares Geld möglichst wenig verausgabt (‚Allwedder en Dreeling umsünst utgewen').

Brandt hatte einen Sohn, Christian, und eine jüngere Tochter. Der Sohn gelangte etwa in die Rektorklasse, machte mit dem Vater ein paar Reisen — (Steuermannsprüfung?) — und geht dann mit einem Hamburger Schiffe auf größere Reisen.

Der Alte kommt allmählich zu einigem Wohlstande, hört, wenn Winters sein Schiff an den Pfahl gebunden liegt, Sonntags zwischen den andern Kapitänen in der Kirche regelmäßig die Predigt oben aus dem Schifferstuhle und raucht am Abend behaglich seine Pfeife. Wenn im Frühling das Eis an den Küsten taut, setzt er seinen Erwerb fort.

Da bleiben die Briefe von seinem Christian aus. Immer, wenn er nach Hause kommt, fragt er vergebens;

Groll und Ärger steigen auf. Die Mutter sucht das Gedächtnis des fernen Sohnes zu schützen; ‚vielleicht geht's ihm übel, er mag zu Hause nicht Sorge machen.‘

Da im Winter bringt der Postbote einen Brief des Sohnes, aber unfrankiert, er soll einen ‚Drittel‘ Porto kosten. Der Alte dreht den Brief in der Hand. ‚Unfrankiert? Der Junge mag es schon geschrieben haben.‘ Der Groll steigt wieder in ihm auf. ‚Was wird er wollen? Geld!‘ Die Mutter bittet; aber der Brief wird nicht angenommen, er geht zurück.

Jahre vergehen, keine Nachricht von dem Sohne.

Inzwischen erwächst die Schwester. Ihre Person und das Vermögen, vielleicht die Hoffnung der Nichtwiederkehr des Bruders, bringen einen Freier, der Offizier in der schleswig-holsteinischen Marine war. Der Vater war auch aus der Stadt, Bäcker und Senator, übrigens ein Strohkopf. Die regierenden Familien K. und M. hatten ihn in den Rat gewählt, um den Mittel-Bürgern scheinbar etwas einzuräumen und darum doch das Heft nicht aus der Hand zu geben. Die Heirat kommt zustande und mit Hilfe der beiden Väter wird dem jungen Ehemanne ein gutes Schiff, ein Schoner, gebaut, mit dem er auf England fährt. Von den Reedern hier bringt er als Fracht Korn dahin und Kohlen zurück, letzteres auch für sich selbst. Bald besorgt der alternde Schwiegervater, dessen Jacht für den Bau des Schoners verkauft wurde, zu Hause den Kohlenhandel und ist mit der Pfeife im Munde in seinem blauwollenen Futterhemde tagaus und -ein im Kohlenschuppen.

. . . .

Manches Jahr ist hingegangen, Enkel wachsen heran, da durchläuft die kleine Stadt die Nachricht, der schon und längst verloren gegebene Christian Brandt sei in Hamburg. In der Schenkstube bei einem Schlafbaas habe beim Glase Grog gegen zwei Heiligenhafener Matrosen, die sich über ihre Vaterstadt unterhalten hätten, ein etwas wüst und abgerissen aussehender, nicht mehr ganz jugendlicher Matrose, der mit einer Bark von Hongkong angekommen sei, geäußert, er sei auch aus Heiligenhafen. Den Namen John Meyer, womit er in der Liste stehe, habe er in New York sich nur zugelegt.

Einer der jungen Seeleute schreibt gleich nach Hause, Christian Brandt sei da. Nun kommen Verwandte und Bekannte — (die Mutter ist inzwischen verstorben) — und drängen den Alten, auch drängt ihn das Schuldbewußtsein in Betreff des Briefes, wie die öffentliche Meinung, der er nachgiebt und einer Verwandten in Hamburg durch die Tochter schreiben läßt. Die Verwandte sucht ihn auf; er will seine Äußerung wieder zurückziehen; endlich bekennt er, ja, er sei Christian Brandt. Sie schreibt an den Vater, auch, daß er aufgekleidet werden müsse. Dieser langt mit der Tochter an; seltsames, trockenes Wiedersehen; der Vater fragt in der Schenkstube nach dem Sohne, der Gefragte ist selbst der John Meyer. Er wird aufgekleidet und fährt mit nach Heiligenhafen. Er verweilt dort im Vaterhause, während in der Stadt dort ein Streit entsteht, ob er Christian Brandt sei oder nicht. Christian Brandt hatte ja blaue Augen, John Meyer hat bräun-

liche; er will es durch eine schwere Krankheit bekommen haben.

Der Vater selbst findet den Sohn nicht heraus. Tochter und Schwiegersohn nähren sein Mißtrauen; wenn sie abends in ihre Kammer gehen, wird zwischen ihnen kein Wort darüber gewechselt. Es ist etwas Wüstes in dem Ankömmlinge; die schon durch steigenden Wohlstand der höheren Bürgerklasse sich nähernde Familie scheut sich, ihn zu zeigen. Da bei einem Tanzgelage, woran nur die Schiffer unterer Klasse teilnehmen, kommt das ganze wilde Abenteurerwesen zum Ausbruche. Der Vater meint, er gehe besser hin, wo er gewesen sei; er ist einverstanden. Reisegeld, Wagen; auf der Höhe hinter der Stadt wendet er sich noch einmal um. Er ist nicht wiedergekommen; soll in Amerika gestorben sein."

Ferner finden wir an derselben Stelle noch folgendes über diesen Gegenstand:

„Gestern habe ich mit dem alten Waller und seinem Schwiegersohne, Stadtrat Steffens, über die Brandtsche Geschichte gesprochen. Steffens meinte, der Ankömmling habe ganz den steifen Gang der Schwester gehabt. Ein Anker, den er und ein anderer sich zugleich als Junge auf den Arm geätzt hätten, sei fort gewesen. Er hatte den alten Pastor Lühr besuchen wollen, bei dem er ein Jahr im Hause gewesen war. Einen anderen habe er gefragt, ob er sich noch entsinne, wie er vergessen habe, das Boot beim Hinausbugsieren einer Jacht anzubinden und es, als er hinaufgeklettert sei, unter ihm fortgeschwommen sei. Die Schwester soll erst

gewünscht haben, in ihm den vermißten Bruder wiederzufinden."

Die Novelle wurde allen befreundeten Dichtern gesandt.

„Dein Hans und Heinz Kirch," erwiderte Groth darauf, „hat mich bis in die Knochen erschüttert. Mein Herz stockte und ich überschlug zuletzt Zeilen, um noch Kraft zu haben für den letzten Schlag. Dann lief ich durch die erleuchteten Straßen Kiels. Es ist zu grausam! Aber es ist mehr, Du bist es nicht wie Tennyson in seinem Enoch Arden, sondern das fürchterliche Schicksal des Menschen. Auch im einzelnen hast Du Dich bewahrt vor dem Raffinement Turgenjefs, vor dem ich gerne den Hut abziehe, aber nicht immer."

Seinem Freunde Petersen schrieb Storm über diese Dichtung: „Daß mein Hans und Heinz Kirch eigentlich nicht Ihr Geschmack ist, wußte ich wohl. Es ist auch anderen so gegangen. Heyse steht diesmal zu mir. ‚Est, est, est,' schrieb er mir umgehend, ‚und von den allerfeinsten und aus dem besten Mutterfasse dieser starke Trunk, den ich gestern auf einen Zug genossen habe. Er hat mir alle Adern schlagen machen und ich fühle noch, wie er mir ins Blut gegangen ist.' Auch Reventlow tat zum erstenmal den Mund auf. Das gehöre zu meinen besten Sachen, überhaupt zum Besten, was in dieser Art geschrieben sei, soweit er es verstehe. Noch stehe er unter dem Eindrucke des gestrigen Lesens. Mit meinem Meergreisentume habe es nichts auf sich, da ich noch ein Fortschrittler sei. — Möge es denn sein Schicksal haben."

„Mit höchstem Interesse," antwortete Wilhelm Jensen, „haben sowohl meine Frau als ich Hans und Heinz Kirch gelesen, und ich stehe nicht an, die Erzählung stilistisch und psychologisch für ein Meisterstück zu erklären, das Ihren besten Dichtungen ebenbürtig ist. Nur besagt schon die von mir gewählte Bezeichnung ‚Erzählung', daß es eigentlich keine Novelle ist. An sich wäre das ja vollkommen gleichgültig, denn ich kenne nichts Abnormeres als das Herumreiten auf einer literarischen Klassifikation. Aber meine obige Meinung begreift darunter, daß Ihrer Geschichte der eigentliche Kern der Novelle gebricht, um den sie sich sammelt und durch den sie als solche befriedigt. Wir hören einen Chronikbericht über Vater und Sohn, überaus realistisch wahr und doch in jedem Worte dichterischer Anschauung und Wiedergabe gefärbt. Allein im Verlaufe des Ganzen gewahren wir mehr die Nacherzählung eines wirklichen Geschehnisses als seine Gestaltung durch den Dichter. Man fühlt deutlich heraus, das und das in langer Fortsetzung vom Beginn bis zum Schlusse beruht auf wahrer Überlieferung. Ich wollte mich anheischig machen, Ihnen die Einzelheiten des Tatsächlichen ohne zu großen Irrtum sämtlich herauszuziehen. Von dieser allzu fertigen Vorbildung, glaube ich, haben Sie sich zu stark die Hände binden lassen, die Erzählung zu weit in die Länge gestreckt, ohne sie an einer Hauptstelle entsprechend zu verdicken."

Storm fand zwischen den Zeilen dieses Briefes den Vorwurf zu großer Länge und schrieb Jensen in diesem Sinne.

„Von Längen ist in meinem Briefe nicht die Rede gewesen," antwortete ihm Jensen, „ich bewundere vielmehr die knappe Kürze der Szenenfolge. Was ich gemeint habe, war, daß die Erzählung mir einem Halsbande an einander gereihter Perlen glich, Perlen von gleichmäßiger Schönheit, doch auch von gleichmäßiger Dicke; sie schwellen nirgendwo zu einem Mittelstücke an. Das ist ein Bild. —

Ich habe noch viel über Ihre Novelle nachgedacht und bin zu dem Ergebnisse gekommen, daß mir am besten zugesagt haben würde, wenn Sie auch den Leser im Zweifel gelassen hätten, ob es der wirkliche oder ein falscher Heinz Kirch gewesen sei. Selbst bei dem Zusammentreffen mit der Wieb hätte sich solch nebelndes Etwas wohl durchführen lassen. Das Rätselvolle der neuen Begebenheit wäre dadurch noch erhöht und der psychologischen Seite keinerlei Einbuße geschehen."

Die Novelle „Schweigen" sollte eigentlich tragisch enden, aber der Dichter wurde von seinen Töchtern gebeten, sie dieses eine Mal zu einem glücklichen Ende zu führen.

„Meine Novelle hoffe ich in diesem Monat zu beenden," schrieb Storm am 18. 2. 1883 seinem Sohne Ernst, „und noch leidlich davonzukommen. An Sorgfalt lasse ich es nicht fehlen. Die Umarbeitungen der letzten Szenen füllen eine Anzahl von Quart- und Oktavblättern. Es scheint mir das Schwierigste, was ich bisher unter Händen hatte."

Später klagt er: „Schweigen ist mir entschieden mißraten, ohne daß ich es jedoch besser zu machen

wüßte. Doch darf es des elenden Geldes wegen nicht verbrannt werden. Der Stoff war spröde und wollte garnicht von den Fingern lassen. Daß der Verleger der Rundschau mir schrieb, es sei was von meinem Allerschönsten, kann mich über diesen Altersbankerott nicht trösten. Ich fühle die hereinbrechende Unfähigkeit wie ein nagendes Leid, aber ich kämpfe dagegen."

Frau Marie Jensen tröstet den Dichter: „Daß Ihr gutes Herz Sie zu einem versöhnenden Schlusse drängt, dafür werden Ihnen die meisten Leser dankbar sein. Man hat mit den beiden armen Menschen so lang und bang gelitten, und freut sich, am Schlusse aufatmen zu können. Auch kommt es mir vor, als ob aus dem Tone des Ganzen heraus ein freundliches Ende natürlicher wäre, als ein tragisches."

Während seines Besuches in Berlin im Frühling 1884 erhob Storm in einer öffentlichen Ansprache Einspruch gegen eine Äußerung von Georg Ebers, der zur „Erholung" von einer größeren Arbeit eine Novelle geschrieben hätte. Im Zusammenhange damit fügte Storm dem Titel seiner neusten Novelle „Zur Chronik von Grieshuus" die Jahreszahlen 1883—84 hinzu, denn ihm, der seine ganze Kraft daran setzte, um ein abgerundetes, in sich vollendetes Kunstwerk zu schaffen, war das Novellenschreiben keine Erholung.



Am 16. Februar 1884 wurde der erste Teil dieser Novelle in Wien in dem größten Studentenvereine von dem gefeierten Schauspieler Sonnenthal vorgelesen. Erich Schmidt, der dies vermittelt hatte, schrieb an Storm auf Einsendung des Manuskripts: „Ich habe

es in einem Zuge gelesen, es ist schön, sehr schön."
„Heyse," schrieb Storm an Petersen, „versicherte mich, daß Sonnenthal es gut würde lesen können. Im ganzen traue ich sonst den Schauspielern in dem Punkte nicht."

„Ich möchte Ihnen," schrieb Fontane dem Dichter, „den gestern abend feierlich beschlossenen Dank der ganzen, durch Grieshuus unter Tränenwasser gesetzten Familie aussprechen. Es zählt zu Ihren schönsten Arbeiten und in der Kunst der poetischen Szenerie, der unendlich weichen, immer wechselnden Situationsmalerei ein Genrebilderbuch ohnegleichen, ist es wohl das Schönste, was Sie geschrieben haben. Storm hoch!"

Wilhelm Jensen schrieb am 21. 11. 1884 nach Hademarschen: „Eben, lieber Storm, habe ich Ihr Grieshuus in einem Zuge gelesen. Es ist sehr schön. Sie haben wirklich keinen Grund, über Ihre Jahre zu klagen. Was ich beifüge, sind deshalb nicht kritische Bemerkungen, sondern nur die Nebengedanken, die sich während des Lesens in meinem Kopfe aufgedrängt haben. Eine reiche, wundervoll anschauliche, von trefflichen Bildern durchsetzte Sprache, merkwürdig knapp, an einzelnen Stellen zum Bedauern kurz geschürzt. Die Einführung des zweiten Erzählers ein merkwürdig glücklicher technischer Griff, da er das bestimmte Wissen des ersten überschleiern kann, die Wahrung des Geheimnisvollen und die elegischere Tonart verstattet. Von ausgezeichneter, kürzester Deutlichkeit alle Nebengestalten, das schwache Mädchen mit blaugeaderten Schläfen und dünnem, blondem Haupthaar und nichts weiter — meisterhaft.

Einen Augenblick greift beim Lesen der Durchbruch in der Mitte störend ein. Man glaubt sich nach den ersten Worten des zweiten Buches in eine Zeit versetzt, die keinen Zusammenhang mehr mit dem ersten besitzt. Im ganzen ist der erste Teil ergreifender, weil er sich mutatis mutandis zum zweiten wie Dantes Hölle zum Paradiese verhält. Eine Hindeutung auf die Menschen, die den dreißigjährigen Krieg erzeugt hatten, und auf die zerfahrene Art des achtzehnten Jahrhunderts wäre vielleicht nicht übel gewesen. Die drei Pferde sind ein wenig unklar. Weshalb folgt denn Detlev seinem Reitknechte nach? Das ist eine der mir zu kurz geschürzten Stellen. Unwahrscheinlich ist, daß Hans Christian seinen alten Herrn nicht wiedererkennt. Wenn ich das Buch recht verstanden habe, darf die Abel am Schlusse den Pastoren nicht heiraten.

Wie schade, liebster Storm, daß die hundert Meilen zwischen uns liegen, daß wir nicht heute abend zum Tee zu einander kommen können. Wir verstehen uns auch, ohne den geleerten Tisch zu umwandeln, gut, ich glaube fast am besten von allen. Wir sind im Grunde so rechte Landsleute mit dem, was Eigenstes in dem Worte liegt. Unsere Verschiedenheit in literis ist weit mehr äußerlich als innerlich."

„Es waren zwei Königskinder" (1884) ist ein Erlebnis des stillen Musikanten. Es war wirklich eine laue Sommernacht, ein funkelnder Sternhimmel wölbte sich über Haus und Garten, der schon in Duft und Dämmer lag. Storm saß, wie er es liebte, inmitten der Seinen auf der Terrasse vor seinem Hause. Karl, der

in der Novelle als „mein Vetter, der Musiker, der sich die Erlaubnis zu einer langen Pfeife ausgebeten hatte", eingeführt ist, begann in seiner behaglichen Art ein Erlebnis aus der Zeit, als er in Stuttgart das Konservatorium besuchte, zu erzählen. Am nächsten Tage setzte Storm sich an den Schreibtisch und schrieb in einem Zuge in vier Wochen die Novelle. Die Durchsicht der in süddeutscher Mundart gehaltenen Stellen besorgte die Frau Eduard Mörikes.

„Ein Fest auf Haderslevhuus" (1884/85) bezeichnet Storm selbst hinsichtlich des Schlusses als ein Wagstück. „Worin liegt der Fehler," schrieb der Dichter an Petersen, „eine Sechszehnjährige als Liebende dargestellt zu haben? Diese Wahl ergab sich fast mit Notwendigkeit aus dem Stoffe. Goethes Mignon ist noch erheblich jünger. Die Liebe kann dadurch natürlich nicht zurückgedrängt werden, daß Dagmar aus der Harmlosigkeit in die Not des Lebens gerissen wird. Aber nicht zu vergessen ist, daß sie erst, nachdem oder indem sie der Pfeil des Todes trifft, die Erkenntnis seiner Ehe erhält und daß sie nichts verlangt, daß er sie als Tote noch begrüßen und ihr in einem anderen Leben angehören sollte, wo ja selbst christlich die hier geschlossenen Ehen aus sind. Habe ich sie schlecht oder nur mäßig dargestellt, so haben Sie recht. Ich habe recht vorsichtige Studien für die Arbeit gemacht. Recht haben Sie gewiß darin, daß jede menschliche Arbeit ihre Schwächen hat, daß z. B. die Wulfhild etwas zu sinnlich geraten ist, vielleicht auch darin, daß Rolf nicht ganz genügt. Sie irren sich, daß ich in den Ausdrücken alter-

tümlicher geworden bin als früher. Ich habe nicht einmal einen altertümlichen Stil geschrieben und kein Wort, das nicht selbstverständlich wäre."

Über die Veranlassung zu „John Riew'" (1885) hat Storm in „Was der Tag giebt" folgendes eingetragen: „Der alte Junggeselle J. läßt sich zu Hademarschen ein Haus bauen, das sich an einen düsteren Garten lehnt. Alles sehr sauber, rundherum gelbe Klinker. Niemals aber sah ich einen Menschen aus- und eingehen, niemals jemanden im Garten oder drinnen hinter den blanken Fenstern, die je zwei zur Seite des vertieften Säuleneingangs der Haustüre aus den roten, schwarz gefugten Mauern auf den mit Koniferen bepflanzten Vorgarten hinausgingen. Die weißen Gardinen hingen stets regungslos; den Einblick in das Innere verwehrten schwarzblaue Drahtvorsätze. Zwischen den gelben Klinkern, von denen ein Fries um die Hausmauern lief, und zwischen den Granitstufen der Haustreppe trieb Gras hervor.

Dennoch sollte nicht nur dieser nie von mir gesehene J., sondern auch dessen Haushälterin, eine herabgekommene Hamburger Hotelwirtin, eine brave Frau, wie es hieß, und deren zwölfjähriger Sohn, dort wohnen. Dieser war, wie man sagte, ein arger Bube. Aus der Volksschule in Hanerau sei er fortgewiesen; jetzt sollte er die vornehme Institutsschule besuchen, wo die Knaben Französisch und Englisch, sogar Lateinisch und Griechisch lernten. Ein paarmal sei er auch dort schon eingesperrt worden. Dennoch sollte der alte J. ihn zu seinem Erben eingesetzt haben. Bändigen konnte auch

er ihn nicht. Als er ihn, da er wieder eingesperrt worden war, mit ermahnenden Worten vornahm, machte der Junge eine Gebärde und schrie, indem er aus der Türe rannte: ‚Din Geld krieg ik doch!‘

Eines Tages hieß es, in dem neuen, roten Hause liege die Haushälterin im Sterben, aber das Haus selbst, an dem ich auch jetzt täglich vorüberging, stand in seiner alten, wunderlichen Einsamkeit. Die Gardinen hinter den dunkelblauen Vorsätzen hingen so regungslos wie immer, kein Mensch, kein Laut war darin vernehmbar. Auch das Sterben schien ganz still besorgt zu werden. Es war im Mai; hinten aus dem düsteren Garten schlug fast leidenschaftlich eine Nachtigall.

Am andern Tage ging ich mit meiner Frau vorüber. ‚In dem neuen Hause,‘ sagte ich, ‚soll schon eine zum Sterben liegen.‘ ‚Dann wird sie schon gestorben sein,‘ erwiderte sie, indem sie nach dem Garten zeigte, ‚sieh' nur, unter den Tannen stehen zwei Frauen, die mit einander sprechen.‘ Wir sahen nichts weiter, aber meine Frau hatte richtig geschlossen. Die stille Hausordnung war durchbrochen worden; die Haushälterin hatte damals kurz zuvor für immer ihr Tagewerk beschlossen.

Man hatte bisher nicht viel von dem J. geredet. Nur einmal, da man dem Besitzer des sauberen Landhauses 15 Mark Armengeld aufgelegt hatte, habe er bei der Kommission unter dem Bemerken, daß er bei solcher Behandlung den Ort zu verlassen gezwungen werde, dagegen protestiert.“

Storm war mit John Riew' nicht zufrieden. Auf den Einwurf seines Freundes Petersen, der Knabe, dessen Wildheit im Anfange betont werde, trete am Schlusse so zahm auf; die Begründung dafür schiene ihm zu fehlen, entgegnete Storm: „Sie haben recht, lieber Freund, es ist diese stille Geschichte von mir nicht mit der zwingenden Notwendigkeit wie anderes geschrieben. Der Stoff, der mir eines Morgens ins Bett fiel, hatte doch nicht die Macht, mir eine dauernde Teilnahme abzunötigen."

„Die Novelle John Riew'," lautete Wilhelm Jensens Urteil, „hat mich in eine Welt wahrhaften menschlichen Daseins, seines Denkens, Empfindens und Liebens schön entrückt. Der alte Kapitän bedünkt mich als feinstes psychologisches Kabinettstück, die tugendsame Frau dagegen als ein wenig zu schattenhaft, d. h. im Anfange ihres Auftretens, soweit es das Verhältnis zu ihrem Manne betrifft und sie ihm zum Verhängnis wird. Man hätte gern eine deutlichere Szene, wie ihre Tugend ihm das Leben verleidet und ihn ins Elend jagt. Das Detail der Erzählung ist höchst stimmungsreich und in vielen kleinen Zügen hochpoetisch."

Über die beiden nächsten Novellen „Bötjer Basch" (1885—86) und „Ein Doppelgänger" (1886) schrieb der Dichter seinem Neffen Ernst Esmarch, ihm sei wohl bewußt gewesen, daß in beiden das Evangelium der Liebe stecke.

Im Mai 1886 brachte Storm seine Tochter Elsabe nach Weimar, wo sie Musik studieren sollte. „Ich bin überall so behandelt," schrieb er von dort an Petersen,

„daß Sie mit der Aufnahme des schleswig-holsteinischen Poeten zufrieden sein können. Ich war mehrmals in Gesellschaft bei Hofe und bin von Volk und Fürst so aufgenommen worden, als wenn ich recht was wäre."

Als dem Dichter aber aus Hademarschen gemeldet wurde, daß eine Nachtigall in seinem Garten sänge, da wurde die Sehnsucht nach der Heimat so groß, daß er eilig zurückreiste.

Am Abend der Heimkehr (30. 5. 1886) schrieb Storm in ein kleines Notizbuch, in dem Poesie und Prosa bunt gemischt ist: „Wieder daheim soeben. Köstlich zu Hause zu sein. Dette und Dodo holten mich vom Bahnhofe. Als wir unserem Hause näher kamen, stand Do hinter den Tannen im Garten. Ich sprang über den Chausseegraben, über den Zaun, durch die Tannen, und hatte nun alles, was augenblicklich hier ist."

Mit dem Sommer 1886 waren die besten Jahre in Hademarschen verflossen. Des Dichters Geburtstag wurde am 14. September mit den Geschwistern und dem Grafen Reventlow hoch gefeiert, und die letzte Heide schmückte wie immer den Geburtstagstisch.

Am 2. Oktober zwang eine Lungenentzündung, die eine Rippenfellentzündung zur Folge hatte, den Dichter auf ein langes und schweres Krankenlager. Monate voller Furcht und Bangen flossen langsam dahin, und nur mitunter erhob die Hoffnung schüchtern ihr Haupt. Endlich, nach schweren Leiden, kam die Genesung, langsam zwar, aber sie kam. Storm ließ sich wieder vorlesen und war nur glücklich, wenn alle seine Lieben, auch

die guten Freunde, um sein Krankenbett versammelt waren.

Zu gleicher Zeit lag fern von ihm, in Bayern, sein ältester Sohn, sein Sorgenkind, im Sterben. Seine Sehnsucht, daheim sein Leben zu enden, konnte nicht erfüllt werden, weil seine Kräfte für eine so weite Reise nicht mehr ausreichten. So flogen sehnsüchtige Grüße von einem Krankenbette zum andern. Am 5. Dezember 1886 wurde Hans durch einen sanften Tod von seinen Leiden erlöst.

„Was mich in der Erinnerung an ihn so schwer trifft," schrieb Storm später an Ludwig Pietsch, „ist vor allem, daß gerade in ihm so vieles lag, das mein Leben und auch das seine hätte beglücken und bereichern können. Und nichts kam zu freudiger Entfaltung."

Oft hatte der Vater zu seinen Lebzeiten ausgesprochen: „Was soll aus meinem armen Hans werden, wenn er mich überlebt und dann allenthalben ausgestoßen wird?" Doch traf sein Tod ihn ins innerste Herz, so daß der schon Genesende noch einmal aufs Krankenlager zurückgeworfen wurde und fast keine Hoffnung mehr blieb. Tagelang lag er in wilden Phantasien, erkannte niemanden und hatte kein Bewußtsein von der treuen Liebe, die ihn umgab. Durch alle seine wirren Reden zitterte die Klage, daß seine Muse ihn verlassen habe und nimmer wiederkehre.

Doch er genas noch einmal, noch einmal wurde er seiner treuen Frau und seinen Kindern geschenkt und auch seine Muse kehrte zu ihm zurück.

Schon im Februar 1887, noch im Bette liegend, diktierte der Dichter die ersten Szenen seiner Novelle „Ein Bekenntnis“. Als Paul Heyse zwei Jahre vorher von seiner Novelle „Auf Tod und Leben“ schrieb, erwiderte Storm ihm, daß er sich seltsamerweise den Stoff zwei Tage vorher angemerkt habe.

Storm war nun wieder soweit genesen, daß er sich in seiner Stube aufhalten und an seiner Novelle arbeiten konnte. Der Garten prangte im vollen Frühlingsschmucke und der zarte Duft der blühenden Obstbäume zog durch die geöffneten Fenster in seine Dichterstube. „In meinem Garten,“ schrieb Storm an Heinrich Seidel, „wo sie in dichten Tannenbeständen hübsch Unterschlupf finden, sangen gestern Schwarzplättchen und Gartenlaubsänger so schön und eifrig miteinander, daß ich nachher meinen Seidel-Natursänger hervorholte und den Artikel ‚Grasmücke‘ mit nachkostendem Vergnügen nachlas.“

Aber körperliche Schwäche und ein fortwährender Magendruck ließen keine Frühlingsfreude aufkommen. Als die Nachricht von dem Tode eines nahen Freundes eintraf, sagte der Dichter schwermutsvoll: „Mir ist, wenn es ein Wiedersehen gibt, als ob ich unseren Freund bald in anderen Gefilden treffen werde.“

Storm wollte über seinen Zustand klar sehen und forderte von seinem Hausarzte, Dr. Brinken, ihm die Wahrheit darüber zu sagen. Der Arzt erklärte ihm darauf, daß er sein Leiden für Magenkrebs hielte.

„Laß Dich das häßliche Wort nicht erschrecken,“ schrieb er am 10. 5. 1887 seinem Sohne Karl, „viele

Menschen haben es viele Jahre lang und sterben schließlich an einer anderen Krankheit. Das Beste ist, daß meine Muse mir treu geblieben ist und auch vormittags die Kräfte noch zur Arbeit reichen und hoffentlich noch lange reichen werden."

Aber Storm hatte sich überschätzt; er vermochte die Gewißheit eines nahen Todes nicht zu ertragen. Tiefe Schwermut ergriff ihn. Keiner, der ihn liebte, konnte das ertragen. Die Hoffnung, ohne die es kein Glück gibt, mußte ihm wiedergegeben werden.

Zum Pfingstfeste kam Bruder Emil nach Hademarschen und brachte seinen Schwiegersohn, Professor Glaevecke aus Kiel, mit. Diese beiden Ärzte verständigten sich mit Dr. Brinken und erklärten dem Kranken nach einer Scheinuntersuchung, sie hielten sein Leiden nicht für Krebs, sondern für eine Erweiterung der Aorta.

Diese fromme Lüge war eine glückliche Lösung und schenkte dem Dichter noch einen heiteren Sommer. Sie gab ihm die Kraft, seine letzte Novelle „Der Schimmelreiter" mit ungetrübter Geistesfrische zu beenden.

Der Sommer brachte einen Besuch bei seiner Tochter Lisbeth in Grube, wohin ihr Mann inzwischen versetzt war. Hier arbeitete Storm in der Stille des ländlichen Pfarrhauses am Schimmelreiter. Eine halbe Stunde von dort entfernt lag das Gut Rosenhof, das dem Landtagsabgeordneten Feddersen gehörte. Dort verlebte Storm schöne Sommerabende und entdeckte mit Behagen, daß Herrn Feddersens Urgroßvater der

Bruder seines Urgroßvaters war. Der eine war Senator, der andere Bürgermeister in Husum gewesen.

Im Spätsommer reiste Storm mit seinem jungen Freunde Ferdinand Tönnies nach Westerland auf Sylt.

Am 14. September folgte die Feier des siebenzigsten Geburtstages. In Kiel fand am 13. September eine Storm-Feier statt, an der der Dichter jedoch aus gesundheitlichen Rücksichten nicht teilnahm. Nachdem Professor Stange den Jubilar in Tönen begrüßt hatte, sprach Wilhelm Jensen ein eigens für diese Feier von ihm verfaßtes Einleitungsgedicht. Dr. Alfred Biese hielt die Festrede für den am Tage vorher erkrankten Dr. Paul Schütze, den Verfasser der Lebensbeschreibung Storms. Dann folgten Vorträge von Kompositionen Stormscher Lieder von Jenner, Grädner und Volkmann und den Schluß bildete ein von einem Kieler Rechtsanwalte, Heinrich Brandt, für die Feier verfaßtes, von Liebhabern aufgeführtes Festspiel. „Die Heimat in luftigem, blumenbestreuten Gewande tritt auf und preist die Schönheit unseres Vaterlandes. Sie gedenkt des Mannes, der diese so begeistert geschildert hat, und feiert mit rühmenden Worten seinen Ehrentag. Den Kranz will sie ihm dankend aufs Haupt legen und fragt, wer wohl der Heimat Blüten für diesen Kranz brächte. Es nahen Apoll und Themis, dem Jubilar ihren Gruß zu bringen. Die starre Göttin der Gerechtigkeit und der Gott der Musen beginnen ein heißes Wortgefecht. Beide bezeichnen ihn als Advokaten und Richter; Apoll meint, daß Storms Neigung nur ihm und seinen Musen gehört habe. Schließlich

befragen beide einen Diener des Amtsgerichts, bei dem Storm einst fungierte, und dieser bekundet:

> Ja Dichten und Spazierengehn auf der Heide,
> Musik zu machen, das war seine Freude.

Themis muß sich als besiegt erklären, doch die Heimat bringt allen ihr Genüge, indem sie erklärt, ‚der Jubilar ist unser aller'. Gemeinsam wird dann der Kranz von Eichenlaub und Erika Storm auf die Stirn gedrückt, dessen Bild im Hintergrunde prangt."

Zum Schlusse wurde von dem Männerchor des Kieler Gesangvereins das Oktoberlied gesungen.

Auch in Brüssel soll eine Feier des siebenzigsten Geburtstages stattgefunden haben.

In Hademarschen herrschte schon am 13. September unter den Dorfbewohnern ein geschäftiges Treiben. Acht Ehrenpforten wurden erbaut, die in Zwischenräumen die Dorfstraße vom Dichterhause bis zum Gasthofe des Ortes schmückten. Hier, wo die von jedermann gekannte und verehrte „Mutter Thiessen" waltete, sollte das Festessen stattfinden. Der Dorfdichter, ein schlichter Bauer, hatte für jede Ehrenpforte ein an den Jubilar gerichtetes Gedicht verfaßt, das, mit großen, schwarzen Buchstaben auf ein weißes Schild gemalt, inmitten eines Kranzes hing.

Kinder und Enkel trafen schon am 13. September in Hademarschen ein. Am frühen Morgen des Geburtstages erwachten alle im Dichterhause durch ein leises, andauerndes Klopfen. Sie sahen aus den Fenstern und erblickten vor dem Gartentore eine bekränzte Ehren-

pforte, an der mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Dem Guten“. Diese zwei Worte bezeichneten am besten, wie Storm zu den Dorfbewohnern stand. Bei grauem Himmel und unter strömenden Regen brachte um 6½ Uhr morgens die Kapelle der Feuerwehr ein Ständchen.

Um 10 Uhr langten die ersten Glückwünschenden an, und in kurzer Frist war das Dichterhaus in einen Blumengarten verwandelt. Paul Heyse war zum Geburtstage nicht erschienen, er hatte nur sein wohlgelungenes Bild gesandt. Von den Dichterfreunden nahm nur Wilhelm Jensen am Feste teil. Er überraschte Storm mit seiner jugendlichen Tochter Maina. Es war wohl der feierlichste Augenblick des Tages, als Jensen seinem alten Freunde die Hand aufs Haupt legte und seinen Brief in Versen vorlas.

„Grau entfärbt
Steht neben Deinem weißen Scheitel nun
Ein Mann, dem bald ein Menschenalter lang
Die Freundschaft Dir verband, doch ungealtert
In erster Kraft der Jugend blieb der Dank,
Die reiche Frühlingsmitgift meines Lebens,
Der einst für Dich die Knabenbrust geschwellt.
Oft sprach ihn meine Hand Dir, tu' sie's heut'
In alter Liebe, dann mit hohem Stolz
Des freud'gen Wissens, daß nicht wertlos Dir
Der Gruß erklingt, den Deine Hand jetzt hält.
Und wenn ich je mit gläub'gem Kindersinne
Zu uns'rer alten Sonnenmutter bat,
Daß sie mir lächelnd nickte, so gewähre
Sie heut' mir eins: sie möge lange noch
In milden Herbstestagen, heit'ren, stillen,
Dir Haupt und Brust mit Licht und Duft erfüllen.“

Alfred Biese veröffentlichte zur Feier des siebenzigsten Geburtstages eine Skizze über Theodor Storm. Er bringt darin dem Leser jede der Stormschen Dichtungen in kurzen Umrissen in Erinnerung und weist hier, wie in jedem seiner mit Liebe und tiefstem Verständnisse für den Dichter und Menschen geschriebenen Erinnerungsblätter darauf hin, daß die Eigenart des Norddeutschen vielleicht bei keinem Dichter einen so tiefen und wahren Ausdruck gefunden habe, wie bei ihm.

Als eigentliche Festgabe lag auf dem Geburtstagstische, auf kunstreichem Blumenkissen, vom Verleger Elwin Paetel überreicht, „Theodor Storm, sein Leben und seine Dichtung, von Dr. Paul Schütze“. Der junge Verfasser und Freund des Hauses starb zwei Tage nach dem Feste infolge eines Blutsturzes. „Es darf die Hoffnung ausgesprochen werden,“ so schließt Schütze sein Buch, „daß, wenn am 14. September, seinem Geburtstage, dieses Buch in den Händen des Dichters ruht, dasselbe nicht bloß als Ausdruck persönlicher Liebe und Neigung des Verfassers erscheinen wird, sondern als Ausdruck der Empfindungen einer Gesamtheit, die in seinen Dichtungen reine, edle, vollendete Kunst erblickt.“

Von nah und fern wurden dem Dichter Grüße, Glückwünsche und Geschenke übersandt, als Ausdruck der Liebe und Verehrung, die er im ganzen deutschen Vaterlande genoß. Der Hamburger Korrespondent sandte eine aus Blumen hergestellte Leier, ein wahres Blumenwunder; die Damen Kiels schenkten eine kunstgewerblich wertvolle Gabe, einen eichenen

Schreibtisch mit Sessel aus der bekannten Werkstatt von Sauermann in Flensburg. Bei der Schnitzerei haben alte Meisterwerke unserer Holzschneidekunst als Vorbilder gedient. Die graue Stadt am Meer überreichte ihrem größten und treusten Sohne den Ehrenbürgerbrief.

Um 3 Uhr nachmittags begann die eigentliche Feier im festlich mit Tannengrün und Blumen geschmückten Saale des Thiessenschen Gasthauses. 68 Gäste saßen um den bekränzten Tisch. Alle Reden und Trinksprüche atmeten Liebe und Verehrung für den Gefeierten, der leuchtenden Auges inmitten seiner Gäste saß. Wilhelm Jensen brachte tief ergriffen seinem seit den Knabenjahren geliebten Meister einen warm empfundenen Trinkspruch. Storms Dank klang ein wenig ernst. Ein Bruchteil seiner Tischrede befand sich unter seinem Nachlasse und lautet:

„Meine verehrten Freunde und Verwandten! Der siebenzigste Geburtstag ist wohl deshalb ein großes Fest, weil es für den Jubilar zugleich ein schmerzliches ist. Denn der Volksmund hat recht: ‚Siebenzig Jahre ein Greis,‘ und das Greisentum hat wesentlich mit dem Tode zu rechnen und die Aussicht auf den letzten, grünen Hügel wird dem Siebenziger nicht mehr verschwinden. Aber da wacht im Herzen der Menschen die Liebe auf. Noch einmal wollen sie das Herz des alten Geburtstagskindes mit Freude füllen, mit Rosen soll die Perspektive verdeckt werden. So sind auch Sie alle hierher gekommen, um über diesen Lebensabschnitt hinwegzuhelfen und ich sage Ihnen meinen Dank da-

für. Die Erinnerung daran wird bei mir bleiben auf der Strecke Weges, die mir noch übrig ist, denn Sie alle haben mir eine wahrhafte Freude gebracht.

Meine verehrten Freunde, es sind unter den Gästen einige, ich weiß es, die dieses Fest als ein bloßes Familienfest ansehen. Ich aber kann mich der Erkenntnis nicht entziehen, daß es dem Dichter gilt. So lassen Sie mich ein Wort in dieser Richtung sagen.

In der Landschaft, wo ich geboren wurde, liegt freilich nur für den, der die Wünschelrute zu handhaben weiß, die Poesie auf Heiden und Mooren, an der Meeresküste und auf den feierlich schweigenden Weideflächen hinter den Deichen. Die Menschen selber dort brauchen die Poesie nicht und suchen nicht danach. Man sagt von jungen Rossen, daß sie knappes Futter haben müssen, wenn sie werden sollen, was sie werden können. Gilt das auch von Menschen? So bin ich in der Kunst der Poesie glücklich dran gewesen. Die Gelehrtenschule meiner Vaterstadt Husum wußte nichts von dieser Kunst. In unserem Hause war ein Schiller, von Goethe nur Hermann und Dorothea und dann vom Großvater her ein Chodowiecki-Band des alten Wandsbecker Boten. Erst die Hildburghauser Kabinett- und Miniaturausgaben brachten uns eine Menge Dichtungen, aber von Poeten, die damals wohl schon meist vergessen waren, freilich Bürgers Leonore und Wielands Oberon waren dazwischen. Aber von dem, was eben lebendig aufgetreten war, von den Romantikern, von Uhland, Eichendorff, Rückert, wurde uns damals nichts gebracht. Meine letzte poetische Arbeit über den Israeliten

Mathatias erhielt ich vom Rektor ohne Korrektur zurück, er sei kein Dichter. Ich hatte, als mein Vater mich aus der Prima der alten Husumer Gelehrtenschule auf das Lübecker Gymnasium schickte, keine Ahnung, daß gleichzeitig mit mir Dichter wie Uhland oder Eichendorff auf der Welt seien. In Lübeck aber, wo eine höhere Luft wehte, traten zwei für mich bedeutende Ereignisse in mein Leben. Ich lernte Goethes Faust und Heines Buch der Lieder kennen. Mag man von diesen sagen was man will oder kann: ein Dichter wird sie nie verleugnen können. Mir war — ein Jüngerer wird sich von diesem Eindrucke keine Vorstellung machen können —, als sei plötzlich ein Vorhang und noch einer zerrissen und ich blickte zum ersten Male in eine Welt, aus der die Poesie mit ihren Sternenaugen auf mich schaute. Dann kam noch Eichendorff und später Eduard Mörike hinzu. So war ich mit denen bekannt, die bestimmend auf meine eigene Kunst einwirkten. Ich wurde ihr Schüler, niemals ihr Nachahmer, davor bewahrte mich meine selbständige Natur.

Schon nach der Husumer Schule hatte ich mich in Versen versucht, aber es war eine inhaltlose Spielerei. In Lübeck wurde der Ton ein etwas anderer; aber es war immerhin ein etwas schülerhaftes Flügelprüfen; auch aus der Universitätszeit ist nur weniges stehen geblieben. Erst als ich in meiner Vaterstadt Advokat und absolut für mich selbst verantwortlich geworden war und mein Leben einen festen Inhalt gewonnen hatte, wurde meine Lyrik fertig. Als ich die schicksalsschweren Lieder, die die kleine Dichtung Immensee

tragen, geschrieben hatte: ‚Meine Mutter hat's gewollt‘ und das Lied des Harfenmädchens; als dann auch noch das Oktoberlied entstanden war, da war mir, auch ich sei jener seltenen, reinen und tiefen Lyrik mächtig, die ich bei Goethe, Heine, Uhland, Eichendorff und Eduard Mörike gefunden hatte. Und dies Gefühl, ich darf es dem Lebensende so nahe wohl aussprechen, ist jetzt meine feste Überzeugung, obgleich es die Welt noch jetzt kaum weiß, auch nicht die, die es hätten wissen sollen.“

Hier endet der Entwurf der Tischrede.

Als die Gäste nach Beendigung des Festessens zum Dichterhause gingen, fanden sie zu ihrer Überraschung alle Fenster in der Dorfstraße festlich geschmückt und erleuchtet. Später erschienen noch, um Storm zu ehren, sämtliche Kinder des Dorfs mit Stocklaternen, und als Schluß des Tages sang die Hademarscher Liedertafel.

Regierungsrat Petersen und Wilhelm Jensen blieben noch einige Tage, damit das Fest leise ausklinge.

„Dat mut ja'n heel wichtigen Mann wesen, uns' Herr Rat, dat so veel üm em dahn ward.“ „Ja, dat mut he woll;“ hörte man nach diesem Tage einen Bauern zum andern sagen.

„Wie gut,“ schrieb Storm an Alfred Biese, „daß ich nicht im vorigen Jahre dahingerafft wurde, um endlich auch von anderen zu hören, was ich seit vierzig Jahren bei mir selbst gewußt habe.“

Das Weihnachtsfest 1887, das letzte, das Storm feierte, wurde wieder in alter Weise begangen. Die mit aller Märchenherrlichkeit behangene Tanne stand unten im großen Zimmer. Wie in jedem Jahre, traf Karl am Abend vor dem Feste ein, um noch beim Vergolden und Schmücken des Weihnachtsbaumes zu helfen. Das schönste Weihnachtsgeschenk war allen in der Genesung des Vaters beschert worden. Die Kerzen am Christbaume wurden angezündet, die Flügeltüren nach dem Eßzimmer geöffnet, Karl begann auf dem Klavier leise „Stille Nacht, heilige Nacht“ zu spielen und alle stimmten ein. Storm stand auf der Schwelle des Weihnachtszimmers und hatte einen Arm um seine Frau gelegt. Als die erste Strophe zu Ende gesungen und das „Schlaf' in seliger Ruh'“ verklungen war, breitete Storm die Arme aus und aus seinen Augen flossen Tränen. „Singt nicht weiter,“ bat er, „unten in Bayern ist ein einsames Grab, darüber weht der Wind und der Schnee fällt in großen Flocken darauf.“ Da beschlich alle die bange Ahnung, daß sie wohl zum letzten Male mit dem Vater unter dem Weihnachtsbaume stehen würden. Seine Kinder traten still zu ihm, führten ihn zu den ihm bestimmten Gaben und leiteten so seine Gedanken von dem toten Kinde zu den lebenden.

Zum Drei Königstage, dem 6. Januar 1888, fuhr Storm, wie alljährlich, zur Geburtstagsfeier des Grafen Reventlow nach Husum. Sein Sohn Karl und die beiden jüngsten Töchter begleiteten diesmal die Eltern. Auch Regierungsrat Petersen erschien regelmäßig zu dieser Feier. Wilhelm Jensen, sonst der vierte im

Bunde, war nur mit dem geschriebenen Worte zugegen. Storm las den dichterischen Gruß abends bei der Bowle vor. Er lautete:

„So sitzt ihr einmal drüben wieder
In eurer „grauen Stadt am Meer“;
Ihr singt nicht grad' mehr Burschenlieder,
Doch Gläser dampfen um euch her.
Und wenn es etwa Tassen wären,
Ist sicherlich drin wenig Tee —
Fast scheinen's mir, den Tag zu ehren,
Die heiligen drei Könige.

Doch wenn's so ward, wie es beschlossen,
Und brach am Schlüssel nichts entzwei,
Und seid ihr dieses Tags Genossen,
Ist's wunderliche Heil'gendrei.
Nur einer zählet zu den Christen,
Die andern zwei — o Stoßgebet!
Zwei sind am Staatsschiff Maschinisten,
Der Dritte gar ist ein Poet.

Und so gesellt zur Festesweihe
Am Rand des guten, heißen Bronns,
Im Innern reden alle dreie
In lauter Zungen Babylons.
Im Grund versteht nur jeder seine,
Sie scheiden sich wie Ebb' und Flut —
Doch sitzen sie bei gutem Weine
Und unterhalten sich recht gut.

Warum auch nicht? So ist's im Leben
Und hat schon oft sich so gesellt;
Mich überkam's wie lächelnd eben
Als ich's mir lebhaft vorgestellt.
Am Meeresstrand und Berggelände,
Im Nebelgrau und Sonnenschein,
So ist's im Leben — und am Ende
Mag's so vielleicht am besten sein.

Gottlob, es laufen aus dem Hafen
Des Lebens Schiffe bunter Art;
Gottlob, nicht einzig Landratsgrafen
Versammelt es zur großen Fahrt!
Gottlob, nicht von Regierungsräten
Ausschließlich wimmelt's auf dem Meer!
Am schlimmsten wär's, wenn von Poeten
Allein die See bevölkert wär.

Und weil's so ist, ihr Mitgenossen,
Ihr lieben, dieser Lebensfahrt,
Hätt' gern auch ich auf meinen Flossen
An euren Bord mich heut' geschart.
Hub auch die Feder an mit Scherzen,
Sie fühlte drunter andern Klang:
Die „schöne Fremde" macht im Herzen
Mitunter doch recht heimatbang.

Als vierter heut' in eurer Runde,
Geraun, Gelächter und Geschnarr
Vernähm' ich gern aus eurem Munde
Ihr Kaspar, Melchior, Balthasar!
Ich hörte gern mit euch das Rasen
Der nächtlich sturmumheulten See,
Und säß, ihr alten Nordlandsasen,
Bei euch, ihr Wotan, Wili, We!

Doch kann's nicht sein, denn hundert Meilen
Sind für die Umfahrt etwas weit;
So laßt mich unsichtbar verweilen
Bei euch für kurze Spanne Zeit!
Und laßt in ihr mein Glas mich heben
Und sprechen: „Edel sei der Mann,
Hilfreich und gut," drum soll er leben,
Den dieser Tag gebar! Stoßt an!".

Auch der Geburtstag seines Sohnes Ernst, der seit kurzem in Husum als Rechtsanwalt lebte, wurde festlich

mit den Eltern und Geschwistern begangen. Strahlenden Auges saß der Dichter abends inmitten seiner Kinder und nächsten Freunde; er nickte allen freundlich zu und sagte: „O wie schön ist es, Kinder zu haben!"

Dieser Besuch in Husum erweckte in Storm die Sehnsucht, für den Rest seines Lebens wieder dorthin zurückzukehren. „Das Neuste ist," schrieb er an Wilhelm Jensen, „daß ich mitunter im Ernst daran denke, nach Husum zurückzukehren. Ich habe mehr Menschen dort — hier eigentlich keine —, von denen ich etwas hätte, nur meine Bibliothek und ich und ich und sie. Dann kann ich in Husum Winters in eine mich interessierende Komödie gehen, auch in meinem unter dem Namen ‚Thodor Storm-Verein' kräftig aufgeblühten Gesangverein und mitunter im Konzerte ein Stücklein dirigieren. Dazu bin ich als Ehrenbürger frei von Kommunalsteuern, die dort etwa 1000 Mark für mich betragen würden. Es fragt sich nur, ob ich mein Haus hier los werden kann. Auch glaube ich, daß die Luft meiner Jugend dort mir wohltut. Du und Deine uns so liebe Frau, Ihr würdet bei Eurem Nordwärtsreisen auch wohl in Husum zu uns kommen. Für diesen Sommer aber ist noch Quartier für Euch in Hademarschen."

Dieser Plan wurde jedoch nicht ausgeführt. Bald nach der Rückkehr von Husum wurde Storm wieder von Schmerzen und Schwächezuständen heimgesucht, die ihn nachts störten und keine rechte Freude an der Arbeit mehr aufkommen ließen.

Trotzdem war „Der Schimmelreiter" am 9. Februar

1888 beendet. Er wurde an Paetel gesandt, in dessen „Deutscher Rundschau“ er im April- und Maihefte erschien. Vorher las Storm die Novelle noch einmal im engsten Familienkreise vor. Der Dichter lag tief zurückgelehnt im Lehnstuhle und las mit leiser, von Ergriffenheit getragener Stimme. Als er zu Ende gelesen hatte, fragte er leise: „Ist es nicht langweilig?“ und strich wie liebkosend mit der Hand über die Blätter, indem er hinzufügte: „Das ist dann ja auch ein schöner Schluß.“

Seiner Tochter Elsabe schrieb er über den Schimmelreiter: „Ganz zufrieden bin ich mit meiner Arbeit nicht. Ich hätte sie vor zehn Jahren schreiben sollen. Die gewisse Greisenmüdigkeit hindert doch, man schreibt nicht mehr so gerne um.“

Eine neue Arbeit, die den Titel „Die Armesündерglocke“ führen sollte, beschäftigte ihn. Was er davon noch niedergeschrieben hat, ist als Anlage diesem Buche beigefügt.

Er begann auch, seine Jugenderinnerungen niederzuschreiben, ist aber über die ersten Anfänge nicht hinausgekommen, die nach seinem Tode im Novemberhefte der Deutschen Rundschau 1888 unter dem Titel „Nachgelassene Blätter“ veröffentlicht wurden.

Wie sehnte sich Storm in diesem Jahre nach dem Frühling, als könnte er ihn von seinen Schmerzen erlösen und ihm den Schlaf seiner Nächte wiederbringen. Als endlich der Lenz langsam und zögernd gekommen war, wurde im Garten mancherlei, auch Obst-

bäume, gepflanzt, wovon Storm in Stunden, wo die Hoffnung auf Genesung sein Herz erfüllte, doch noch die Früchte zu ernten meinte. Pfingsten kamen noch einmal die gewohnten, lieben Gäste nach Hademarschen, Bruder Emil mit seiner Frau und zum erstenmal als Pfingstgäste Ernst mit Frau und zwei Kindern. Es war jedoch ein freudloses Beisammensein, man spürte schon die Schatten des Todes.

Große Freude hatte Storm an seinen Enkelkindern, besonders an dem kleinen Hans. Morgens beim Frühstücke ließ es sich der Großvater nicht nehmen, ihm selber Milch und Brot zu reichen. Er strich ihm dann wohl sanft über sein blondes Haar und sagte: „Deine Tage sind nicht mehr meine Tage, mein lieber Junge."

Am 23. Mai 1888 schrieb Storm in sein Merkbuch: „Die Pfingsttage sind vorüber, die Kinder, Ernst mit Kind und Kegel, sind heute vormittag abgereist. Ernst versprach, bald wiederzukommen, was mir wohltat. Auch Emil war sehr lieb gegen mich, fast als müßte noch die Zeit gewahrt werden."

Unter dem 11. Juni steht eingetragen: „Ernst war vom 9. bis heute hier; sehr erquicklich. Meine Glycinie blüht zum ersten Male."

Je näher das Ende kam, desto tiefer umfaßte der Dichter alles, die Menschen und die Blumen seines Gartens, mit einer sanften, wehmütigen Liebe. Die Bilder seiner Kinder mußten immer um ihn sein. Auch das Totenbild von Hans war dabei, und wenn Storm sich unbeobachtet glaubte, so versenkte er sich in den Anblick seines Kindes.

Der ersehnte Sommer stellte sich spät ein, und erst Ende Juni begannen die Rosen zu blühen. Aber Frühling und Sommer brachten keine Genesung, die Kräfte schwanden und die Schmerzen steigerten sich.

„Ich bin in den letzten Monaten," schrieb Storm am 18. 5. 1888 seinem Neffen Ernst Esmarch, „immer kümmerlicher geworden. Verdauungsschwäche, Bleichsucht und gestörte Nächte haben mich so heruntergebracht, daß ich, wenn ich im Garten gewesen bin, oft zehn Minuten im Lehnstuhle keuchen muß, bevor ich den Lebensatem wiederhabe."

Storm sprach oft mit den Seinigen vom Sterben. Es war ihm ein Bedürfnis, von dem schwarzen Rätsel, mit dem sich seine Gedanken so viel beschäftigten, zu reden. „Das ewige Einerlei von Tag und Nacht," sprach er dann, „ist mir ein schrecklicher Gedanke. Daß ich nichts mehr von euch wissen darf und nicht mehr teilnehmen kann an dem, was euch betrübt oder beglückt, euch nicht mehr zur Seite stehen darf mit Rat und Hilfe, das ist schrecklich."

Als die Ferienzeit nahte, wo Karl und Elsabe für kurze Zeit ins Elternhaus zurückkehren sollten, ersehnte er ihre Nähe heiß. Kein Tag verging, an dem er nicht fast leidenschaftlich fragte: „Wann kommen sie nun?" oder: „Wenn diese Rosen verblüht sind, werden sie dann hier sein?" Er wußte wohl, daß sein Ende nahe war.

Am 30. Juni ging Storm zum letzten Male Abschied nehmend durch seinen Garten. Bald lag er schon ermattet in einem Liegestuhle in der Lindenlaube, dem

Hause gegenüber. Dem ihn besuchenden alten Freunde, dem Gutsherrn aus Hanerau, Dr. Wachs, reichte er die Hand, indem er traurig sagte: „Moriturus sum.“

Am 1. Juli stand der Dichter noch auf, blieb aber den ganzen Tag, auf dem Sofa liegend, in seinem Zimmer und ließ sich aus Andersens Roman „O Z“ vorlesen. Er hörte interessiert zu und sprach sich klar über das Gelesene aus. Der Nachmittagstee wurde auf seinem Zimmer getrunken; Frau Do, die beiden Nichten Lucie und Helene Storm und seine Tochter Gertrud, das einzige seiner Kinder, das daheim war, waren um ihn. Man erzählte viel, um den Kranken zu zerstreuen, der jedoch bald unruhig wurde. An diesem Abende verwirrten sich zum erstenmal seine Gedanken. Der Arzt gab ihm eine Morphiumeinspritzung, damit er wenigstens für Stunden von seinen Schmerzen erlöst werde.

Am 2. Juli stand der Kranke nicht mehr auf. Das Essen mundete nicht mehr und es stellten sich Beschwerden beim Schlucken ein. „Die Luft drückt so dagegen, wenn ich schlucke, aber ich lerne es schon,“ sagte er geduldig. Immer noch verlangte er, daß man ihm vorlese. Seine Tochter Gertrud nahm „O Z“ zur Hand und las zum letzten Male dem Vater vor.

Abends kam Karl. Die Wiedersehensfreude des Vaters war so groß, daß sein liebes Gesicht einen Schein von Gesundheit erhielt und alle sich fast täuschen ließen. Karl saß am Bette des Kranken und hielt seine Hand. Er mußte viel erzählen, und Storm raffte ein letztes Mal alle Kräfte zusammen; er sprach klar und

angeregt und seine Augen hatten einen fast unirdischen Glanz.

Es war aber nur ein letztes Aufflackern gewesen. Nachdem Karl sich zur Ruhe begeben hatte, trat seine Tochter Gertrud zu ihm, um ihm gute Nacht zu sagen, aber er erkannte sie nicht mehr. Alle Vorbereitungen, die seine Frau wie sonst für die Nacht traf, waren ihm nicht recht; er wurde erregt und ungeduldig. Als Frau Do bat: „Sei doch nicht so böse, wir wollen ja alles so machen, wie du es haben willst," da breitete er wie sehnsüchtig die Arme aus und seine Augen drückten unendliche Milde und Güte aus, indem er, jedes Wort fast leidenschaftlich betonend, sagte: „Ich bin ja nicht böse, ich bin ja so glücklich!" Eine qualvolle Nacht folgte.

Der am nächsten Morgen um 6 Uhr gerufene Arzt erklärte, es gehe zu Ende und müsse an alle Kinder telegraphiert werden. Das geschah. Der Kranke lag ganz still, nur einmal forderte er Bleifeder und Papier. Als dies jedoch gebracht wurde, war er schon wieder eingeschlafen. Seine letzten Worte waren: „Gedanken, Gedanken, meine süße Do, Gedanken!"

Am Nachmittage kam Ernst. Er legte einen Strauß Rosen aufs Bett und setzte sich still zu dem Vater. Der Kranke öffnete die Augen und sah seinen Sohn lange fragend an; er schien ihn zu erkennen. „Schlafe ruhig, Vater," sagte Ernst, „es soll alles werden, wie wir es besprochen haben."

Abends kam die älteste Tochter Lisbeth mit ihrer kleinen Tochter Constanze. Als sie an sein Bett traten,

hob er die Hand, die Lisbeth ergriff. Einen Augenblick sah der Vater sie an und schloß dann wieder die Augen. Der Todeskampf in der Nacht war schwer. Alle seine Lieben umstanden sein Bett. Seine Hand suchte oft nach der seiner Frau und seiner Kinder; mitunter auch strich er ihnen sanft übers Gesicht.

Gegen Morgen wurde der Kranke ruhiger, nur seine Augen irrten bisweilen suchend von einem zum andern. Vielleicht suchte sein Blick die fehlenden Kinder. Lucie traf um 11 Uhr vormittags ein; auch sie erkannte er noch. Im Laufe des Nachmittags kamen auch noch Elsabe und Dodo. Es war, als habe er nur auf ihr Kommen gewartet, um zu sterben. Frau Do kniete am Bette ihres Mannes nieder und hielt seine Hand. Alle Kinder umstanden das Sterbelager. Als Ernst in die Türe des Zimmers trat, sah sein Vater ihn noch einmal an und nickte ihm zu, als wollte er sagen, nun sei das Ende da. Dann legte er den Kopf auf die Seite und schloß die Augen. Ein leiser Seufzer hob noch einmal die Brust, und dann war er hinüber. Aus seinem Angesichte war der Ausdruck qualvoller Leiden verschwunden und ein stiller Friede verschönte und verjüngte es wieder.

Theodor Storm starb am 4. Juli 1888 um 4 ½ Uhr nachmittags. Wie einst bei seiner Geburt, so zog auch in der Stunde seines Sterbens ein Gewitter auf.

Am 7. Juli wurde unter Glockengeläute der mit Kränzen überdeckte Sarg von Nachbarn auf den Wagen gehoben, dem Rosen streuende Kinder voranschritten. Die Bewohner Hademarschens gaben durch die mit

Ehrenpforten geschmückte und mit Blumen bestreute Straße das Geleit zum Bahnhofe. Hier wurde der Sarg in den mit Blumen und Tannengrün geschmückten Wagen gehoben. Um 4 Uhr nachmittags traf der Zug in Husum ein. Nur wenige Fremde hatten sich eingefunden, weil die Todesnachricht zu schnell und unerwartet gekommen war. Aber eine große Menge geleitete den toten Dichter zur alten, lindenumrauschten Gruft auf dem St. Jürgen-Friedhofe. Unter dem Klange der Glocken wurde der Sarg still hinabgesenkt. Kein Wort wurde gesprochen, kein Geistlicher war dem Sarge gefolgt, so hatte Theodor Storm es zu seinen Lebzeiten bestimmt.

Beilage 1

Die Armesünderglocke

Die meisten der jetzt Lebenden werden von einer solchen Glocke gehört haben, sie selbst gesehen oder ihren Klang vernommen hat wohl niemand. Man meint zu wissen, sie sei den Kirchenglocken gegenüber nur von winziger Größe gewesen, etwa kaum zwei Schuh hoch, und habe ein feines und heftiges Geläute gehabt, womit sie den Verurteilten auf dem Todeswege begleitete, vom Austritt aus dem Gefängnis in die freie Morgenluft bis hin zur Fehmstätte und bis er sein armes Leben dem Schwerte oder dem Feuer, dem Galgen oder dem Rade hingegeben hatte. Von wo aber jenes jetzt bis zur Vergessenheit verschwundene Glöcklein seinen Klang erschallen ließ, ob von den Kirchentürmen neben den großen Glocken, ob aus einem eigenen Balkengefüge oder von dem Dache eines Gefangenhauses, das wird kaum jemand zu beantworten wissen. Die Sünderglocke im Magdalenenturm zu Breslau war erst auf Bitten ihres Meisters, dem sie zu Tode läutete, zu diesem Dienst geweiht worden.

In einem Kirchturm unserer nördlichen Städte aber soll zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein Armesünderglöcklein gehangen haben, ein Dutzend Leiterstiegen unterhalb der drei großen Kirchenglocken. Hinter

einer schmalen Turmluke, die nach Norden hinaus gelegen, wo vor der Stadt neben des Bürgermeisters Fischteich die Fehmstätte, oder, wie die Leute sagten, der Galgenberg gewesen ist, soll es seine Stätte gehabt haben. So ein armer Sünder seinen letzten Gang hat antreten müssen, hat man die Luke aufgestoßen und dann unten auf dem Grund des Turmes das Glockenseil gezogen, damit das Geläute den Verfehmten in den harten Tod geleite.

Als nämlich die Exekutionen an Hals und Leben zunahmen, als bald ein glattes Hexlein zum Schmauchen, bald ein Raubmörder zum Rade, endlich gar ein Hochfürstlicher Hofverwalter wegen begangener Untreue verurteilt wurde, in seinem Fuchspelz an einem gedoppelten Galgen aufgehangen zu werden, wollte ein Wohlehrwürdiger Magistrat es auch an einem Sünderglöcklein nicht fehlen lassen. Aber sei es, daß der derzeitige Glockengießer der Stadt kein erster Meister war oder daß der Stadtsäckel an dem Metall zur Glockenspeise hatte sparen wollen, die Glocke klang, als sei sie nur aus Holz geschnitten, und reichte kaum ein halbes Tausend Schritte in die Weite, so daß sie dem Delinquenten zwar aus der Gefängnistür hinaus, aber nicht mehr in das Tor zu jener Welt hineinläuten konnte. „De holten Klock“ wurde sie in der Stadt genannt; „Ut! All ut! All ut!“ so deutete man ihr Geläute, und wenn sie erscholl, gingen die Leute mit erschrockenen Gesichtern auf den Gassen.

In den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts aber ist dies Glöcklein durch einen Sturz bis auf

den Boden des Turmes, wo es mit dem Rande auf einen dort aufgestellten Grabstein aufgeschlagen, zugrunde gegangen. Und als einige Jahre später an einem trüben Novembermorgen eine blasse, noch gar junge Dirne, die in der hilflosen Angst der Geburtsstunde mit eigenen Händen ihr neugeborenes Kind erdrosselt hatte, schwankend aus dem Tor der Frohnerei getreten und von unehrlichen Fäusten auf den Henkerkarren gehoben war, um den Kuhsteig hinaus zur Fehmstätte geführt zu werden, da ist plötzlich ein fein Geläut vom Kirchturm her erschollen, so tröstlich, als riefe eines Engels Stimme, so lieblich, als sei es auf einmal wieder Frühling worden und die Maililien brächen duftend aus ihren lichtgrünen Blättern. Die arme Dirne aber, die in dem Karren rückwärts auf einem Bunde Stroh saß, ist in bittere Tränen ausgebrochen.

Dies neue Armesünderglöcklein, dessen Klang hier zum ersten Male erschollen ist, hat nicht innerhalb des Turmes, sondern unter einem Dächlein draußen an dessen Mauer, aber wiederum gen Norden nach der Wasenstätte zu und oberhalb der schmalen Turmluke gehangen und viele tausend Schritte weit seinen Schall versandt. In der Stadt aber hieß man es nach seines Stifters Namen nur das Armowitzer Glöcklein.

Franz Armowitzer war der Sohn eines zugewanderten Handwerksgesellen, der bei dem städtischen Rate und Glockengießer seit vielen Jahren in fester Arbeit stand, so daß er im Vertrauen auf seinen Meister und

wohl auch auf sein eigenes Können sich eines Tages mit einer hübschen Dirne ehelich verbunden hatte. Denn auf zwei Glocken, die jetzt in Kirchtürmen der Umgegend hingen, stand zwar auf der einen: „Durch Marten Peters Guß ich meinen Klang bekam“, und selbigen Inhalts, wenn auch infolge geistlichen Einflusses lateinisch auf der anderen: „Me fudit Martinus Petrus“; allein es wurde stark gemunkelt, der eigentliche Meister dieser beiden klangreichen Glocken sei der Geselle Armowitzer. Nur er verstehe es, das Metall zu mischen, den Durchmesser der Wände und das Profil der Glocken zu entwerfen oder die Rippen zu konstruieren. Daher, sagte der Stadtorganist, käme bei diesen Glocken neben dem Hauptton auch die kleine Terz so schön und deutlich zu Gehör, während bei einer Glocke aus desselben Meisters Werkstatt, die vor Armowitzers Eintritt in dieselbe gegossen worden, sich nur ein wirres Durcheinander von Tönen ergebe, das nicht einmal den Hauptton bestimmt erkennen lasse. Fragte aber jemand den Gesellen: „Was haben die auf den Dörfern jetzt für schön Geläute, davon bist du doch wohl der Meister?“ so pflegte er nur zu sagen: „Ich? Wie sollte das geschehen sein? Aber der Meister ist ein Greis; man soll dem Alter helfen, wo man kann.“

Notizen zum Armsünder-Glöcklein.

„O Herr, dein Lenz ist kommen!“

„Da weiß ich nicht, ob du mir gut bist!“ Der Knabe in seinem Versteck hörte einen Seufzer des Mädchens, zu sehen vermochte er nichts. Als aber in diesem

Augenblick das Mondlicht durch die Wolken brach, krampfte er seine junge Faust zusammen: der bleiche Mondschein beleuchtete das Antlitz des Mädchens, das mit geschlossenen Augen auf den Arm des jungen Patriziers zurückgesunken war, und ihre Lippen lagen wie hilflos halbgeöffnet vor ihm. Da rauschte es seitwärts in den Büschen; mit einem Angstschrei war das vierzehnjährige Kind entflohen, aber ihrem Liebsten saß eine kräftige, junge Faust an der Kehle. „Das — das wirst du lassen!“ raunte Franz Armowitzer ihm in die Ohren, „die ist nicht für deinesgleichen!“ Als aber jener mit plötzlicher Gewalt die Hand zurückstieß....

An freien Nachmittagen, wenn es Sommer geworden, liefen sie auch miteinander ins Feld hinaus, wo es ihnen zunächst lag, nach Osten hinter der großen Windmühle. War die Gegend auch öde, soweit die Äcker reichten, nur breite Wege von kahlem Sande oder Steinwällen eingefaßt, in denen am Rande Ginster blühte oder ein Gagelstrauch seinen würzigen Duft verbreitete, so war es doch ein anderes als zu Hause. Wenn nur ein brauner oder goldgrüner Sandkäfer vor ihnen herflog, oder gar ein Wiesel oder Igel vorüberlief, so war es ein Erlebnis, das sie abends beim Tee zu Hause zu erzählen hatten. Am schönsten war es fast, wenn dort über den Sandgruben der Stadt die kleinen, blaßroten Immortellen blühten; dann pflückte Franz und Maike wand sie zu kleinen Kränzen. In der Großmutter Stube hingen schon solche über den Bildern an der Wand. Er litt nicht, daß sie selber pflückte, denn

die Immortellen wuchsen meist am Rande der tiefen Grube, und manch Unvorsichtiger war dort schon mit dem unterhöhlten Erdreich in den Abgrund hinabgestürzt und mancher gar begraben.

Er mochte schon elf Jahre und sie ein halbes weniger zählen, da gingen sie eines Nachmittags einmal nach Norden statt nach Osten. Auch hier lag vor ihnen die weite, sandige Fläche mit breiten Wegen und kahlem Steinwalle. Von dem — sie wußten es — fast eine Meile entfernt liegenden Dorfe konnten sie jedes Haus erkennen, am Westrande die Kirche mit dem hohen, spitzen Turm, sogar die Fenster und die Türen in derselben.

„Siehst du?“ sagte Maike lachend, „da geht die Kirchtür auf und die Katz springt heraus; sie hat einen Besen in den Pfoten, ich denke, sie hat die Bänke abgefegt.“

„Was schwatzst du?“ rief Franz, der aus Gedanken auffuhr, „solche Katzen haben die Bauern nicht; die sind nur in deinen Märchen.“

„Ich mag hier aber nicht weiter!“ sagte Maike.

Er sah sie an.

„Nein, laß uns umkehren!“ Ein Weg zweigte eben rechts ein wenig östlich ab.

„Komm',“ sagte er, „wir wollen diesen gehen!“

Auch hier liefen nur die kahlen Wälle an beiden Seiten.

„Da ist's nicht besser!“ rief sie ihm schmollend zu und blieb zurück. Aber er kannte sie und ging, ohne sich umzusehen, in den neuen Weg.

Kaum fünfzig Schritte hatte er getan, so kam schon ihre Stimme hinterher: „So wart' doch, Franz! Warum läufst du von mir? Bist du bös, Franz?“

Er stand still und sah sich um. „So komm',“ sagte er und streckte ihr die Hand entgegen.

„Nein, mein Haarband ist losgegangen; bind's mir erst wieder fest!“ Und sie strich mit ihren schmalen Händen die Fülle rabenschwarzen Haars zusammen, die ihr tief unter dem Nacken herabfiel.

Als er das im Sommerhauch wehende Band darüber wieder in eine feste Schleife knüpfte, lief eine Amsel mit zierlichen Schritten über den Weg. Er nickte nach ihr hinüber, daß sie aufflog. „Du bist auch so eine Schwarzdrossel!“ sagte er zu dem Mädchen, „aber die Amsel singt so schön; schade, daß du nicht singen kannst.“

„O,“ sagte sie, „das tut nichts.“

„Aber,“ sagte er, „wenn du auf deinen kleinen Füßen gehst, das ist beinahe, als wenn gesungen wird.“

Aus ihren dunkeln Augen fuhr ein Blick auf ihn. „Du!“ sagte sie, und ein stolzes Lächeln fuhr über ihr zartes Antlitz. Dann legte sie ihre Hand in seine und sie gingen miteinander in dem Wege weiter und nur einzelne Worte wurden zwischen ihnen laut. Auf einmal gingen sie auf einem eingezäunten Wege, Nußsträucher und blühender Weißdorn standen zu beiden Seiten in dichtem Laubgedränge auf den Wällen; sogar der leichte Sommerwind schwieg hier. Blaue und feuerfarbene Falter spielten um die wilden Blumen, die aus den Rändern wuchsen, und mitunter kam vom Zaune her ein Duft von Geißblatt, das verborgen darin blühte.

Fremd wie eine Andacht umfing es die beiden; in der Nähe der Stadt gab es nicht solche Redder, und so weit wie heute waren sie sonst noch nicht gekommen.

„Hat die Drossel hier ihr Nest?" fragte das Mädchen leise, als ob sie kaum zu sprechen wagte.

„Weiß nicht, vielleicht!" entgegnete Franz ebenso.

Ein Neuntöter flog krächzend neben ihnen aus einem Hagedorn und die Kinder traten näher, um nach einem Nest zu sehen. Aber ihre Augen hefteten sich starr auf einen Dorn, an welchem eine aufgespießte Biene noch die Flügel regte.

„Pfui!" rief Franz, „das hat der schlimme Vogel getan, von dem der Schulmeister uns neulich erst erzählte!" und wollte behutsam die Biene herabziehen.

„Laß, laß doch!" sagte Maike und hob sich neugierig auf den Zehen, um das vergebliche Arbeiten des gespießten Insekts zu betrachten. „O wie wunderbar!"

Aber schon hatte der Knabe sie abgenommen und ihr mit dem Fuße einen raschen Tod gegeben. „Pfui, das ist grausam!" sagte er, griff nach des Mädchens Hand und zog es mit sich fort.

Nach einer Weile hörten Zäune und Wälle auf und die weite, braune Heide lag offen vor ihnen. Nur erst ein roter Schimmer flog darüber her, sie blühte noch kaum, es war erst Ende Juli. Aber fern am Horizonte zitterte die Luft in weißen Wellen. Ihnen zur Linken lag ein kleines Wasser, an dessen Rande zwischen Mummeln eine gelbe Iris blühte; dahinter stieg ein mäßig hoher Hügel auf.

„Ein Heidengrab!" rief Maike. Aber Franz schüt-

telte den Kopf: „Sieh' nur, es steht ein Pfahl darauf mit einer Spitze; das muß die Fehmstätte sein, der Galgenberg."

„Aber wo ist denn der Galgen?"

„Der ist seit lange abgebrochen; ich glaube, sie brauchen ihn nicht mehr."

Hand in Hand, wie behutsam, stiegen die Kinder an dem Hügel hinauf. Als sie oben waren, ließ Maike die Hand des Knaben los und blickte über die Heide, die sich unabsehbar, bis wo die heiße Luft am Horizonte spielte, nach Nord und Ost hinauszog. Dann plötzlich stieß sie einen Schrei des Entzückens aus.

Franz, der an dem Pfahl gestanden und dessen eiserne Spitze mit scheuem Finger betastet hatte, wandte jäh den Kopf. Da lag Maike unweit von ihm auf dem Boden; neben ihr war eine völlig kahle Stelle, die mit ein paar Steinplatten übermauert schien, aber rings umher blühte eine Flut von jenen kleinen Immortellen, die er hinter der Mühle so oft für sie gepflückt hatte. Das Mädchen strich mit ihren Händchen darüber hin und wieder, als wühle sie in einem Reichtum. „Und hier," rief sie, „kann ich sie mir selber pflücken, hier ist keine Angst dabei. Und sieh' nur, die sind nicht blaß, wie drüben auf den Sandbergen, sie sind ganz rot, wie Purpur leuchten sie."

Den Knaben durchfuhr es; ja, sie leuchteten wie Purpur: „Das ist von Blut!" rief er, „laß sie stehen!"

Aber die Dirne lachte: „Du bist nicht klug!" sagte sie, riß eine Handvoll roter Blüten ab und hielt sie an ihr schwarzes Haar: „Siehst du, die lassen hübsch!

Gefällt's dir nicht?“ und ihre weißen Zähne blitzten durch die roten Lippen.

Nur einen Augenblick sah er auf das hübsche Bild, dann faßte er sie am Arm und zog sie zu der öden Stelle. „Du bist ein dummes, eitles Ding,“ sagte er, „das ist auch die gewesen, der man hier den Kopf vom Rumpf geschlagen hat. Denn hier auf diesen Steinen hat der Block gestanden und dort auf der Pfahlspitze hat ihr junger Kopf gesessen und die Krähen und Dohlen haben ihr die schönen Augen abgefressen.“

Das Mädchen starrte ihn erschrocken an: „Wer? Was sagst du? Wem haben sie den Kopf abgeschlagen?“

„Das weißt du nicht? Der Haselsgret! O sie soll so geschrien haben, aber wir sind damals noch nicht auf der Welt gewesen.“

„Warum? Was hatte sie getan?“

„Sie war vom Lande hier herum und hatte ihr eigenes Kind so lange im Dorfteich unter Wasser gehalten, bis es ganz weiß und tot war. Sie hatte es schon verdient.“

Maike steckte sich beide Finger in die Ohren: „Nein, nein, schweig'! Ich kann's nicht hören!“ rief sie. „Hu, wenn mir das in der Nacht wieder einfiele!“

„Du bist ja närrisch,“ sagte er, „was geht das dich an?“

„Mich? Nein, ich weiß nicht!“ Ein Schwarm von Krähen zog lautlos über ihnen weg und weiter in die flimmernde Heide.

Sie lachte schon wieder. „Aber meine Blumen will

ich mir drum nicht verderben lassen!“ rief sie, und da sie merkte, daß er keine Gegenwehr tat, machte sie sich eifrig daran, ihre Schürze mit den roten Blüten voll zu pflücken. „Siehst du,“ sagte sie, „du glaubst schon selbst nicht, daß sie von Blut so rot sind.“ Sie steckte einen Strauß der glühendsten sich in ihr dunkles Haar: „Nun sag' nur, ob's nicht schön ist! Aber die blonden Stadtdirnen dürften sie nicht tragen.“

Sie hatte den Kopf zurückgelegt und sah mit ihren brennenden Augen zu ihm auf. Er blickte auf sie herab. Ein Schauer, wie er ihn noch nicht empfunden hatte, lief durch seinen Körper, als nähme eine Gewalt von ihm Besitz, von der er sich nie zu lösen hoffen dürfte. „Ja, es ist schön — du bist schön, Maike!“ sagte er beklommen. Dann blieb er regungslos stehen und sah, wie ihre flinken Hände die Blumen pflückten und mit Fäden, die sie aus dem Schlitz ihres Kleides zogen, Sträuße und Kränze banden.

Endlich war sie fertig. „Nun komm',“ sagte sie, streifte die Kränze über ihre Hand und hing sich an seinen Arm. Aber er war stumm geworden und sah nur manchmal schweigend nach dem jungen bräunlichen Antlitz, das sich dann und wann an seine Schulter lehnte und mit lachenden Augen in die Welt hinaussah.

Als sie in die Stadt und vor ihren Häusern angelangt waren, kam ein Ruf von der Straße herauf. Ein Mensch in etwas wunderlicher Kleidung stand still, machte einen Ausruf und hinkte weiter, um dasselbe zu wiederholen. Maike tat einen Angstschrei, daß Franz auffuhr und sie festhielt. „Was fehlt dir?“ fragte er.

„Der Scharfrichter! Das ist der Scharfrichter!“ rief sie.

Er besann sich. „Ja,“ sagte er, „das geht uns freilich beide an. Es ist ja Freitag, und er ruft, daß wir morgen unsere Straße fegen sollen bei Vermeidung von einem Schilling Strafe an die wohlehrwürdige Stadtkasse.“

Aber sie war ihm schon entflohen und stand drinnen in der dämmerigen Küche vor ihrer Großmutter, der alten Oligard Svendrofski. Dürres Reisig brannte im Feuerloch und die Flammen lohten um den sausenden Kessel.

„Sieh', alte Mutter,“ sagte Maike, „sind das nicht schöne Blumen? Die welken auch nicht! Die Sträuße behalte ich, die Kränze sollst du haben, die kannst du über deine kleinen Bilder hängen.“

Die Alte nahm die Kränze und hielt sie gegen die Herdflammen, um sie zu betrachten. „Wo sind die her?“ sagte sie mit ihrer scharfen Stimme, „die habt ihr auf den Sandbergen nicht gepflückt.“

„Nein, die hab' ich auf dem Galgenberg gepflückt, so schön rot wachsen sie auf den Sandbergen nicht.“

„Auf dem Galgenberg? Die hättest du sollen stehen lassen! Du weißt doch, von Kirchhöfen pflückt man keine Blumen.“

„Das ist ja doch kein Kirchhof.“

Die Alte kniff ein paarmal mit den Lippen und sah mit ihren roten Augen auf die Dirne. „Aber die Haselgret wurde, als er noch dastand, unter dem Galgen eingescharrt. — Fort mit Schaden!“ sagte sie dann feierlich

und warf die Kränze in die Flammen, die die trockenen Blumen wie mit Lust verzehrten.

Maike stieß einen Schrei aus: „O pfui, pfui alte Mutter!"

„Die Sträuße!" sagte die Alte streng. „Gib deine Sträuße! Du bist ein dummes Ding!"

„Jawohl, das sagt ihr alle!" rief Maike zornig. „Was hab' ich denn getan?"

Oligard antwortete nicht, sie riß ihr die Sträuße aus den Händen und warf sie gleichfalls in die Flammen.

Aber eins hatte sie nicht bedacht: Maike hatte, bevor sie zugriff, ihre Hand geöffnet, und als die Großmutter aus der Küche ging, um vor der Hoftür nach ihrem Kater zu rufen, sammelte Maike ein Häufchen Sträuße von dem Boden der Küche auf. „Du mußt nicht zu klug sein, alte Mutter!" rief sie, lief nach dem Hausboden und verbarg dort die geretteten Blumen in einem finstern Winkel.

Namentliches und sachliches Verzeichnis.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Theodor Storms Werke.

Beispiel Schilderung innere Stille

Die Zeit [illegible] war [illegible] einen Tag fast weiter; [illegible]
war es Abend. Darauf saß sie in ihrem [illegible] und
die brennende Kerze, die auf dem Tische stand, [illegible]
fallen auf ihre [illegible]; draußen das Fenster fiel der Mondschein [illegible]
mischte sich hier drinnen mit dem düsteren Lichtschein [illegible]
[illegible] rothe [illegible] » Da kommst du mal,
euch«, sagte sie und warf die [illegible] Augen auf ihn.

Er [illegible] den Kopf und schwieg; nur an [illegible] auch die Hände
wachend.

» Dein Kopf hat sich verändert; « sprach sie, » dein Haar [illegible]
unter einem Dach [illegible]; [illegible] in einer Bekanntschaft; er hat das
Bildniß [illegible], das ihr [illegible].«

» Ich weiß es, Herrin, « antwortete er, » als wir [illegible] mein Herz
erfüllt haben, daß er der [illegible] nicht [illegible]. [illegible]
[illegible] laß deine [illegible]; [illegible]
[illegible]

Handschriftliches Bruchstück aus: Theodor Storms Novelle „Ein Fest auf Haderslevhuus“.